

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2011



Jahrg. 23, Heft 2, August 2011



MANTIS VERLAG

ISSN 0947-7233

Titelbild: Die umkämpfteste Persönlichkeit dieses Heftes: Kaiser Justinian I., Mosaik-Porträt aus San Vitale, Ravenna [Bartl, Franz / Boehringer, Julie (1959): *San Vitale · Sant'Apollinare in Classe*; Baden-Baden, Abb. 50]

Impressum:

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin

(vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. i. R. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

Universität Bremen, 28359 Bremen, Sportturm C 6180

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

Phantomzeit:

www.fantomzeit.de

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

Dazu

www.chrono-rekonstruktion.de

mit Zugang zu erweiterten Funktionen nach

Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € bar senden oder überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2011 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 1989-1996 je 20,- ; 1997-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2010 zu 40,- . Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 23, Heft 2
August 2011

Editorial

Es ist amtlich: Prof. Du Shengwang von der Hong Kong University hat (erst-mals?) nachgewiesen, dass ein einzelnes Photon nie schneller als das Licht sein kann. Also gibt es keine Zeitreisen; das deckt sich mit der Besorgnis der chinesischen Regierung über zu viele einschlägige Filme. [Rühe, Alex (2011): „Ursache, Wirkung, Steuererklärung. Die chinesische Regierung warnt ihre Bürger vor Zeitreisen“; S.Z., 28.07., S. 11]. Ergo gibt es auch die Zeitmaschine Karls d. Gr. nicht (S. S. 474). Und Forschungen, die die Vergangenheit verändern könnten, werden auch bald verboten werden. So rückt das Aus für diese Zeitschrift näher.

Einer der ersten Zeitreisenden war übrigens der Naturforscher und Dichter Adalbert von Chamisso (1781–1838), der 13 Jahre vor Darwin seine wissenschaftliche Weltreise antrat. Noch vor Mark Twain, Jules Vernes und Herbert G. Wells sattelt er im Gedicht „*Das Dampfross*“ selbiges und reitet oder fährt mit ihm bis Napoleons Krönung (1804) und zur Hochzeit der Großeltern zurück („Ich habe der Zeit ihr Geheimnis geraubt“). Er wird uns seine Meinung zur regierungskonformen chinesischen Forschung sagen, wenn er mal wieder vorbeikommt.

Bis zum ultimativen Verbot werden wir hier unbeirrt die Fundamente der herrschenden Geschichtslehre auf Schwachstellen abklopfen. Aktuellem Stand entsprechend gliedert sich das neue Heft so: Antike (u. a. 18. Dynastie), Frühmittelalter (mit der fast schon hausbackenen Phantomzeit), daraus erwachsend Spätantike (mit Gunnar Heinsohns Arbeitshypothese, dass die Zeit zwischen |0| und 600 nur 300 Jahre lang war) und physikalische Unge-reimtheiten. Was das Frühmittelalter angeht, so wird mittlerweile ein zwin-gendes Argument präsentiert, das die Aachener Pfalzkapelle aus der Zeit um 800 in die von ca. 1135 bringt (*Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*).

Nur unser Jahrestreffen, für Fulda Anfang Oktober avisiert, ist noch vage. Dort im Zentrum gibt es entweder sündteure oder erschwingliche, aber zu kleine Tagungshotels. Vielleicht weichen wir nach Hannover aus. Bis dieses Heft erscheint, sollten die einladenden Emails schon verschickt sein. Bis dahin mit besten Grüßen

1.8.

Ödipus und Echnaton

Besprechung eines aktuellen Buches und eine Erinnerung an ein verdrängtes Werk Velikovskys

Stefan Diebitz

Es ist immer etwas peinlich für einen Autor, wenn er sich auf einen Gewährsmann beruft und sich dieser dann öffentlich von ihm distanziert. Das ist dem Soziologen und Psychoanalytiker Franz Maciejewski geschehen, der sein Buch über Echnaton eigentlich als „eine Hommage an Jan Assmann, den überlegenen Ägyptologen und Gelehrten“ verstanden wissen wollte, wie er in der *Frankfurter Rundschau* in einem Artikel [2010a] schrieb, mit dem er sich gegen die Kritik Assmanns verteidigte. In seinem Buch über den ägyptischen Pharaon geht es ihm vor allem um die Frage, inwieweit dieser für den ersten Monotheismus der Weltgeschichte verantwortlich gemacht werden kann – falls es denn ein Monotheismus gewesen ist, was er inszenierte. Aber nicht „Monotheismus, sondern Theokratie“ lautet die Antwort in den Worten Maciejewskis.

In diesem Beitrag soll es nicht um den Monotheismus gehen, sondern um die Person des Pharaos selbst und die erstmals von Immanuel Velikovsky vertretene These, der griechische Ödipus-Mythos erzähle eine ägyptische Geschichte. Denn auch Maciejewski zielt im Schlusskapitel seines Buches auf eine Identifikation von Echnaton und Ödipus, setzt seine Akzente aber ganz anders.

Velikovsky war Arzt und Psychoanalytiker, und ohne seine Kenntnis der Schriften Sigmund Freuds, vor allem aber ohne seine Auseinandersetzung mit dessen Abhandlung *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* wäre er nie zu einem Kritiker der antiken Chronologie geworden, wie er selbst mehrfach berichtet hat [z. B. Velikovsky 1981, 24]. Im Rahmen seiner Studien zu diesem Buch Freuds stieß er auf den „Ipuwer-Papyrus“, und erst der Vergleich der Bibel und ihrer Schilderung der zehn Plagen während des Auszugs der Israeliten oder unmittelbar davor mit den in diesem Papyrus angesprochenen Folgeerscheinungen einer großen Naturkatastrophe ließ ihn an der traditionellen Chronologie zweifeln [Velikovsky 1981, 38 – 41].

Velikovsky arbeitete mehrgleisig; er verglich die Chronologien der Antike und erarbeitete Vorschläge für ihre Korrektur (*Zeitalter im Chaos*), er suchte nach Spuren prähistorischer Naturkatastrophen (*Erde in Aufruhr*), und er legte mit *Das kollektive Vergessen* ein Buch vor, in dem er das den Katastro-

phen folgende Geschehen einer psychoanalytischen Deutung unterwarf – nach meiner Überzeugung ein indiskutabel schlechtes Buch [vgl. Diebitz 2002], eine Einschätzung, die Thomas Völker [1997] ähnlich vorgetragen und schriftlich formuliert hat. Nichtsdestotrotz war dieses Buch von großem Einfluss auf viele seiner Leser, die Velikovskys Werk fortzusetzen versuchten. Noch heute argumentieren die verschiedensten Autoren in derselben Weise mit dem Begriff der Verdrängung. Warum wir von einer Katastrophe noch nie etwas gehört haben? Weil sie verdrängt worden ist!

Christoph Marx ist einer jener, die so argumentieren, ein anderer Christian Blöss [21]:

„Die Unangemessenheit einer sich gegen Angst richtenden Abwehrform bildet das erste und zugleich einzige Indiz für ein zurückliegendes Ereignis, das sowohl für die aktuellen Abwehrformen als auch für die Verdeckung der Ursache des aktuellen Konflikts verantwortlich zeichnet“.

Gernot Geise schreibt, seiner Sache gewiss:

„Die letzte Katastrophe dürfte sich etwa vor tausend bis höchstens 1500 Jahren abgespielt haben. Auch hierbei handelte es sich wieder um den Einschlag eines Himmelskörpers. Diese Großkatastrophe ist hervorragend aus dem Bewusstsein der Menschen getilgt worden, wahrscheinlich durch reine Verdrängung.“ [Geise 2002, 47; fast wörtliche Wiederholung 182]

Der Begriff der Verdrängung bietet sich auch deshalb an, weil sich gegen ihn kaum ein Argument finden lässt – dieses wird einfach der „Abwehr“ zugeordnet, so dass Widerspruch die Diagnose nur bestätigen oder gar bekräftigen kann. Wenn wir *Ödipus und Echnaton* ernsthaft als ein verdrängtes Buch bezeichneten, würde sich der Focus deshalb von ganz allein auf den Leser und dessen behandlungsbedürftige Seele richten. Ein sachlicher Hinweis auf die innere Widersprüchlichkeit der Argumentation in *Das kollektive Vergessen* dagegen lässt sich wohl hoffentlich nicht in dieser Weise abqualifizieren. Man vergleiche nur einmal die im Untertitel des Buches aufgestellte Behauptung, weltweite Katastrophen seien erfolgreich aus dem Gedächtnis der Menschheit gestrichen worden, mit dem Faktum, dass Velikovsky in seinem Werk auf unzählige Quellen zurückgreifen konnte, die nach seiner Überzeugung eben diese Katastrophe schilderten:

„Es ereignete sich eine große Naturkatastrophe, deren Nachwirkungen jahrelang anhielten. Ihre Eindrücke prägten sich tief in die Gemüter ein, die Berichte wurden von Generation zu Generation weitergegeben“ [Velikovsky 1981, 39].

Wo ist unter diesen Umständen Platz für die behauptete Verdrängung?

Seinem Buch *Ödipus und Echnaton* ging ich auch deshalb jahrelang aus dem Weg, weil ich eine Fortsetzung dieser ganz und gar abwegigen psycho-

analytischen Argumentation vermutete. Aber sehr zu Unrecht! Denn dieses Buch ist anders 'gestrickt', viel sachlicher und viel weniger spekulativ, und es verweist auf eine Parallelität, die zuvor noch von keinem anderen Forscher gesehen worden war. Allerdings scheint Velikovskys seiner Entdeckung wenig Bedeutung zugesprochen zu haben, denn mit der Publikation ließ er sich außergewöhnlich lange Zeit:

„Somit war ich dem Rat des Horaz, ein Manuskript vor seiner Veröffentlichung neun Jahre liegen zu lassen, nachgekommen, und zwar um das Doppelte; denn achtzehn Jahre vergingen zwischen der Konzipierung dieses Werkes, dem ersten Entwurf bis zur bereinigten Niederschrift und zur Vorbereitung für den Druck.“ [Velikovskys 1960, 5]

Jetzt wird diese These wieder aufgegriffen, nämlich von Franz Maciejewski in seinem Buch über Echnaton.

Mit einem Velikovskys wird dieser Autor leider sehr schnell fertig, so schnell, dass es erst gar nicht zu einer sachlichen Auseinandersetzung kommt. Nicht in dem Kapitel über Ödipus, wo er eigentlich auf ihn hätte eingehen und vielleicht auch gegen ihn argumentieren können, sondern ganz am Anfang seines Buches, versteckt in einer Endnote, stellt er ihn ohne großes Aufhebens ins Abseits: Velikovskys „phantasievolle Geschichtsrekonstruktion stellt keine seriöse Position dar und bleibt deshalb von der späteren Debatte ausgeschlossen.“ [Maciejewski, 314]

In *Echnaton und Ödipus* argumentiert Velikovskys aber nur am Rande chronologiekritisch, weshalb seine „phantasievolle Geschichtsrekonstruktion“ gar kein Grund sein sollte, dieses Buch abzulehnen. Vielmehr vergleicht er die Geschichte des Pharaos mit jener des sagenhaften griechischen Königs Ödipus und findet eine erstaunliche Menge an Parallelen, von denen hier nur einige wenige aufgeführt werden sollen. Zunächst ist „Schwellfuß“ auffällig (die herkömmliche Übersetzung des Namens von Ödipus), der seine Parallele in den unförmig geschwollenen Oberschenkeln des Echnaton findet; Velikovskys kann zeigen, dass der zweite Teil des Namens „Ödipus“ oft Bein bedeutet, was diese Parallelität noch bei weitem bedeutender macht. Andere Parallelen sind der Inzest des Pharaos, der ein Kind mit seiner Mutter Teje zeugte (wie Ödipus mit seiner Mutter Iokaste), und sein Verhältnis zum Vater Amenophis III. (Laios), dem er wahrscheinlich als Kind niemals begegnete und mit dem zusammen er jedenfalls niemals auf einer Stele oder in einem Dokument erscheint, so dass die Abwesenheit des Kindes vom elterlichen Haus vermutet werden darf. Amenophis III. wird von Velikovskys als Laios identifiziert, aber bei weitem glanzvoller als diese naheliegende Identifizierung sind andere Gleichsetzungen. So glaubt Velikovskys in Eje, dem Schwiegervater Echnatons, das Vorbild für Kreon zu erkennen, den König, der die

Söhne des Ödipus schließlich vertreibt und Antigone verurteilt, weil sie ihrem Bruder entgegen seinen Anweisungen ein Grab bereitet. Und: In dem Priester Amenophis meint er das Urbild für den blinden Seher Teiresias gefunden zu haben; einen Hinweis sieht er unter anderem in dessen für seine soziale Stellung viel zu reichem und schönem Grab. Dazu kommen noch die Beziehungen Echnatons zu seinen Kindern; Velikovskys geht so weit, dass er in der ägyptischen Prinzessin Beketaton Antigone nicht allein wiederzuerkennen glaubt, sondern sogar meint, ihr Grab entdeckt zu haben, in dem sie von Eje / Kreon lebendig eingemauert wurde.

Allerdings haben nicht zuletzt Beiträge in dieser Zeitschrift gezeigt, wie problematisch die Zuordnungen einzelner Gräber, ja selbst gut erhaltener Mumien zu einer historischen Person sein können. Denn in vielen Fällen kann man sich nicht einmal des Geschlechtes sicher sein! Außerdem sind die tatsächlichen Verwandtschaftsverhältnisse bis heute umstritten; ein Beispiel unter mehreren ist Semenckare. Klaus Weissgerber hat z. B. einen Aufsatz vorgelegt, dessen Ergebnisse in keiner Weise kompatibel sind mit den Überlegungen Velikovskys, und erst im letzten Heft hat Ralf Radke die Identität von Echnaton und Amenophis IV. bestritten. Wenn man es nicht ohnehin schon wäre, müsste man spätestens jetzt Agnostiker werden.

So ist bei dem Schlusskapitel von Velikovskys Buch und seinen spektakulären Ergebnissen auch Skepsis angemessen. Bedeutend scheint es mir dennoch, und zwar bereits deshalb, weil in diesem Buch erstmals zwei der klangvollsten Namen der europäischen Literatur- und Kulturgeschichte ein Gesicht bekommen, und diese Tatsache allein (zumal sie so sehr allen vorherigen Visualisierungen widerstreitet) hebt Velikovskys Buch über die Konkurrenz hinaus. Ödipus und Antigone sind zwei außergewöhnliche Gestalten mit einer zutiefst bewegenden Geschichte, und wohl kaum jemand vor Velikovskys hätte mit diesen Namen einen missgestalteten Pharao und eine zarte ägyptische Prinzessin verbunden.

Überzeugend an Velikovskys These scheint mir auch seine Deutung des Auftritts der Sphinx in einer griechischen Mythe. Für die Gegenwart der Sphinx, die nicht ins vorklassische Griechenland, sondern unzweifelhaft nach Ägypten gehört, wusste er keine andere plausible Erklärung zu finden als ihren Ursprung in Ägypten. Maciejewski allerdings gibt zu bedenken, dass das griechische Theben eine Kolonie der mächtigen ägyptischen Stadt gewesen sein könnte, und ihm „drängt sich die Frage auf, ob nicht auch die nachfolgenden Könige“ der griechischen Stadt „ein ägyptisches Erbe vertreten“ [Maciejewski, 301]. Velikovskys dagegen bringt die Sphinx in direkten Zusammenhang mit den Orakelsprüchen der ägyptischen Priesterschaft, die zu der Aussetzung des Kindes führten und es deshalb später zum „Feind der gesamten Hierarchie“ werden ließen. Deshalb, so Velikovskys, entmachtete Echn-

aton die Priesterschaft, und deshalb (seine Formulierung lehnt sich beziehungsweise an die Schilderung des griechischen Mythos an) „war die Macht der Sphinx in Theben erloschen und ihr Bildnis, vermutlich durch Herabstürzen von der westlichen Felswand, zerstört worden.“ [Velikovsky 1960, 62 f.]

Es wurde wiederholt die Vermutung geäußert, das Ödipus-Buch Velikovskys spiele auch deshalb eine so geringe Rolle, weil sich der Autor schon bald nach der Publikation insgeheim von ihm distanziert habe – jedenfalls bezog er sich später nie darauf. Das mag wohl sein, aber es gehört ja auch nicht in den Argumentationszusammenhang seiner Chronologie-Revision. Einen möglichen Grund für das Schweigen des Publikums über dieses Buch sehe ich eher in der sehr schroffen und abwertenden Sprache, in der sich Velikovsky über die Homo- und Bisexualität verschiedener Gestalten äußert („abartig“), und die heute nicht unbedingt als politisch korrekt betrachtet werden dürfte.

Seine Arbeit, schreibt Maciejewski im Vorwort, wolle „nicht das Sichtbare wiedergeben, sondern (nach dem schönen Wort von Klee) sichtbar machen“ [Maciejewski, 31]. An dieses Versprechen hält sich der Autor leider keinen Augenblick lang, sondern es geht ihm durchaus um das Verborgene – und nur darum. Denn seine Untersuchung zielt auf eine „traumatische Ereignisgeschichte“ [ebd. 261], die im „Kokon eines Mythos“ verschwunden, also eben nicht sichtbar ist. Maciejewski, der in den vergangenen Jahren mit Assmann zusammen publizierte und sich in diesem Buch in vielen seiner Argumente eng an ihn anschließt [kritisch zu Assmanns Ansatz und Methode Siepe/Illig], argumentiert immer wieder psychoanalytisch und zielt damit auf das Unbewusste. Problematisch ist das aus zwei Gründen. Zunächst, weil wir ja über die betreffenden Personen kaum etwas wissen, zum anderen, weil er die Psychoanalyse umstandslos auf ein ganzes Volk überträgt. „Ethnopschoanalytischem Verständnis zufolge“, heißt es wenige Seiten vor dem Versprechen, das Sichtbare sichtbar zu machen, könne die Gründung einer Theokratie durch die Priesterschaft zweihundertfünfzig Jahre nach Echnaton als „weitgehend unbewusste Reaktionsbildung auf den Gottesstaat des Aton verstanden werden“ [Maciejewski, 28]. Man darf sich schon fragen, inwiefern eine „unbewusste Reaktionsbildung“ (ein eigenartiges Wort!) sichtbar sein kann oder einmal gewesen ist und inwiefern die Gründung einer Theokratie im Unbewussten verbleiben konnte. Auch ist nicht nachvollziehbar, wie etwas über einen derart langen Zeitraum in verschiedenen Generationen unbewusst bleiben, aber trotzdem vererbt und weitergegeben werden kann.

An einer späteren Stelle schreibt er, dass „die Zirkulation kulturellen Sinns hinter dem Rücken der Individuen“ verläuft (eine Prämisse, der ich keinesfalls zustimmen kann, sondern entschieden widerspreche), also „zum Unbewussten in der Kultur“ zählt und deshalb einer Deutung bedarf. Es ist eben nicht sichtbar, was Maciejewski vorträgt, sondern es sind immer seine

(gelegentlich gelehrten, scharfsinnigen und vielgliedrigen) Interpretationen, und wenn er ankündigt, „einige Einfälle zu zwei bestimmten Szenen“ zu notieren [Maciejewski, 87 ff.], dann handelt es sich nicht etwa um behutsame Deutungen, sondern um ziemlich wüste Spekulationen über frühkindliche Mutter-Sohn-Beziehungen, denen es an jeder seriösen empirischen Grundlage mangelt.

Zunächst kann sich Maciejewski an die Forschung anschließen, wenn er eine Vorbereitung der religiösen Aktivitäten Echnatons durch dessen Vater Amenophis III. wahrscheinlich macht, so dass die Einführung des Aton-Kults durch den Sohn für die Zeitgenossen nicht gar so dramatisch gewesen sein kann. „Es scheint mir viel realistischer zu sein“, schreibt der Autor über die Motive des Pharaos Amenophis III., die religiöse Revolution „als Zeichen der Selbstverherrlichung und als Menetekel des Größenwahns eines Despoten zu begreifen, der in einem unvorstellbaren Überfluss jedes Maß verloren hatte“. Das zweite Motiv sieht Maciejewski in den Aktivitäten der Gattin, Teje, die einen „bürgerlichen“ Hintergrund besaß und den Einfluss ihrer Familie, des Hauses Juja, mit Hilfe der Religion zu befestigen versuchte. An dieser Stelle hat Assmann in seinem Artikel in der *Frankfurter Rundschau* entschieden widersprochen:

„Was das ‚Haus Juja‘ betrifft, geht Maciejewski davon aus, dass die drei entscheidenden ägyptischen Könige, Thutmosis IV., Amenophis III. und Amenophis IV., Frauen ‚bürgerlicher Herkunft‘ zur ‚Großen königlichen Gemahlin‘ erheben, und dass diese Frauen aus derselben Familie stammen. Das ist reine Vermutung. Teje, die Frau von Amenophis III., ist die einzige Königin, deren Eltern in einer Quelle einmal erwähnt werden. Sonst wird die Herkunftsfamilie der Königin auf höfischen Denkmälern nicht genannt.“

Erfährt Echnatons Leben eine wirkliche Umdeutung, wenn sich Maciejewski der Gründung der Stadt Achetaton in der Nähe des heutigen Amarna zuwendet, der Metropole in Mittelägypten, der zuliebe der junge Pharaon die alte Hauptstadt Theben verließ? Echnatons Absicht zielte, so Maciejewski, nicht auf einen Monotheismus, sie lässt sich nicht eingliedern in einen Prozess allmählicher Vergeistigung (in diese These münden viele Deutungen, die von Freuds Moses-Buch ausgehen), sondern sie zielt auf nichts als einen von seiner eigenen Person dominierten Gottesstaat, in dem viele der alten Kulte auch weiterhin ausgeübt wurden. Das ist eine Deutung, die man zuvor auch schon in den *Zeitensprüngen* nachlesen konnte [Ernst 2005].

Für Maciejewski ist die Gründung der Stadt Achetaton allein psychoanalytisch deutbar.

„Im Kokon des Vaterkomplexes ist ein Gotteskomplex herangereift, der es erlaubt, die unerträgliche Ambivalenz der Gefühle aufzuspalten und abzu-

führen. Die Imago des ‚Guten Vaters‘ wird auf Aton übertragen, den Gott der Wärme und des Lichts“ [Maciejewski, 206].

Diese Deutung ist wirklich rein spekulativ, denn sie kann sich nicht einmal auf Indizien stützen, geschweige denn auf Fakten, weil man buchstäblich nichts über Kindheit und Jugend des Echnaton weiß. Nichts. Echnaton tritt vor seiner Inthronisation nirgendwo auf, auf keinem Bild und in keiner Inschrift, sondern erscheint ein erstes Mal erst, nachdem sein Vater bereits gestorben ist – für Velikovsky ein wichtiges Indiz für die Identität des Pharaos mit Ödipus, den sein Vater als Kleinkind mit durchbohrten Füßen aussetzen ließ. Eine „Entzifferung der psychischen Schrift“ von Echnatons Kindheit lässt sich unter diesen Umständen wohl kaum als seriös bezeichnen, denn es gibt keine Schrift, die sich entziffern ließe. Es gibt nicht einmal einzelne Buchstaben.

Mit seiner phantasievollen Psychoanalyse Echnatons schließt sich Maciejewski nahtlos an Karl Abraham an, der schon 1912 schrieb:

„Wir beobachten bei Amenhotep IV. [Echnaton; S.D.] einen Vorgang, der uns von den Neurotikern wohlbekannt ist. Sie lehnen die Autorität des Vaters in religiöser, politischer oder sonstiger Beziehung ab, ersetzen sie aber durch eine andere und zeigen dem Kundigen gerade dadurch, daß sie das Bedürfnis nach einer väterlichen Autorität tatsächlich nicht verloren haben.“ [Abraham, 358]

Hier sehen wir dieselbe Gedankenfigur wie bei der Verdrängung: der Psychoanalyse kann man nicht entkommen.

Es sei noch einmal daran erinnert, dass es die erklärte Absicht des Autors war, das Sichtbare sichtbar zu machen. Tatsächlich gibt es ja etwas Sichtbares, nämlich die Statuen und Abbildungen des Echnaton, auf denen er als ein kranker Mensch dargestellt wird – sehr oft noch dazu nackt. Seine Missbildung hat Echnaton nicht etwa versteckt, sondern herausgestellt und betont, und das ist ein Faktum, über das sich ein psychiatrisch interessierter Autor schon hätte Gedanken machen können. Über die Krankheit, die zu der körperlichen Deformation des Pharaos geführt hat, wurde ebenso oft wie ergebnislos spekuliert, aber sie muss in jedem Fall von großem, ja von gar nicht zu überschätzendem Einfluss auf das Seelenleben dieses Menschen gewesen sein.

„Besonders ungewöhnlich, ja bisher sogar ohne Beispiel“, schreibt Velikovsky dazu, „ist die Art, wie der Körper Echnatons wiedergegeben ist: mit einem langgestreckten Kopf auf dünnem Hals und einem herabhängenden Unterleib. Die ausgeprägteste Mißbildung aber findet sich in der Form seiner Schenkel; sie sind geschwollen.“ [Velikovsky 1960, 56]

Maciejewski dagegen geht leichtfüßig über das auf zahllosen Abbildungen verewigte Äußere Echnatons ebenso wie über seine anstößige und beispiel-

lose Nacktheit hinweg und erklärt, es sei „müßig, darüber zu spekulieren, ob Amenophis der Kleine [Echnaton; S.D.] etwa unter einer schlimmen Krankheit litt“ – so, als sei dies ohne jede Folge für sein Seelenleben wie für das Bild gewesen, das sich seine Zeitgenossen von ihm machten. Schon Abraham, der enge Freund und erste Schüler Freuds, ging Maciejewski darin in seinem einschlägigen Aufsatz voraus, als er das merkwürdige Äußere des Pharaos als einen gewollten Archaismus in der Darstellung deutete [Abraham, 359], einen Archaismus, den er tatsächlich mit dem Archaismus der Präraffaeliten vom Beginn des 19. Jahrhunderts verglich, was mir doch ein ganz klein wenig unhistorisch vorkommt.

Je weiter die Argumentation des Buches voranschreitet, desto mehr verirrt sich der Autor im Labyrinth einer bizarren psychoanalytischen Deutung. In den ersten Kapiteln geht Maciejewski von historischen Fakten, Dokumenten und Bildinschriften aus und betätigt sich eher als Detektiv, später aber stülpt er eine durch nichts getragene und gerechtfertigte Psychoanalyse über das Geschehen. Typisch ist sein Umgang mit der Traumatisierung, die er für die Amun-Priesterschaft behauptet und deren Ursprung er in der Herabsetzung durch Echnaton zu finden glaubt. Bereits für eine einzelne Person wäre diese Behauptung fragwürdig, aber für mehrere Generationen verliert sie jeden Sinn. Auf dieses grundsätzliche Problem einer jeden Ethnopschoanalyse hat auch Völker im 44. Paragraphen seines Aufsatzes hingewiesen, als er schrieb, dass „über einen Analogieschluß [...] aus kollektiv vererbten individuellen Erfahrungen ein ererbtes kollektives unbewußtes Gedächtnis“ erzeugt werden kann.

Denn wie hätte sich eine Traumatisierung vererben sollen? Den Jüngeren hätte man von der Geschichte erzählen müssen, und spätestens in diesem Augenblick wäre sie nicht mehr unbewusst gewesen. Ihre Unbewusstheit behauptet aber der Autor immer wieder („unbewusste Reaktionsbildung“; dieses unglückliche Wort tritt mehrfach auf). Die Herabsetzung der Priesterschaft durch Echnaton ließe sich vergleichen mit dem Kulturkampf der Bismarck-Zeit, also der Zurückdrängung der katholischen Kirche durch einen machtbewussten Politiker. Sollten deshalb heutige Priester als traumatisiert gelten? Ich sage es ungern in dieser Schärfe, aber diese Theorien sind ganz und gar absurd, lebensfremd und abseitig.

Am Ende kommt Maciejewski noch auf eine der merkwürdigsten Parallelen zwischen zwei einander fremden Kulturen zu sprechen, auf die Übereinstimmungen, die sich zwischen dem griechischen Ödipus-Mythos und der Lebensgeschichte des Echnaton ergeben; bedauerlicherweise ohne jeden Hinweis auf Velikovsky. Dabei bräuchte sich Maciejewski gar nicht zu verstecken, denn er akzentuiert durchaus anders und gibt eine Reihe interessanter

Hinweise. So scheint ihm der mythische König des griechischen (siebentorigen) Theben, Kadmos, ein „Revenant von »Kamose dem Starken«“ [Maciejewski, 300], und damit – Ödipus ist ja ein Urenkel des Kadmos – kommt er auf Ödipus zu sprechen, dessen Mythos möglicherweise „eine verschobene Erinnerung an König Echnaton darstellt“ [ebd. 280]. Es geht dem Psychoanalytiker Maciejewski erfreulicherweise sowenig wie dem Psychoanalytiker Velikovsky um eine Ausdeutung dieser Grundstory der Psychoanalyse als vielmehr um die Frage, inwieweit griechische und ägyptische Geschichte zusammenhängen. Der Auszug aus Ägypten, so schreibt er in einem gewollt schmissigen Jargon, wird von Hekataios von Abdera „als joint venture zweier Volksgruppen beschrieben“ [Maciejewski, 279], nämlich von Griechen und Juden, und hier verbirgt sich eine offene Wunde in der antiken Geschichte: Wir wissen nicht genug über das Verhältnis von Griechen und Juden. Dass man von hier aus notwendig zur Chronologie und zu ihrer Kritik kommt, braucht kaum betont zu werden. In jedem Fall: Hier stellt der Autor Fragen, ohne vorschnell die Schemata der Psychoanalyse in Anspruch zu nehmen, hier zeigt er sich also offen, und so gerät besonders das Schlusskapitel zu einer anregenden Lektüre.

Literatur

- Abraham, Karl (1982): Amenhotep IV. (Echnaton), *Gesammelte Schriften in zwei Bänden. Band II*, Fischer Taschenbuch, Frankfurt, 349-379
- Assmann, Jan (2010): Monotheismus als Mythos. Nofretete und ihr Gespür für Macht, *Frankfurter Rundschau*, 11.10. 2010
- Blöss, Christian (1987): *Maschinenkinder. Über die Beziehung zwischen Angst und Naturwissenschaft*; Berlin
- Diebitz, Stefan (2002): Die Menschheit auf der Couch. Bemerkungen über Psychoanalyse und Katastrophismus, *Zeitensprünge* 14 (3) 568-575
- Ernst, Otto (2005): Echnaton – gar kein Monotheist, *Zeitensprünge* 17 (3) 511-528
- Freud, Sigmund (1980): *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*; Frankfurt am Main (1939)
- Geise, Gernot (2002): *Die Irrealität des Römischen Reiches. Wer waren die Römer wirklich?* Hohenpeißenberg
- Maciejewski, Franz (2010): *Echnaton oder die Erfindung des Monotheismus. Zur Korrektur eines Mythos*; Berlin
- (2010a): Ketzerkönig als falscher Prophet, *Frankfurter Rundschau*, 29. 10.
- Marx, Christoph (1995): Darum Auschwitz! Eine Entgegnung, *Zeitensprünge* 7 (2) 203-207
- Radke, Ralf (2011): Alles eine Frage des Glaubens? Ein Versuch, die 19. ägyptische Dynastie zu rehabilitieren, *Zeitensprünge* 23 (1) 206-212
- Siepe, Franz / Illig, Heribert (2009): Jan Assmanns „kulturelles Gedächtnis“ im Forschungskontext. Eine Rezension von Franz Siepe samt einer Betrachtung von Heribert Illig, *Zeitensprünge* 21 (3) 52-62

- Velikovsky, Immanuel (1966): *Ödipus und Echnaton. Mythos und Geschichte*; Zürich (engl. 1960: *Oedipus and Akhnaton. Myth and history*; London · New York)
- (1981): *Zeitalter im Chaos. Vom Exodus zu König Echnaton*; Frankfurt am Main
 - (1985): *Das kollektive Vergessen. Verdrängte Katastrophen der Menschheit*; Frankfurt am Main
- Völker, Thomas (1997): Velikovskys Amnesie. Eine kritische Würdigung in 52 Thesen; *Zeitensprünge* 9 (2) 166-180
- Weissgerber, Klaus (2007): Zwischen Echnaton und Kambyses III., *Zeitensprünge* 19 (2) 279-299

Stefan Diebitz, 23568 Lübeck, Wilhelm-Wisser-Weg 49
stefandiebitz@gmx.de

Zur Genealogie der Amarna-Herrscher

Otto Ernst

Das Haupt-Diskussions-Thema der Ägyptologie waren 2010 die DNA-Untersuchungen an Mumien der späten 18. Dynastie, konkret aus der Amarnazeit. In den *Zeitensprünge* 1/2010 haben sowohl Klaus Weissgerber als auch ich zu den veröffentlichten Ergebnissen Stellung genommen. In einem zusätzlichen kurzen Kommentar dazu wies auch Illig darauf hin, dass die Ergebnisse nicht so eindeutig wären, wie es vor allem Hawass darstellte, und auch darauf, dass dieser verhindert hatte, dass japanische Forscher schon Jahre zuvor derartige Untersuchungen durchführten, vermutlich vor allem deshalb, weil er diese dann nicht als seine *eigenen* Ergebnisse hätte darstellen können.

Anfang 2010 berichtete Hawass ausführlich, was Untersuchungen in „von ihm eingerichteten hochmodernen Labors zur DNA-Sequenzierung“ ergeben hätten. Das wichtigste Ergebnis sollte sein, dass die Eltern von Tutanchamun *Geschwister* gewesen seien, wobei allerdings nur Echnaton eindeutig als Vater feststünde. Von der Mutter sei zwar die Mumie ermittelt worden, die sogenannte „Younger Lady aus Grab KV 35“, aber deren Identität würde noch nicht eindeutig feststehen. Ein dementsprechender Bericht von Hawass ist in Deutschland im September 2010 erschienen.

In meinem Artikel [2010] vertrat ich die Auffassung, dass sich hinter der „Younger Lady“ eventuell sogar Nofretete (die somit auch eine Tochter Amenophis' III. und der Teje und damit eine Vollschwester Echnatons gewesen wäre) oder deren Tochter Meritaton verbergen könnten; im letzteren Fall hätte Echnaton den Tutanchamun mit seiner ältesten Tochter gezeugt.

Im selben Jahr erschien dann ein Buch über Echnaton, in dem der Autor, *Franz Maciejewski*, neben neuen Theorien zur Amarnazeit eine weitere Kandidatin für die „Younger Lady“ postulierte, nämlich Satamun, die älteste Tochter von Amenophis III. und seiner Hauptgemahlin Teje. Satamun (manchmal auch Sitamun geschrieben) ist auf jeden Fall eine Vollschwester Echnatons gewesen und könnte somit ebenfalls die Annahme von Hawass bezüglich der Eltern Tutanchamuns erfüllen.

Eine weitere, bisher noch nicht in der Ägyptologie diskutierte These von Maciejewski ist, dass Satamun identisch sei mit Kija, die einige Jahre lang die Hauptfavoritin von Echnaton und damit eine Rivalin von Nofretete war, auch wenn Kija nicht den Titel einer „Großen Königlichen *Gemahlin*“ trug, sondern nur den einer „*Gemahlin* und Großen *Geliebten*“ Echnatons. Der Name Kija oder Kije wäre ein Kosename; wobei er zusätzlich auch anführt, dass sie in der Amarnazeit, als der Name Amuns verpönt war, ihren früheren Namen

Satamun nicht beibehalten konnte. Bezüglich *Satamun* geht Maciejewski allerdings noch erheblich weiter, ist er doch der Ansicht, dass sie zuvor schon sexuelle Beziehungen mit ihrem Vater Amenophis III. gehabt hätte und dadurch die *Mutter Semenchkares* gewesen sei.

In mehreren Artikeln [1997; 1998; 2002; 2006] habe ich zwar auch die Auffassung vertreten, dass Amenophis III. der *Vater Semenchkares* ist, habe allerdings als Mutter vor allem *Teje*, höchstens noch eine unbekannte Nebenfrau aus seinem Harem angenommen.

Als ein Argument *gegen* die Annahme der Mutterschaft *Tejes* ist meist vorgebracht worden, dass *Teje* dafür schon *zu alt* gewesen sei. Maciejewski hingegen nimmt an, dass *Teje* sogar die *Mutter von Baketaton* gewesen wäre, mit der *Teje* mehrfach auf den Bildern des *Huja-Grabes* dargestellt wird. *Baketaton* wird auf den Bildern als Königstochter bezeichnet, allerdings ohne konkrete Nennung des Vaters. Dieser dürfte allerdings ebenfalls Amenophis III. gewesen sein, zumal laut Thomas Schneider [= Amenophis IV.] eine Schwester Echnatons – also Tochter der *Teje* – namens *Baketamun* bekannt ist, die dann in der Amarnazeit in *Baketaton* umbenannt worden sein konnte. Wenn sie *jünger* als *Semenchkare* war, hätte *Teje* vom Alter her natürlich auch die Mutter von *Semenchkare* sein können; in diesem Fall bräuchte dafür nicht *Satamun* herangezogen werden, wie es Maciejewski tat.

Für die Annahme von Maciejewski eines diesbezüglichen Vater-Tochter-Inzestes könnte allerdings sprechen, dass *Satamun* auch den Titel einer „Großen königlichen Gemahlin“ trug, was allerdings nicht in jedem Fall auch sexuelle Beziehungen bedeuten musste. Bei *Satamun* ist dieser Titel jedoch insofern merkwürdig, als Amenophis III. zeit seines Lebens mit *Teje* schon eine „Große Königliche Gemahlin“ hatte, dafür also nicht auf eine seiner Töchter zurückgreifen musste. Allerdings hat *Satamun* zu Lebzeiten ihres Vaters auf jeden Fall eine große Rolle gespielt, denn in seinem in *Malqata* (auf dem Westufer *Thebens*) erbauten riesigen Palast muss sie selbst einen großen eigenen Bezirk gehabt haben.

Maciejewski macht nicht nur *Teje* jünger, als diese allgemein eingeschätzt wird, sondern ist auch der Auffassung, dass sowohl Amenophis III. als auch Echnaton nicht erst als reife Männer, sondern schon im kindlichen Alter den Thron bestiegen hätten. Die Regentschaft hätten für sie zunächst ihre Mütter geführt, für Echnaton dann natürlich *Teje*. Letzteres ist natürlich in mehrfacher Hinsicht interessant, insbesondere weil dann für die Anfänge der Aton-Verehrung, vor allem für die Errichtung des großen Aton-Tempels in *Theben*, nicht Echnaton, sondern seine Mutter beziehungsweise deren Familie verantwortlich gewesen wäre, nämlich das „Haus *Juja*“ – eine der Hauptthesen Maciejewskis. *Juja* war ein hoher Beamter zur Zeit Amenophis' III., u.a. Militär-Oberbefehlshaber, eine Rolle, die unter Echnaton *Eje* übernahm, der nach

dem Tod Tutanchamuns sogar Pharaos wurde. Eje gilt meist als Bruder der Teje und – zumindest für Maciejewski – sogar als Vater der Nofretete.

In dem frühen Aton-Kult sieht Maciejewski in Theben vor allem das Ziel, die Rolle der Nofretete und damit die des Hauses Juja hervorzuheben. Dafür kann er sogar ein sehr gutes Argument anführen, nämlich die sog. Nofretete-Pfeiler, mit denen damals die Westfassade des Amun-Tempels von Karnak ‘verblendet’ wurden. (Abb. s. S. 273)

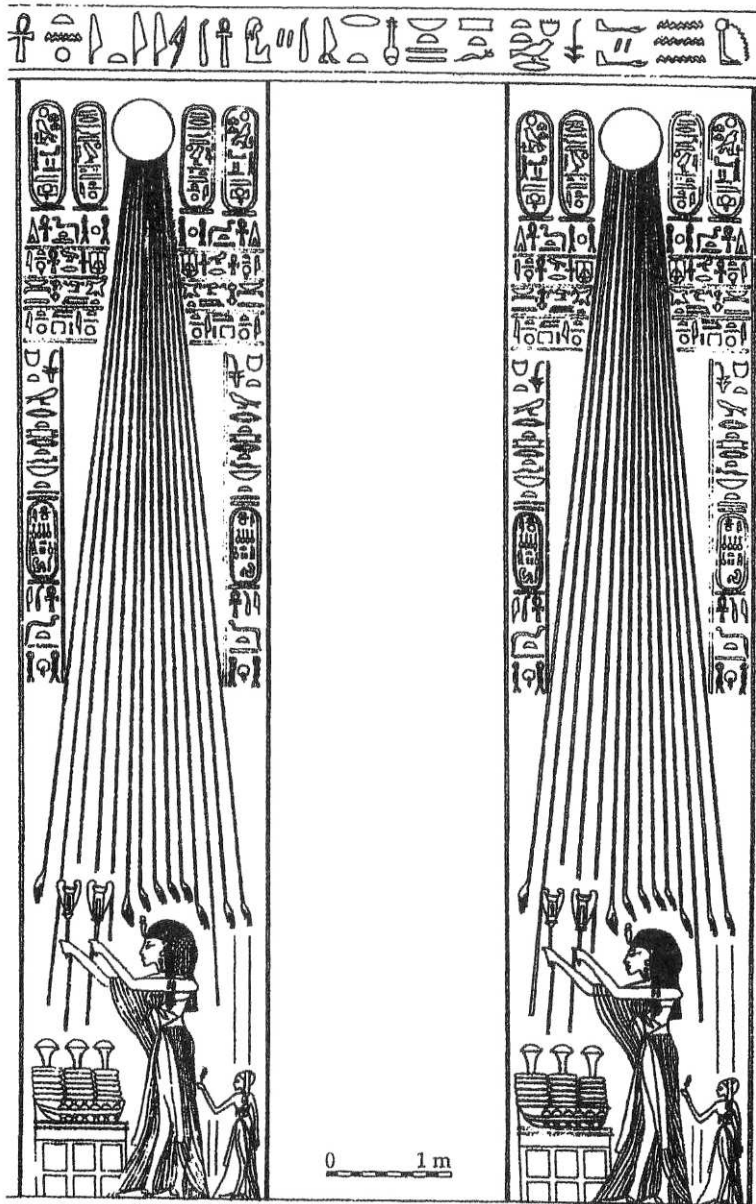
Zu einem Nofretete-Kult, zu ihrer Erhebung als Haupt-Aton-Verehrerin würde eigentlich passen, dass im eigentlichen Aton-Tempel auch Statuen der Nofretete aufgestellt wurden. Als solche werden in jüngerer Zeit auch die Statuen im „Amarna-Stil“ ohne männliche Geschlechtsorgane gedeutet, was mir einleuchtet. Für Maciejewski sind diese allerdings ebenfalls *Echnaton*-Statuen. Eine zwingende Begründung dafür, warum Echnaton sich so darstellen ließ bzw. warum Teje (und Eje) dies veranlasst haben sollten, bleibt er allerdings schuldig.

Die Annahme, dass Echnaton schon als Knabe auf den Thron kam, ist bereits von Marc Gabolde [1998] geäußert worden. Er – ihm folgend Maciejewski – beruft sich dabei auf Darstellungen aus der frühen Regierungszeit Echnatons, auf denen er als pummeliger, also noch kindlicher Herrscher dargestellt ist. Wenn das zutrifft, muss natürlich jemand anfangs für ihn die Regentschaft ausgeübt haben, wofür primär Teje in Frage kommt.

Eine andere Möglichkeit ist natürlich, dass damals Amenophis III. noch lebte, also zwischen ihm und Echnaton eine Co-Regentschaft bestand. Diese Annahme, von der ich auch in den bisherigen Artikeln ausging, wird allerdings von einer zunehmenden Zahl von Ägyptologen bestritten; ich halte sie immer noch für sehr wahrscheinlich. Auch davon hängt es natürlich ab, ob Baketaton wirklich jünger war als Semenckare bzw. ob Teje wirklich die Mutter von beiden gewesen sein konnte.

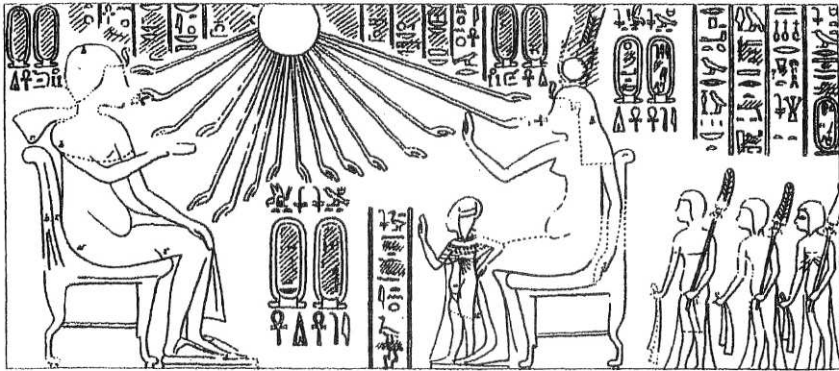
Für mich war Teje in politischer Hinsicht vor allem diejenige, die es in Verhandlungen mit ihrem Sohn Echnaton erreichte, dass dieser nach dem Tode seines Vaters Amenophis dessen weiteren Sohn Semenckare als Mitregenten anerkennen würde, was nur durch Verzicht oder Verdrängung von Nofretete möglich war, die bisher, zumindest in seinem Herrschaftsbereich in Amarna, die *Mitregentin* Echnatons war. Auf diese Verhandlungen weist meines Erachtens die schon erwähnte Bilderfolge im Grab Hujas, ihres Haushofmeisters in Amarna hin, der damit hervorhob, dass Teje auch nach dem Tode ihres Gemahls die erste Dame im Reiche blieb, was vor allem in der von ihr getragenen Federkrone zum Ausdruck kam.

Unter diesen Bildern ist eines besonders strittig, auf dem Teje, begleitet von Baketaton, einen Pharaos grüßt. Auf den ersten Blick scheint dieser Echnaton zu sein, aber die hinter dem Haupt der Teje befindliche Kartusche



Zwei der zwölf „Nofretete-Pfeiler“ am Westzugang des Amun-Tempels von Karnak [Maciejewski, 184]

und auch ein übrig gebliebenes Neb-Zeichen auf der ansonsten getilgten weiteren Kartusche weist eindeutig darauf hin, dass es sich bei dem Pharao um Amenophis III. gehandelt hat, auch wenn dieser im Amarna-Stil, also wie sonst Echnaton, dargestellt ist (rechts drei Hofdamen; Abb. 2 [Maciejewski, 107]):



Diese beiden Kartuschen sind wiederholt von Nicht-Ägyptologen übersehen worden, u.a. von Velikovsky, für den Echnaton das historische Vorbild des Ödipus aus der griechischen Mythologie war, der zunächst unwissentlich seinen eigenen Vater erschlug und später sogar dessen Witwe, also seine eigene Mutter heiratete. Eine inzestuöse Beziehung Echnatons mit seiner Mutter wird allerdings von den meisten Ägyptologen abgelehnt; auch ich halte sie für wenig wahrscheinlich. Maciejewski hingegen ist ein Anhänger dieser Annahme. Er ist sogar der Ansicht, dass aus dieser inzestuösen Beziehung Baketaton entstammte, also Echnaton ihr Vater war, nicht Amenophis III.

Besonders merkwürdig bei den Begründungen Maciejewskis für diesen Inzest ist, dass er dafür sogar obiges Bild anführt, obwohl er erkannt hat, dass die Kartuschen den Herrschernamen *Amenophis' III.* wiedergeben. Diesen Widerspruch glaubt er damit auflösen zu können: Echnaton identifiziere sich so mit seinem inzwischen verstorbenem Vater Amenophis III., dass beider Namen austauschbar sind, insbesondere auch unter dem Aspekt, dass Echnaton bei Teje jetzt auch die Funktion ihres verstorbenen Gemahls übernimmt. Echnaton müsste sich dann aber auch – wie Amenophis III. es tat – als Inkarnation Atons betrachten, den er jedoch immer als seinen *Vater* bezeichnet.

Generell unterstellt Maciejewski Echnaton inzestuöse Beziehungen aller Art; nicht nur mit seiner Mutter Teje, sondern auch mit seinen drei ältesten

Töchtern (was vor ihm schon andere Ägyptologen getan hatten) und – wie schon erwähnt – auch mit seiner Schwester Satamun, die er mit Echnatons Geliebten Kija gleichsetzt. Auch das ist in meinen Augen nicht sehr wahrscheinlich. Vermutlich war Satamun zumindest gleichaltrig, wahrscheinlich sogar deutlich älter als Echnaton. Wenn sich zwischen ihr und Echnaton eine sexuelle Beziehung angebahnt hätte und sie zu seiner „Großen Geliebten“ aufgestiegen wäre, hätte dies meines Erachtens schon *viel früher* geschehen müssen als erst in seinem ca. zehnten Regierungsjahr, als Echnaton mit Nofretete schon mindestens fünf Töchter gehabt hatte. Wenn sich ein Mann eine neue Geliebte wählt, dann ist diese normalerweise deutlich *jünger* als die bisherige Ehefrau.

Nicht ausschließen möchte ich jedoch, dass eine *der anderen* jüngeren Schwestern Echnatons – für Amenophis III. sind neben Satamun und Baketamun weitere Töchter namentlich belegt – nach Heranwachsen zu einer Favoritin Echnaton geworden ist und ihm dann Tutanchamun geboren hätte.

Die sogenannte „Younger Lady“ ist deshalb auf keinen Fall eindeutig als Mutter Tutanchamuns nachgewiesen; jede ihrer Schwestern hätte dasselbe Erbgut besessen, das später auf Tutanchamun übertragen wurde bzw. bei ihm nachgewiesen wurde. Allerdings spricht die tödliche Verletzung, die die Mumie der „Younger Lady“ aufweist, doch dafür, dass sie politisch eine gewichtige Rolle spielte, deshalb angefeindet und ermordet worden ist, was vor allem bei Satamun der Fall gewesen sein könnte.

Bezüglich Satamun gäbe es dann sogar noch eine weitere, von der Ansicht Maciejewskis abweichende Deutung: dass sie unter dem neuen Namen Nofretete sogar zu Echnatons „Großer Königlichen Gemahlin“ geworden wäre. Dass bedeutet natürlich nicht, dass sie ihm nach sechs Töchtern doch noch einen Sohn, nämlich den späteren Tutanchamun geboren hätte; dafür wäre eher eine *jüngere* Schwester von ihr in Frage gekommen. Für Maciejewski war Nofretete allerdings eine *Cousine* Echnatons, eine Nichte Tejes und Tochter Ejtes, was natürlich eine Erklärung für die Rolle Ejtes unter Echnaton und für seinen späteren Aufstieg zum Pharao wäre.

Resümee: Auch wenn ich vielen Ansichten Maciejewskis nicht folgen kann, halte ich sein Buch durchaus für interessant, sogar für ein Muss für alle, die sich intensiv mit der Amarnazeit beschäftigen. Und die Diskussionen haben sicher auch gezeigt, wie viele Annahmen aus der Amarnazeit noch unsicher sind. Interessant ist vor allem, dass Maciejewski als Ziel der Aton-Verehrung durch Echnaton nicht die Einführung eines Monotheismus annimmt, was ich [2005] schon lange bezweifle.

Literatur

- Ernst, Otto (1997): Als Diplomatin in Amarna. Eine neue Deutung der Teje-Reliefs des Huja-Grabes; *Zeitensprünge* 9 (4) 544-568
- (1998): Semenck-Ka-Ra, eine rätselhafte Gestalt der Amarnazeit; *Kemet* 2/1998, 4-11
 - (2002): Meisterin der Diplomatie. Die große Königsgemahlin Teje. *Kemet* 1/2002, 28-32
 - (2005): Echnaton – gar kein Monotheist. Eine neue Deutung der Religions-Politik Echnatons; *Zeitensprünge* 17 (3) 511-528
 - (2006): Wer war Semenckare? Neue Deutungen für den rätselhaften Pharaos; *Zeitensprünge* 18 (1) 80-102 [Dort Literaturverzeichnis obiger Artikel]
 - (2010): Zu den DNA-Analysen an Mumien aus der Amarna-Zeit; *Zeitensprünge* 22 (1) 65-68
- Gabolde, Marc (1998): *D'Akhenaton a Toutânkhamon*; Lyon · Paris
- (2001): Das Ende der Amarnazeit; in *Das Geheimnis des Goldenen Sarges* (Hg. Alfred Grimm / Sylvia Schoske); München, 9-42
- Hawass, Zahi (2010): Der Fall Tutanchamun. Inzest, Macht und Untergang; *National Geographic*; 9/2010, [Inzest, Macht und Untergang = 42-57. Königlicher Inzest = 62 f.]
- Illig, Heribert (2010): [Vier Ergänzungen zu K. Weissgerber und O. Ernst]; *Zeitensprünge* 22 (1) 68
- Maciejewski, Franz (2010): *Echnaton oder die Erfindung des Monotheismus. Zur Korrektur eines Mythos*; Berlin
- Schneider, Thomas (1994): *Lexikon der Pharaonen*; Zürich
- Velikovskij, Immanuel (1996): *Ödipus und Echnaton. Mythos und Geschichte*; Zürich
- Weissgerber, Klaus (2010): War Tutanchamun ein Inzest-Kind? Erste Bemerkungen zu einer neuen These; *Zeitensprünge* 22 (1) 52-64

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Zu den Fragen eines kritischen Lesers (Aegyptiaca XX)

Klaus Weissgerber

Christian Liesecke ließ mir folgende Mail zukommen:

„Ihre Serie von den frühen Ägyptern habe ich mit großem Interesse gelesen. Ich bin auch davon überzeugt, dass die ägyptische Chronologie kürzer sein muss. Sie haben in *Zeitensprünge* Ausgabe 2010 Nr. 2 zuerst die fünfte Dynastie folgen lassen und eine Zeitlang später die großen Pyramiden von Gizeh. Dazu zwei Fragen.

Sie hatten auch Gardiners Buch *Geschichte des alten Ägypten* [95] zitiert, dass die 5. Dynastie durchaus kürzer sein kann, was auch kein Problem ist.

Dort war von einem Prinzen und von einem Beamten zu lesen. Der Beamte heißt *Netjerpunesut* und soll laut Grabinschriften unter Radjedef, Chepren [sic!], Mykerinos, Schepseskaf, Userkaf und Sahure gedient haben.

Der Prinz heißt *Sechemkare* und soll laut Grabinschriften unter Chepren, Mykerinos, Schepseskaf, Userkaf und Sahure gedient haben.

Der Beamte und der Prinz müssen unter den großen Pyramidenbauern geherrscht haben [HvHg. K. W.].

Frage 1:

Da aber nach obiger Darlegung zuerst die fünfte Dynastie und eine Zeit danach die großen Pyramiden kamen, die zu Lebzeiten von Prinz Sechemkare und des Beamten Netjerpunesut gebaut wurden, konnten sie doch nicht mehr unter Sahure und Userkaf gedient haben, wie aber obige Grabinschriften andeuten. Wie kann man den scheinbaren Widerspruch von oben auflösen? Wie muss man diese Grabinschriften deuten?

Frage 2:

Ich habe aus der *Online Wikipedia* unter dem Stichwort Thamphthis folgendes gelesen: Ein hoher Beamter namena *Ptahshepses* hat unter Pharaon Niuserre der fünften Dynastie gedient. In der *Wikipedia* heißt es, dass er den Totendienst um die Könige Mykerinos und Schepseskaf versah. Aber nach obiger Ausführung kam die fünfte Dynastie zuerst und die großen Pyramiden sind erst später entstanden. Somit hätte Ptahshepses noch gar nicht den Totendienst dieser Pyramiden verrichten können. Woher nimmt man diese Angaben und sind diese absolut gesichert?“

Ich freue mich über jede, natürlich auch kritische Zuschrift zu meinen Beiträgen. Da es hier jedoch letztlich um grundsätzliche Widersprüche zwischen meinen Erkenntnissen und Ansichten geht, die von konventionellen Ägyptologen vertreten werden, möchte ich zu den von Liesecke gestellten Fragen in diesem Kurzbeitrag grundsätzlich Stellung nehmen.

In meinen *Aegyptiaca*-Beiträgen hatte ich, gestützt auf die stratigraphischen und technikgeschichtlichen Erkenntnisse Heinsohns und Illigs, versucht, die reale Abfolge der Pharaonen zu rekonstruieren und nach Möglichkeit ihre Regierungszeiten absolut zu datieren. Hierbei ging ich auch konkret auf die Geschichte des Pyramidenbaus ein, analysierte die bekannten Schriftquellen und setzte mich kritisch mit der konventionellen wissenschaftlichen Literatur auseinander. Wegen der stets gebotenen Seitenzahl musste ich mich jedoch auf die Herrscher beschränken und konnte nur gelegentlich auf Prinzen und Beamte eingehen. Meinen Hinweis auf Gardiner hat Liesecke offenbar meinem Text [ZS 2010, 265] entnommen; die Richtigkeit dieser Angaben hatte ich nicht bezweifelt. Die sich hieraus ergebende Herrscherabfolge, die Liesecke richtig wiedergegeben hat, überrascht schon deshalb nicht, weil sie mit derjenigen der Abydos-Königsliste [vgl. ZS 2010, 38, 266] identisch ist. In dieser fehlt lediglich der von Gardiner angegebene Radjedef, der wahrscheinlich nur ein Prinz war.

Widersprüche sieht Liesecke nur darin, dass er die Erbauer der großen Pyramiden von Giseh mit Herrschern der 4. Dynastie (Cheops, Djedefre, Chephren, Mykerinos und Schepseskaf) identifiziert, wie es in der konventionellen Literatur üblich ist. Anscheinend kennt er meine vorhergehenden Analysen nicht, hat aber offensichtlich meine grundlegenden Darlegungen in *Die frühen Pharaonen III* [ZS 2010, 38-40] überlesen. Ich beschränke mich hier auf die Wiedergabe einiger wesentlicher Sätze [38 f.]:

„Schon in meinem ersten Ägypten-Beitrag [1996, 254-257] habe ich die Problematik der großen Pyramiden von Giseh erörtert, wobei ich mich von Anfang an der These von Heinsohn und Illig anschloss, dass diese Bauwerke nur in einer entwickelten Eisenzeit entstanden sein können. (Dies hatten Illig und Löhner 1993 in einer umfassenden Analyse überzeugend bestätigt). [...]

Die angeblichen Erbauer der großen Pyramiden sind inschriftlich nur durch Graffiti aus der 19. Dynastie belegt, die in den Pyramiden des Cheops und Mykerinos gefunden wurden. Otto Ernst und Jürgen Zimmermann [2003] sind dieser Behauptung auf den Grund gegangen. Ich empfehle jedem ZS-Leser, diese überzeugende Analyse zu studieren, auf die ich hier nur aufmerksam machen kann. Offensichtlich wurden diese Graffiti von dem britischen Oberst Howard Vyse angebracht, der sich 1835/37 durch Einsatz von Schießpulver (!) den Zutritt zu den Entlastungskam-

mern dieser Pyramiden verschafft hatte. Die Graffiti wurden mit einer Tinte geschrieben, die noch zu seiner Zeit auf dem Basar von Kairo gekauft werden konnte [...].

Aus meiner Sicht sind die Pyramiden von Giseh in der Amarna-Zeit (oder in der Zeit unmittelbar davor) erbaut worden.“

All dies bleibt natürlich bei *Wikipedia* unerwähnt. Betonen möchte ich, dass ich die Pharaonen der 4. und der folgenden 5. Dynastie keineswegs als fiktive Gestalten betrachte. Sie lebten und wirkten zwar Jahrhunderte vor Errichtung der großen Pyramiden, hinterließen aber Bauwerke, auf die ich in meiner Serie konkret eingegangen bin [ZS 2010. 41, 267 f.]. Diese erreichten allerdings niemals auch nur annähernd das Niveau der Giseh-Pyramiden. In meiner chronologischen Rekonstruktion datierte ich die 5. Dynastie auf etwa 946–898 [ZS 2010. 286], Echnaton und damit die Amarna-Zeit dagegen auf 564–547 [2009. 294]. In den dazwischen liegenden Jahrhunderten entstanden die Bauten der Hyksos und der frühen 18. Dynastie.

Seine zweite Frage leitete Liesecke aus einem *Wikipedia*-Artikel ab. Ich fand nur einen englischsprachigen Text der *free encyklopedia!*, der allerdings nicht die angegebenen Behauptungen enthält. Da sind die deutschsprachigen *Wikipedia*-Artikel über Ptahschepses und Sechemkare aufschlussreicher.

Ptahschepses war ein Hoherpriester des Ptah, dessen Grab in Saqqara gefunden wurde. Aus den-Inschriften ergibt sich, dass er unter den Königen Schepseskaf (4. Dyn. Userkaf, Sahure, Neferirkare, Schepseskare, Neferefre und Niusurre (alle 5. Dyn.) tätig war. Mykerinos wurde hier nicht erwähnt. Es handelt sich um ein recht einfaches Grab, das den Bauten der Frühzeit entspricht. Dieser Hohepriester hat offensichtlich keinen Totendienst für die Erbauer der großen Pyramiden ausgeübt.

Semenchkare war ein Sohn des Pharao Chephren (4. Dyn.) und wahrscheinlich unter Userkaf und Sahure als Wesir tätig. Bereits Lepsius entdeckte in Giseh sein Felsgrab (LG89), in dem auch die Namen von Mykerinos und Schepseskaf gefunden wurden. Hierbei handelte es sich um bekannte Herrscher der 4. Dynastie; trotz des Fundortes konnte ich auch in diesem Fall keinen Bezug zu den Erbauern der großen Pyramiden erkennen. In der Gegend um Giseh wurden auch andere primitive Gräber der Frühzeit entdeckt.

Ich hoffe, die von Liesecke empfundenen Widersprüche geklärt zu haben; zu weitergehenden Analysen zu den angegebenen Prinzen und Würdenträgern fehlt mir augenblicklich die Zeit.

Griechische Philosophiegeschichte auf Abwegen

Knut Banner

Sofern eine letzte Katastrophe gegen -600 stattfand (Mykene, Cheops, Monotheismus), kann die griechische Philosophie nicht um -600 begonnen haben. Sie hat dann erst ab -500 eingesetzt.

Wie die meisten Leser der *Zeitensprünge* wissen, stellte Velikovsky in seinem Werk über kosmische Katastrophen [1978 = V.] die These auf, dass im -7. Jh. und früher die Erde von Venus und Mars bedrängt wurde „und dass im Gefolge dieser Vorgänge die Venus, die Erde und der Mars eine veränderte Stellung im Sonnensystem einnahmen“ [V., 322]. Wenn dies so oder ähnlich zutrifft, müssten sich bei den naturwissenschaftlich interessierten griechischen Weisen der Antike zumindest bezüglich der letzten Katastrophe, die Velikovsky auf den 23. März -687, zur Zeit des Assyrs Sanherib, datiert hatte [V. 212 ff.], die inzwischen aber bei etwa -600 gesehen wird [H/I, 33 ff.], entsprechende Hinweise, auch als Belege in Velikovskys Werk, finden lassen. Denn für diese letzte Katastrophe kann keinesfalls gelten, was Platon und Philon von Alexandria behaupten: Die Erinnerungen seien verloren gegangen, weil die Überlebenden sich nicht schriftlich mitteilen konnten oder weil wegen wiederholter Verwüstungen die jüngeren Generationen von den älteren keine Erinnerung empfangen [V. 266].

Eine Durchsicht der philosophischen Lehren des antiken Griechenlands, die teilweise ja sogar als Naturphilosophien bezeichnet werden, zeigt aber Bemerkenswertes. Die Weisen des antiken Griechenlands teilen uns nichts von einer himmlischen Katastrophe aus 'jüngster' Zeit mit.

Zwar sind heute fast alle Texte der ersten Philosophen, der Naturphilosophen, verloren, aber zur Zeit von Platon, Aristoteles, Epikur oder anderen Spätergeborenen war das nicht so. Platon schreibt den *Timaios*, Aristoteles *Über den Himmel*, Epikur in Anlehnung an Demokrit eine materialistische Naturlehre, die uns besonders der Römer Lukrez (ca. -70) in *Über die Natur der Dinge* vermittelt. Sie alle sprechen von einer gesetzmäßig geordneten Welt. Allerdings berichten sie auch von Weltenbränden, Sintfluten, Sonnenaufgängen im Westen, Zusammenstoßen von Planeten, Auflösung der Welt in Atome etc., aber immer nur theoretisierend und hinweisend auf mythische, eventuell zyklische Vorgänge zu fernen Zeiten. Dass Griechen gerade erst eben so eine Weltkatastrophe erlebt hatten, die, gemäß Velikovsky, nachhaltig

gen Eindruck auf die Bewohner der Erde ausübte [v. 269] *darüber herrscht Schweigen*.

Zum Beispiel die Weisen Milets in Kleinasien, also Thales (625–547), Anaximander (610–546) und Anaximenes (585–526) oder Pythagoras (570–480) müssten – wenn die Datierungen stimmen – in oder direkt nach der Katastrophe gelebt haben. Sie waren erste Aufklärer und geistreiche Sucher nach Welterkenntnis. Von ihnen werden uns Spekulationen über die Erde, den Kosmos und auch über mythische Welt- oder Sonnenuntergänge überliefert, aber keinesfalls, dass sie sich über Tatsache oder Ursache, Sinn und Zweck einer himmlischen Katastrophe *zu ihrer Zeit* auch nur geäußert hätten. Der Großvater des Heraklit (540–480) muss überlebender Augenzeuge der Turbulenzen im Himmel und auf Erden gewesen sein. Was hat dieser Adlige seinem hochgelobten, alleswissenden, kritischen Enkel berichtet? Heraklit, der immerhin das ständige Werden aus dem Kampf der Gegensätze betonte, sollte doch mitbekommen haben, welches Werden und Vergehen kürzlich auf der Erde tobte. Aber auch er philosophierte offenbar nur darüber, dass hinter dem ständigen Wandel in der Natur ein unsichtbarer Logos stehe, der für Harmonie Sorge. Dass es kurz vor seiner Zeit einmal völlig anders war, scheint er zumindest nicht berichtet zu haben. Und Aristoteles (384–322), der uns viel über die Lehren der Naturphilosophen vermittelt hat, kennt in seinem philosophischen Gedankengebäude keine Katastrophen, deshalb stellte ihn Velikovskij [1982. 49 ff.] in scharfen Gegensatz zu Platon. Aber auch Platon (427–347), der ja Katastrophenberichte aus fernen Zeiten immerhin mitteilte, meinte (in *Die Gesetze*), dass schwer bestraft werden müsse, wer himmlische Desaster behauptet [s. Grazia. 220].

Und Herodot (490–425) weiß von einer kürzlichen Himmelskatastrophe nichts, obwohl vor dieser Katastrophe gemäß Velikovskij

„die Erdachse eine andere Richtung im Raum [hatte], die Pole befanden sich an einem anderen Platz und die Erde bewegte sich auf einer anderen Bahn“. [v. 295]

Durch diese Katastrophe sollen dann Jahr und Monat eine neue (die heutige) Länge erhalten haben [v. 315 f.]. Das scheint die Griechen damals nicht berührt zu haben, denn Herodot berichtet nur von den *Ägyptern*, dass sie ihren Monat zu 30 Tagen rechnen und dass sie am Ende des Jahres zu den 12 Monaten 5 Tage hinzuzählen [v. 300]. Merkwürdig an dieser Mitteilung ist, dass rund 700 Jahre nach der Katastrophe Plutarch (46–120) und später Diogenes Laertius behaupten, schon Thales habe das Jahr in 365 Tage eingeteilt und der (zeitgleiche) Reformator Solon in Athen den Mondmonat zu 29,5 Tagen bestimmt [v. 314].

In den 60 Jahren vor der letzten Katastrophe sollen kosmische Katastrophen etwa alle 15 Jahre stattgefunden haben [v. 192 f.], wobei die Woche

damals zeitweilig 9 Tage lang gewesen sein soll. Dafür findet Velikovsky Belege in der *Ilias*, die eine 9-Tage-Woche kennt [v. 305]. Da „Homer von den »zwei Rossen des Mars« wusste“ [v. 250], und die *Ilias* voller Kampfberichte zwischen Venus und Mars ist, also die fragliche Katastrophenzeit genau wiedergäbe, spiegeln für Velikovsky [v. 228] die homerischen Epen diese Zeit. Die griechischen Gelehrten selbst aber wussten nicht, dass diese Zeit das -7. Jh. war. Velikovsky kann keinen griechischen Autor anführen, der die *Ilias* mit realen kosmischen Katastrophen im -7. Jh. verbindet. Zum Beispiel käme der Sänger Hesiod in Frage: Er hat nach eigenen Angaben nach dem Troianischen Krieg im Eisernen Zeitalter gelebt, war also Zeitzeuge. Velikovsky kann diese für kosmische Entwicklungen berühmte, episch breite Quelle nur einmal und nur mit drei schwächtigen Worten zur Unterstützung heranziehen: Hesiod nannte den bekannten Kriegs-Gott Ares (Mars) „Verheerer von Städten“ [v. 245].

König Agamemnon von Mykene, der die Griechen in den Troianischen Krieg führte, war Sohn des Atreus. Die Zeit des Troianischen Krieges und damit gemäß Velikovsky die Zeit der letzten Katastrophen im Abstand von rund 15 Jahren vor ca. -600 nach heutiger Sicht ist genau auch die Zeit der argivischen Tyrannen Thyestes und Atreus und die Zeit des Untergangs der mykenischen Zivilisation [H/I, 41]. Damals soll nach Velikovsky [1978, 211f.] die Sonne in ihrer Bewegung aufgehalten worden sein. Den Römer Seneca (-4 bis +65) nennt Velikovsky in diesem Zusammenhang als Quelle mit einem Auszug aus dessen Drama der menschlichen Gewalt *Thyestes* [v. 197], – vielleicht – eine 500 Jahre spätere Nachdichtung des heute nahezu verlorenen Dramas *Atreus* des Sophokles. Zur weiteren Unterstützung zieht Velikovsky [1978, 214 f.] den Mythos über die mykenischen Könige heran, wie er z. B. von einem Pseudo-Apollodorus im +1. Jh. berichtet wird. Aber auch Platon kennt den Mythos und gibt in einem der späteren Dialoge (*Der Staatsmann*) an, dass sich die heutige Richtung des Sonnenlaufs zur Zeit des Atreus einstellte, mit damals gravierenden Folgen für die Menschen [v. 108]. Dass aber dieses Geschehen nicht etwa in dunkler Vorzeit, sondern nur ein- bis zweihundert Jahre zurücklag, scheinen weder Platon noch die näher am Geschehen lebenden Tragiker Sophokles und Euripides gewusst zu haben [v. 108 f.].

Velikovsky bringt schließlich zwei hochkarätige griechische Gelehrte als Katastrophen-Zeugen, den pythagoräischen Wunderheiler Empedokles und den Vorsteher der Bibliothek in Alexandria, Eratosthenes. Seinem Abschnitt „Wann wurde die *Ilias* geschaffen?“ stellt Velikovsky [v. 222] eine Bemerkung des Empedokles voran: „Gewaltiger Streit war mächtig angewachsen unter den Körpern des Himmels“. Man wünschte sich, dass Empedokles (483–425) etwas genauer dargelegt hätte, was er mit dem Satz meinte, um ihn im Sinne von Katastrophen in geschichtlicher Zeit einordnen zu können. So

kann man nur auf sein philosophisches Konzept zurückgreifen, nach dem Streit alle Dinge *trennt* (Liebe führt sie zusammen). Da die Himmelskörper sich von der Erde und auch sonst weit voneinander entfernt bewegen, beweist dies nur, dass ständig Streit unter ihnen herrschen muss. Von den Schriften des Eratosthenes (290–214) sind nur wenige Reste erhalten. Velikovsky entdeckte die von Kompilatoren offenbar für wichtig gehaltenen Angabe:

„An dritter Stelle ist der Stern (*stella*) des Mars ... Er wurde verfolgt durch das Gestirn (*sidus*) der Venus; dann holte Venus ihn ein und entflamte ihn mit brennender Leidenschaft“ [V. 230].

M. E. ist diese Mitteilung über den roten Planeten zu dürftig und sehr allgemein und mit Sicherheit aus der Mythologie geschöpft. Als Beleg dafür, dass dem Eratosthenes ein entsprechendes konkretes Vorkommnis bekannt war, kann sie nicht gelten. Vor allem, wenn man bedenkt, dass Eratosthenes als Mathematiker, Astronom, Geograph und Historiker, dem in der Bibliothek von Alexandria noch das gesamte Wissen der Antike zur Verfügung stand, die Möglichkeit gehabt hätte, sich klarer und deutlicher zu fassen.

Dies ist überraschenderweise alles, was Velikovsky von den antiken *griechischen* Weisen im Wesentlichen an Belegen über die letzten kosmische Katastrophen beibringt. Das lässt den Schluss zu, dass die Griechen von gar nichts wussten. Es ist also so, wie es Platon im *Timaios* über den Athener Weisen Solon (640–561!), der sich ahnungslos in Ägypten bei Priestern informiert hatte, berichtet: Solon wusste nur vom Mythos der Sintflut-Sage [V. 136]. Eine kosmische Katastrophe, die gerade zu Solons Zeit geschah, kannten weder Solon noch offenbar die befragten, ägyptischen Priester, ebenso wenig wie 150 Jahre später Herodot und dessen ägyptische Gewährsleute. Der Besuch Solons gegen -600 in Ägypten ist fragwürdig [vgl. Heinsohn 1991, 13], und der Bericht eines Platons im *Timaios* über Solon wahrscheinlich eine spätere Desinformation.

Hier stimmt also einiges nicht. Entweder die Tatsachen von Katastrophen in griechischer geschichtlicher Zeit gegen -600 oder, was hier interessiert, die Chronologie der antiken, griechischen Philosophen, über die wir, abgesehen von Platon und Aristoteles, nur Fragmente überliefert erhalten haben. Nehmen wir an, eine letzte Katastrophe fand gegen -600 statt, dann kann griechische Naturphilosophie damals nicht eingesetzt haben, sonst hätten wir Konkretes über die Katastrophen erfahren. Zunächst einmal erwarten wir das Auftreten von Sängern wie „Hesiod“, „Homer“ und anderen [vgl. Peiser 1990a, 1991], die nun nach dem himmlischen Frieden ohne Angst vor strafenden Göttern, aber auch ohne historische Akkuratess, spöttisch, wortreich, in leicht zu erinnernden Versen und mit spannenden Konzepten berichteten, wie unglaublich es früher einmal gewesen sein soll. Erst nach -500 könnte man mit Naturphilosophen aus dem Osten und später mit Tragödiendichtern, Sophisten etc.

rechnen. So gesehen müsste sich dann der ganze Block der Philosophiegeschichte Griechenlands um rund 100 Jahre irgendwie gegen die Zeitwende verschieben.

Platon käme gedanklich damit auf etwa 327–247. Undenkbar? Für ihn gilt ohnehin, dass über seinem Leben ein Schleier liegt. Er soll der Legende nach wie Pythagoras eine Reinkarnation des Apollon gewesen sein. Ihm wird aber vorgeworfen, von Pythagoras abgeschrieben zu haben. Der große Weise, Platon, wird nach seinem Tod in der eigenen Schule, die in lückenhafter Überlieferung verblasst, kaum beachtet. Zunächst sollen dort pythagoreische Gedanken und sogar Skeptizismus aktuell gewesen sein. Erst im -1. Jh., ab der Zeit des heute sog. Mittelplatonismus, knüpft mit Antiochos aus Askalon (130–68) seine Akademie bei einem uns heute bekannten Platon an. Das lässt sogar an eine Lebenszeit Platons um -200 denken. Platon soll das gesprochene Wort höher geschätzt haben als das geschriebene. Deshalb vielleicht hatte der Schulleiter Platon seine Schriften (welche auch immer) in angeblich genau 80 Lebensjahren nie für seine Schüler geordnet. Das übernahmen dann nicht etwa sofort spätere Schulleiter, sondern erst Thrasyllus, ein ägyptischer Gelehrter des +1. Jh. [Ricken, 75]. Manche von Platons Texten könnten nach -86, nachdem die Akademie durch Sullas plündernde Soldaten zerstört worden war (aber die bis anhin wenig beachteten Texte Platons gerettet wurden?), von Platonikern/Pythagoreern in Alexandria formuliert worden sein. Dafür spricht die heutige Ordnung seiner Dialoge in drei Gruppen: frühe (Ethik), mittlere (Liebe, Staat, Tod) und späte (Metaphysik, Kosmologie). Die frühen Dialoge könnten von einem Philosophen namens Platon stammen, die späteren eher von anderen, die ähnlich den Frühchristen ein kommendes, neues Zeitalter für möglich hielten. Die Dialogform in Platons Werk erleichterte Autoren, die als Platon schrieben, die Arbeit, weil Thesen so nicht systematisch ausgearbeitet werden müssen und vieles unbestimmt bleiben kann. Unsere Hochachtung vor Platons sehr vielschichtiger Leistung darf uns nicht vergessen lassen, dass wir zwar Schriften unter seinem Namen kennen und wissen, was die Gesprächspartner in seinen Texten meinten, der Autor selbst uns aber im Ungewissen darüber ließ, was *er* dachte. Auch das erleichtert es Autoren, unter dem Namen Platon zu schreiben.

Aristoteles, der zweite Philosoph Griechenlands, von dem merkwürdigerweise auch sehr viele Schriften erhalten blieben, könnte nach den hier dargelegten Gedanken 284–222 gelebt haben. Illig hat Aristoteles und dessen Werk im -4. Jh. und damit auch seine Schule bereits weit ausführlicher, als es hier mit Platon geschah, in Frage gestellt und dabei Indizien dafür gefunden, dass auch innerhalb des Hellenismus die Chronologie im Argen liegt [Illig 1995].

Literatur

- Heinsohn, Gunnar (1991): Solon, Soloi und die Sargoniden; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (2) 13-21
- H/I = Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (1997): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräffelfing
- Illig, Heribert (1995): Aristoteles - fern seiner Logik; *Zeitensprünge* 7 (4) 450-460
- Grazia, Alfred de (1984): *The disastrous love affaire of Moon and Mars*; Princeton
- Peiser, Benny (1990): Archilochos und Olympia; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (5) 20-37
- (1991): Die Ilias des -5./4. Jahrhunderts; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (3-4) 25-39
- Ricken, Friedo (2007): *Philosophie der Antike*; Stuttgart
- V. = Velikovsky, Immanuel (1978): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt/Main
- Velikovsky, Immanuel (1982): *Mankind in Amnesia*; London

Dr. Knut Banner
knutbanner@gmail.com

Das Wirken der Zisterzienser

Eine Ergänzung von Heribert Illig

In meinem neuen Buch *Aachen ohne Karl den Großen* spielt die frühindustrielle Entwicklung bei den Zisterziensern eine maßgebliche Rolle, weshalb hier kurz auf diesen Orden eingegangen werden soll.

Cluny: Herz der gleichnamigen Reform des Benediktinerordens. Es bildet in meiner Sicht das Mutterkloster der Benediktiner [Illig 2005/3. 658 f.]. Aber dort ist der Grundsatz „ora et labora“ (Bete und arbeite), der ohnehin erst im 19. Jh. so prägnant formuliert worden ist, keineswegs beachtet worden. Denn hier dominierte die Liturgie mit Gebeten und Prozessionen, während die Mönche allenfalls im Skriptorium arbeiteten, aber keine sonstige Handarbeit ausübten. Freilich sind aus seiner Schreibstube so wenige Handschriften erhalten – so wenige wie von dem entsprechenden deutschen Reformkloster Hirsau –, dass schwer beurteilt werden kann, ob hier ein Zentrum der Kloster-tätigkeiten lag [Heinzer, 94, 185, 389 f.].

Dazu gesellte sich eine zunehmende Prunksucht, die schließlich in Clunys drittem Kirchenbau ab 1088 kulminierte, dem bis dahin größten der Christenheit, der auch für seine Fresken wie für die fein ausgearbeiteten Kapitelle berühmt war, von denen einige wenige die Zerstörung während der Französischen Revolution überdauerten und im Kloster gezeigt werden.

Auf der Suche nach den eigentlichen Idealen eines Benedikts (ob und wann immer er gelebt hat [vgl. Illig 1994]) gründete Robert de Molesme knapp 100 km von Cluny entfernt die Abtei Molesme im Jahr 1075. **1098** versuchte er mit der Neugründung im namensgebenden *Cîteaux* und 24 Mönchen einen noch ursprünglicheren, strengeren Weg zu gehen. Abt Stephen Harding regelte 1109 mit der *Carta Caritatis* die Beziehungen der zukünftigen Zisterzienserklöster untereinander, und 1119 gab Papst Calixt II. dem neuen Orden seinen Segen. Bereits 1112 war mit Bernhard, dem späteren Abt von Clairvaux, die 'treibende Kraft' in den Orden eingetreten. Bis 1115 waren die vier Primarabteien La Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimond gegründet, von denen allerdings nur Pontigny bis heute überdauert hat. (In Morimond war Otto von Freising Abt, bevor er Bischof an der Isar wurde.)

Bernhard von Clairvaux (um 1090–1153) ist eine zentrale Figur nicht nur für den Zisterzienserorden, sondern darüber hinaus für die christliche Geisteshaltung im Guten wie im Schlechten, kämpfte er doch gegen unchristlichen Schmuck in den Kreuzgängen [Zitat s. Illig 2005/2. 261] oder gegen Pierre Abaelard genauso wie für die Marienverehrung, für den zweiten Kreuzzug, der



Klostergründungen der Zisterzienser rings um Clairvaux, Citeaux, La Ferté-sur-Grosne, Morimond und Pontigny [Martin, 53]

dank ihm 1147 startete und erneut das Heilige Land, Moslems und Juden, mit Krieg überzog, wie der Orden später gegen die Katharer kämpfte und die Missionierung der Slawen vorantrieb. Das Sterben für Gott als hohen Verdienst zu sehen, wird heute islamischen Gotteskriegerern vorgeworfen; damals legte es Bernhard den Tempelrittern nahe. Zusammen mit Hugues de Payens verfasste er deren Ordensregeln, die 1128 vom Papst bestätigt wurden. (Nachdem der 1307 vom französischen König überrumpelte Templerorden ein Faszinosum ersten Ranges ist, sei hier auf den erst 2001 gefundenen und 2008 vom Vatikan der Öffentlichkeit bekanntgegebenen Freispruch von Papst Clemens V. von 1308 für den Orden verwiesen, das sog. Chinon-Dokument: In ihm wird der Orden nicht verboten, sondern nur aufgehoben, was den französischen König allerdings wenig angefochten hat [templar].)

Beim Tod Bernhards, 1153, gab es bereits ungefähr 350 Klöster des Ordens, davon die gute Hälfte in Frankreich – eine ganz erstaunliche Entwicklung. Früh griff die Bewegung auf die Nachbarländer über. So entstand das erste Kloster auf **heute deutschem Boden** 1123 in Kamp(-Lintfort), weniger als 100 km von Aachen entfernt und damit Favorit bei den notwendigen Stahl-Zulieferungen, gefolgt von Ebrach im Steigerwald sowie Walkenried (beide 1127) und dem thüringischen Volkenroda (1131), auch Stift Waldsassen (1133). (Das hier im Heft auf S. 291 von Thomas Ristow genannte Disibodenberg entstand erst ab 1259.)

In **Österreich** wurde 1129 Stift Rein gegründet, danach Heiligenkreuz (1133) – eines von zwölf Klöster, die seit der Gründung durchgehend als Kloster bestanden haben – und Stift Zwettl (1137). Der Ausbreitungsimpuls erreichte das heutige **Belgien** 1132 (Orval), **Spanien** und **Portugal** 1140 (Tarouca). Schon vorher griff er nach Norden und Südosten über:

- **England:** Furness, Hore (1123), Fountains, Rievaulx (1132), Bellalanda (1134), Buildwas (1135), Bordeslay (1138; in seinen Ruinen wurde ein hydraulischer Hammer ausgegraben)
- **Wales:** Tintern (1131)
- **Schottland:** Melrose (1136), Dundrennan (1142)
- **Irland:** Mellifont (1142)
- **Italien:** Chiaravalle della Colomba (1132), Morimondo (1133), Chiaravalle Milanese, Fossanova (1135), Casamari (1140).

Die frühen, fast schmucklosen Gebäude der „weißen Mönche“ beeindruckten noch heute; etwa die Kirche von Pontigny mit ihrer schlichten Klarheit außen und mit der hellen Lichtflut innen. Obwohl bekannt war, dass die Zisterzienser kraftvolle Arbeiter waren, wurde lange übersehen, dass sie erstaunlich früh auf Wasserkraft setzten, als wollten sie Europas Industrialisierung einläuten. So konnten sie sowohl das Stoffwalken wie das Schmieden automatisieren. Bereits 1135 wird für Clairvaux von einem hydraulischen Hammer

berichtet, also von einem Fallhammer, der über ein 'Mühlrad' mit Hilfe einer mächtigen Nockenwelle so schnell angetrieben wurde, dass je Minute bis zu 120 Schläge möglich waren, mit Hämmern, die von 30 bis zu 300 kg Gewicht reichen konnten [vgl. Illig 2011, 133-156]. Dagegen arbeitet ein Grobschmied mit einem 5 kg schweren Hammer und bleibt dementsprechend in seiner Leistung weit zurück. ('Ein Fallhammer leistet so viel wie 20 Schmiede'.)

Eine derartige Anlage aus dem 12. Jh. ist im englischen Kloster Bordeslay ausgegraben worden. Im burgundischen Fontenay wurde eine solche unter Leitung von Prof. Paul Benoît, Emeritus am *Laboratoire de Médiévisitique Occidentale de Paris* und Spezialist für Geschichte und Archäologie mittelalterlicher Techniken, bis 2008 detailgetreu rekonstruiert und gebrauchsfertig ausgeführt. Wenn man bedenkt, dass die zum Einsatz gebrachte Nockenwelle aus einem Eichenstamm im Gewicht von mehr als 1 t gefertigt ist, bewegt man sich um 1150 in Dimensionen, die selbst den Römern unerreichbar geblieben sind. Das 55 m lange, dortige Schmiedegebäude entstand nach 1130 [L-D, 81].

Das nötige Eisen förderten Fontenays Mönche in einer nahe gelegenen Eisengrube; die für die hohen Temperaturen erforderliche Holzkohle gewannen sie in ihren Wäldern. So hielt das Schmieden just in dem Moment seinen Einzug, als in Frankreich die gerade aufstrebenden Kathedralen eine bislang weit unterschätzte Menge an Eisen benötigten – jedes Bauwerk 35 t und mehr! Das gilt bereits für die ersten Bauten in St-Denis, Sens und Angers [L-D, 89]. Ein einziges Kloster konnte zahlreiche Handwerksbetriebe betreiben:

„Die Abtei Foigny besaß z.B. 14 Getreidemühlen, eine Walkmühle, zwei Zwirnmachines (Spinnerei), drei Öfen, drei Schmieden, eine Brauerei, drei Kelttern und eine Glashütte“ [L-D, 103].

Ebenso bekannt sind die großen Speicherhäuser der Zisterzienser (Grangies), gebaut für Ländereien von 200 bis 300 Hektar [L-D, 82]; sie boten erstmals jene Möglichkeiten an Vorratshaltung, die die Landgüter Karls des Großen als Voraussetzung gebraucht hätten (s. S. 295).

Die Zisterzienser wurden gerühmt wegen ihrer großen Bibliotheken und ihrer alten Schriften, etwa Cicero, Vergil, Terenz oder Plinius [L-D, 69]. Insofern befolgten sie die ursprünglich benediktinischen Anweisungen energischer als die damals von Cluny dominierten schwarzen Benediktinermönche selbst, wie bei ihrer Abspaltung auch beabsichtigt. Später verfielen auch die weißen Mönche zum Teil architektonischer Prachtentfaltung, verloren ihre Attraktivität im 13. Jh. gegenüber den aufkommenden Bettelorden und litten ab der Reformation an Auszehrung. Gegenwärtig zählt der Orden – ohne die verselbständigten Trappisten – weniger als 700 Patres, 800 Fratres und 900 Nonnen. So erlosch einer der großen Impulse im und für das Abendland.

Literatur

- Heinzer, Felix (2008): *Klosterreform und mittelalterliche Buchkultur im deutschen Südwesten*: Leiden
- Illig, Heribert (1994): Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39
- (2005/2): Jenseits mancher Grenzen. Jahrestreffen 2005 am 6./7. Mai in Zürich; *Zeitensprünge* 17 (2) 260-269
 - (2005/3): Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
 - (2011): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräffelfing
- Leroux-Dhuy, Jean-François (1998): *Die Zisterzienser. Geschichte und Architektur*: Köln (Fotos von Henri Gaud)
- Martin, Jochen (Hg. 1988): *Atlas zur Kirchengeschichte. Die christlichen Kirchen in Geschichte und Gegenwart*: Freiburg im Breisgau u. a.
- templar* = <http://www.templeritterorden.de/>
- Wikipedia*: Verschiedene Details entstammen Artikeln dieses Lexikons, ebenso solchen des *Ökumenischen Heiligenlexikons*
- Wischermann, Else Maria (1988): *Grundlage einer cluniazensischen Bibliotheksgeschichte*: München

Christliche Eremiten auf dem Disibodenberg

Thomas Ristow

Südwestlich von Bad Kreuznach, in der Nähe von Staudernheim, auf einer Anhöhe über der Einmündung der Glan in die Nahe, liegt die Ruine eines ehemaligen Benediktiner- und Zisterzienserklosters. Die zerfallene Anlage ist aufgrund der Benediktinerin Hildegard von Bingen (um 1098–1179) bekannt. Die Heilige soll dort viele Jahre ihres Lebens (1112–1147) verbracht haben. Dieser Hügel im mittleren Naheland mit seinen keltisch-römischen Wurzeln hat sich in den vergangenen Jahrzehnten außerdem zu einer Wallfahrtsstätte für Esoteriker/innen jeder Couleur gemausert. Umweht ihn doch vorgeblich der scheue Geist Hildegards.

Wer dagegen der Geschichte um den Bau einer angeblichen Disibod-Klause im 6. Jh. nachgeht, bekommt ein fantastisches und zeitlich aufgeblasenes Märchen geliefert. Dies ist dem Sachzwang der heute herrschenden Geschichtsschreibung geschuldet, die gezwungen ist, mit zweifelhaften „Überlieferungen“ und fragwürdigen Vermutungen baugeschichtlich dunkle Zeiten des Mittelalters mit Wanderpredigern und Kapellen zu bevölkern. Es geht nicht, wie nachfolgend behauptet, um die wissenschaftliche Aufhellung der Geschichte, sondern um die „historisch vertretbare“ Verklappung fiktiver Ereignisse in die löchrige konventionelle Zeitrechnung.

Beginnen wir mit einem schwergewichtigen Werk (1.400 g) mit baugeschichtlich-wissenschaftlichem Anspruch. Gabriele MERGENTHALER unterrichtet uns in ihrer 358 Seiten starken Dissertation unter anderem darüber, dass „das Wort »disi« auf eine Verwandtschaft mit alten Sprachformen hinzuweisen“ scheint.

„»Idisen« und »Disen« sind Bezeichnungen aus der germanischen Mythologie [...]. [H]istorische Beschreibungen beginnen zumeist mit dem Sesshaftwerden eines iredschottischen Mönches namens »Disibod« auf dem Gelände des Berges.“ [ebd. 24]

„Ob dies zusammen mit seinen Gefährten »Griswald, Clemens und Salluts« geschah, kann nicht belegt werden. [...] Der häufig geäußerten Annahme, Disibod hätte persönlich eine Klostersgemeinschaft gegründet, fehlen historische Belege. [...] Eine Urkunde [...] aus dem Jahre 1128 berichtet von einer Neubesetzung des Klosters“ [ebd. 25].

„Über die Person Disibods lassen sich keine Angaben finden, vielleicht war er Mönch, möglicherweise ein getaufter Franke, der hier ein Leben als Einsiedler führte.“

In Fußnote 7 führt MERGENTHALER [ebd. 24] Literatur von Werner VOGT [1974] als Beleg an. In Fußnote 6 [Mergenthaler, 24] merkt sie Erstaunliches an:

„Die Geschichte Disibods ähnelt auffällig der des irischen Missionars Columban [um 543–615], vielleicht fand eine Verquickung bzw. Übernahme der Ereignisse im Zusammenhang mit der Christianisierung statt.“

So anspruchsvoll gerüstet fasst MERGENTHALER zusammen:

„Daß Disibod(us) tatsächlich gelebt hat, dürfte nicht in Frage zu stellen sein, die Angaben zu seinem Leben sind aber spärlich. Sämtliche Quellen bezeichnen ihn als Einsiedler, der im Zeitraum von 8. bis 9. oder im 6. / 7. Jahrhundert lebte. Disibodus wird im Martyrologium der Mainzer Erzbischofs Hrabanus Maurus der Umgebung der Stadt Mainz zugeordnet. [...] Disibodus mit dem Disibodenberg in Verbindung zu bringen, ist demnach historisch vertretbar, sei es als (Neben-)Patron des dortigen kirchlichen Lebens oder des tatsächlichen dort einst lebenden Eremiten.“ [ebd. 25]

In dem bunt bebilderten Kunstführer von Eberhard NIKITSCH erfahren wir Folgendes:

„Sicher ist jedoch, daß [...] im [...] vierten Jahrhundert in der Ebene nordöstlich des Disibodenberges eine *villa rustica*, ein kleiner römischer Gutshof, angelegt wurde. Die überall auf dem Klostergelände aus römischer Zeit gemachten Funde unterschiedlichster Art erlauben den Schluß, daß sich die klösterlichen Bauleute gern der Materialien dieser wohl bis ins frühe Mittelalter in Teilen bewohnten Anlage bedienten.“ [Nikitsch, 11 f.]

„Ein aus dem gallischen Raum kommender irischschottischer Wandermönch namens Disibod ließ sich im 7. Jahrhundert [...] in der Nähe eines alten Siedlungsplatzes [...] nieder und wurde nach einem heiligmäßig geführten Leben auch dort begraben. [...] Kenner der Örtlichkeiten werden zudem keinen Zweifel daran haben, dass [...] die Einsiedelei Disibods an der Stelle der Ostseite des Berges zu suchen ist, wo sich heute in einer kleinen Senke auf halber Höhe die Gebäude des Disibodener Hofes befinden“ [ebd. 15].

„Nahezu alles was wir über diese Zeitpanne wissen [gemeint ist hier Ende 6. / Anfang 7. Jh.; T.R.], verdanken wir erst sehr viel späteren Zeugnissen: eher vagen Hinweisen in zwei Mainzer Erzbischofsurkunden der Jahre 1108 und 1128“ [ebd. 12].

Die Urkunde von 1108 berichtet „unter Berufung auf mündliche Überlieferungen, dass auf dem Disibodenberg einst ein Kloster bestanden habe [...]. Gleiches verkündet die Urkunde von 1128.“

Die „spärlichen Nachrichten der um 1150 niedergeschriebenen *Annales s. Disibidi* sowie der *Vita s. Disibodi* [...] von] Hildegard von Bingen um 1170.“ [ebd. 12]

Hildegards Disibod-Vita „wurde in mystischer Schau verfasst [...]“ [ebd. 12].

„So überrascht es nicht, daß sich Disibod auch historisch nachweisen lässt, erstmals in dem von Hrabanus Maurus im Jahre 843 [...] zusammengestellten Martyrologium, in dem sich zum 8. September folgender Eintrag befindet: *Et in suburbanis Magontiacenes ecclesiae natale sancti Disibodi confessoris.*“ [ebd. 15]

In der 48-seitigen Führungs-Broschüre von Werner VOGT erfährt der Besucher dies: „Ebenfalls ist der Name »Disibod« in seiner Herkunft nicht geklärt“ [Vogt. 12].

„Wahrscheinlich war der Disibodenberg bereits zur Zeit der Kelten und der Römer Mittelpunkt eines Großbesitzes, dessen Abgrenzungen aus späteren Nachrichten erschlossen werden können.“ [ebd. 9]

„Wo die Hütten der Wanderprediger und Eremiten gestanden haben, ist nicht bekannt.“ [ebd. 11]

„Bei den Grabungen der letzten Jahre wurden [...] mehrere sorgfältig behauene Sandsteine gefunden, die von einem römischen Bauwerk herrühren und bei der Errichtung einer Kirche wieder verwendet“ wurden [ebd. 10].

„In den Disibodenberger Annalen [...] ist kaum etwas von einer ersten Kirche oder einem Kloster auf dem Bergrücken zu finden. Erst ab der Zeit nach 975 gibt es durch spätere Belege Informationen über kirchliche Einrichtungen“ [ebd. 5].

Laut VOGT „lässt sich erst heute aufgrund der Grabung des Landesamtes für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz [...], die Forschungsarbeiten von Gabriele Mergenthaler [In der zugehörigen Fußnote 42 wird auf die S. 12 f., 15 f., 24 ff. u. 26 f. bei MERGENTHALER verwiesen. Leider wird in deren Arbeit auf den S. 12-16 nichts dazu ausgeführt; zu den S. 24 ff. siehe obige Zitate aus ihrer Dissertation; T.R.] und unter Heranziehung der vorhandene schriftlichen Quellen aus den Jahrhunderten nach dem Bau der ersten Anlage durch Disibod und seine Gefährten im 7. Jahrhundert ein Bild zeichnen, das teilweise bisher undeutliche und kritisch zu sehende Überlieferungen aufhellt“ [ebd. 8 f.].

VOGT weiter: „Der Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, Dr. Konrad Weidemann, berichtet am 2. März 1986 in einem Vortrag, dass Disibod – soweit man wisse – um 600 in Irland geboren sei, dort Abt und Bischof im Verständnis seiner Zeit wurde [...]. Auf [...] einen nach ihm benannten Bergrücken an Nahe und Glan [...] sollte er missionieren und vielleicht den Grundherren, eben den Bischof von Mainz vertreten. – Das dürfte so zutreffen. – Disibod und seine Gefährten Giswald, Clemens und Sallust lebten als Eremiten und haben wohl eine oder meh-

rere Klausen errichtet. Disibod starb nach der Überlieferung an einem 8. Juli, wahrscheinlich 674. Der Tag 8. September kann nicht zutreffen. Es ist unwahrscheinlich, daß diese drei Männer bereits eine Kirche gebaut haben“ [ebd. 9 f.].

„Es ist also als sicher anzusehen, daß Disibod [...] wahrscheinlich im Jahre 674 gestorben ist, daß er auf dem Berg begraben wurde, daß dort unter Bischof Bonifatius eine Kirche – um 745 – stand“ [ebd. 14].

Die dann in den nachfolgenden zwei Jahrhunderten zur Ruine verfiel? Natürlich nicht: Laut *Wikipedia* [↔ Disibodenkloster] überfielen „wiederholt“ umtriebige „Normannen (882) und Ungarn [...] das Kloster, plünderten und zerstörten die Anlage. Die Mönche flohen und die Gebäude verfielen“ usw. usw.

Im Besucher-Flyer der Klosterruine lesen wir dann nur knapp: „Um 600 errichtete ein iro-schottischer Wanderprediger mit Namen Disibod die erste Taufkapelle und eine erste Klausen auf den Disibodenberg.“

Im Flyer des Nahe-Erholungsgebiets steht Ähnliches: „Um das Jahr 640 gründeten irische Mönche eine kleine Glaubensgemeinschaft.“

Präsentiert wird den zumeist ahnungslosen Touristen 80 Meter über dem Flüsschen Glan wenig: ein mystisches Areal mit Ruine und ein paar „sorgfältig behauene Sandsteine“ eines römischen Gutshofes. Ansonsten nur intrikate „Überlieferungen“ und „vage Hinweise“. Wo sind die archäologischen Trouvaillen der Kelten, von denen Hildegard in den Disibodenberger Annalen berichtet [Vogt, 18 f.]? Wo die knöchernen Reste des aus dem Gallischen kommenden iro-schottischen Franken? Wo die Spuren der von den normannischen Plünderern mehrfach niedergemachten Klausen?

Im Text zitierte Literatur

- Mergenthaler, Gabriele (2002): *Die mittelalterliche Baugeschichte des Benediktiner- und Zisterzienserklosters Disibodenberg* (Heimatkundliche Schriften Bd. 32), Hrsg. Kreisverwaltung Bad Kreuznach
- Nikitsch, Eberhard (1998): *Kloster Disibodenberg. Religiosität, Kunst und Kultur im mittleren Naheland*, Regensburg (Verl. Schnell u. Steiner, Reihe Große Kunstführer Bd. 202)
- NN (2009): *Flyer für Besucher des Erholungsgebietes Bad Sobernheim*
- NN (2010): *Flyer für Besucher der Klosterruine Disibodenberg* (Hrsg. Scivias Stiftung)
- Vogt, Werner (1974): Zur Geschichte von Odernheim; in *Nahekalender*
- (*2003): *Klosterruine Disibodenberg. Geschichte des Disibodenbergs an der Nahe*; Führungsheft im Eigenverlag, überarb. Aufl.

Thomas Ristow, thomas.ristow@freenet.de

Capitulare de villis als Verwaltungssorgie

Eine Betrachtung von Heribert Illig

Wie darf man sich die Verwaltung unterm großen Karl vorstellen? Hier gibt es durchaus Verständnisprobleme. So werden Verwaltungsfragen von Wolfgang Braunfels [1994] oder Rudolf Schieffer [1992] gar nicht, von Andreas Kalckhoff [1990] kaum behandelt. Deshalb greife ich auf Ernst Wies [2000, 197-201] zurück, der freilich die Zeit von Ludwig dem Frommen einbeziehen muss, um zu einem leidlich abgerundeten Bild zu finden.

Da gab es für den geistlichen Bereich den obersten Hofkapellan, der ab Ludwig dem Frommen Erzkaplan genannt wird. Unter ihm arbeitete der *Cellarius* als zuständiger Mann für die Bürokratie. Ihm untergeordnet waren einfache Kapellane als Notare und Schreiber.

Die weltlichen Hofämter verteilten sich auf sieben Schulternpaare: Kämmerer, Seneschalk, Mundschenk, Marschall, Quartiermeister, Oberjäger und Falkner, deren Aufgabenbereiche freilich über ihre ursprünglichen Benennungen hinausgingen. Der Mundschenk war zunächst für die Getränke, der Seneschalk für die Speisen der königlichen Tafel zuständig. Für die Versorgung des Königs auf seinen Pfalzen waren Quartiermeister, Marschall, Seneschalk und Mundschenk gemeinsam zuständig, was die Aufgabe sicher nicht vereinfachte.

Neben anderen Tätigkeiten war der Kämmerer für die Finanzverwaltung zuständig und in dieser Eigenschaft – auffälligerweise – der Königin unterstellt. Hier sollte das *Capitulare de Villis vel curtis imperii Caroli Magni* weiterhelfen können, das als „Landgüterordnung Kaiser Karls des Großen“ freilich viel mehr beschreibt. Sie sollte Aufschluss geben über die Verwaltungsstruktur, über die Hierarchie der Verwalter und über die Verwaltung selbst. Am wenigsten sagt sie freilich über sich selbst aus:

„An den Kapitularien [gemeint sind die Kapitel des *Capitulare de villis*; HI] ist nach BRÜHL so ziemlich alles umstritten (Datierung, Geltungsbereich, Bestimmungszweck, Alter und Herkunft der Handschrift). Es wird berichtet, daß sie auf Anregung Karls des Großen (regiert von 768–814) von Ansegis (823 Abt von St. Wandrille) vielleicht durch Unterstützung von Adalhard (Abt von Alt-Corvey [=Corbie]) um 812 ausgearbeitet wurden. Nach Auffassung von [Alfons] DOPSCH wurden sie erst unter Ludwig dem Frommen (814–840) verfaßt und beziehen sich lediglich auf die kaiserlichen Güter in Aquitanien. Auch neuere Untersuchungen bringen keine Klärung: Während sie GANSHOF auf die Zeit zwischen 770 und 800 datiert wissen will, ist BRÜHL der Auffassung, daß die Handschrift frühestens aus

dem Jahre 825 stammen kann, die Jahre 850/50 [sic] aber erscheinen ihm wahrscheinlicher“ [Brandsch, 100 f.].

Die hier angestellte Betrachtung wird allerdings zu einem viel späteren Entstehungsdatum führen.

An diesem seltsamen Text ist den Heutigen die Auflistung von 73 Kräutern im allerletzten Abschnitt am wichtigsten [Art. 70]. Allerorten werden Apothekergärten zu Ehren von Karl angelegt, in denen Gurken und Gartenraute, Koloquinten und Koriander, Zipollen und Zichorie herangezogen werden. Wenn es ganz ‘naturidentisch’ werden soll, dann steht auf dem Dach des Gärtnerhauses auch noch die Hauswurz, hilft sie doch nach altem Aberglauben gegen Blitzschlag. Die Weintrinker wissen außerdem zu rühmen, dass der Kaiser ein erstes Reinheitsgebot ausgesprochen habe: „Besonders achte der Amtmann darauf, daß sich keiner unterstehe, unsere Traubenernten mit den Füßen auszustampfen“ [Art. 48]. Außerdem wollen manche der Schrift entnehlen, dass Karl d. Gr. der Urheber der Strauß- oder Buschenwirtschaften sei, was freilich dort mit keinem Buchstaben vermerkt ist [trotz weinkultur 1994 etc.].

So lässt sich freilich das Problem umgehen, dass hier eine Verordnung vorliegt, deren gewissenhafte Befolgung nicht nur die Zeit von 800, sondern auch viel spätere Zeiten überfordert hätte, es sei denn, man sieht den Zweck des Wirtschaftens im permanenten Rubrizieren von – dadurch zwangsläufig immer weniger werdenden – Wirtschaftsgütern.

Im *Capitulare* ist hier insbesondere der Artikel 62 zuständig. In ihm wird beschrieben, wie der Amtmann Jahr für Jahr für alle Erträge Rechenschaft abzulegen hat. Er hätte eine ziemlich große Kladde benötigt, um alle Rubriken sauber führen zu können. Im Einzelnen sollte er Rechnung legen für:

- das geerntete Korn auf eigenen Feldern,
- die Abgaben der Hufenbauern,
- die einkommenden Ferkel,
- Zinsen,
- Entschädigungen für unerlaubt erlegtes Wild,
- andere Strafgeelder,
- Mehlmühlenprodukte,
- Forsteinnahmen,
- Viehweidenverpachtung,
- Brücken- und Schiffszölle,
- Steuern von Freien und von Verbänden,
- Pachtungen auf den Besitzungen,
- Marktgebühren,
- Weinbergverpachtung,
- eigene Weinproduktion,
- Heu,

- Werk- und Fackelholz,
- Schindeln und anderes Nutzholz,
- Produkte aus den Ödländereien,
- Hülsenfrüchte,
- Kolben- und Fenchelhirse,
- Wolle, Flachs und Hanf,
- Baumfrüchte,
- Wal- und Haselnüsse,
- Spalierobst aller Art,
- Gartenprodukte,
- Kohl von den Feldern,
- Fische aus den Teichen,
- Häute und Felle,
- Hörner,
- Honig und Wachs,
- Fett,
- Schmierseife,
- feine Seife,
- roten Beerenwein,
- Branntwein,
- Met,
- Essig,
- Bier,
- junger und älterer Wein,
- Korn nach heuriger und vorjähriger Ernte,
- Hühner und Eier,
- Gänse und Enten,

Lieferungen von

- Fischern
- Schmieden,
- Schildmachern,
- Schuhmachern,
- Korbflechtern,
- Werkschreinern,
- Tischlern und Sattlern,
- von sonstigen Abgabepflichtigen,

Lieferungen aus

- Eisenhütten und Gruben,
- Eisenbergwerken
- Bleischmelzen,
- anderen Bergwerken.

Bei *Ziegen* und *Böcken* war es komplizierter, weil nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Hörner und Felle in die Rechnungslegung einzugehen hatten, während das aus ihnen zubereitete Salzfleisch an die Hofhaltung abzuführen war [Art. 66].

Speziell wurden *Fastenspeisen* behandelt. Von Hülsenfrüchten, Fischen und Käsen „sollen jährlich zwei Drittel für unseren Gebrauch eingeschickt werden“ [Art. 44], wo immer dieser Gebrauch auch stattfand. Denn das war sicher nicht einfach: Da der Herrscher im Prinzip wie ein Nomade von Pfalz zu Pfalz fuhr, um sie der Reihe nach abzuweiden – so die Ausdrucksweise von Mediävisten –, musste der Reiseplan Monate im Voraus bekannt sein, damit auch leicht verderbliche Ware wie Fische rechtzeitig eintraf. Andernfalls zockelten die Lastkarren stets hinter dem Herrschertross her, in der nimmermüden Hoffnung, ihn irgendwann einzuholen. Auch

„Genussmittel wie Butter, Honig, Senf, Essig, Kolben- und Fenchelhirse, trockenes Küchengewürz, frische junge Küchenpflanzen, Radieschen, Frühlkohl und endlich auch noch Wachs, Seife und sonstige kleine Gebrauchsgegenstände“

mussten zu zwei Dritteln auf denselben labyrinthischen Wegen eingeschickt werden. Und über das verbleibende letzte Drittel hatte noch einmal genau Rechnung gelegt zu werden [Art. 44]. Dem hl. Andreas sei's geklagt: An seinem Namenstag – am 30.11. – mussten alle Amtsleute, „wo sich auch immer an diesem Tage unser Hoflager befindet“ – sechs Pfund *Wachs* übersenden, ebenso zur Mitte der österlichen Fastenzeit [Art. 59]. Es bleibt schrankenlose Bewunderung dafür, was für logistische Probleme diese Untertanen zu lösen imstande waren, umfasste doch Karls Reich rund 1 Million Quadratkilometer [Rexroth, 16], also ungefähr die Fläche des heutigen Deutschlands und Frankreichs zusammen, während die Bevölkerungsdichte bei der des heutigen Namibia gelegen haben dürfte.

Extra geregelt war die *Schweinemast* in den kaiserlichen Wäldern. Denn dafür hatte der Amtmann den Zehnten genauso an den Kaiser abzuführen, wie ihre Unterbeamten und die von ihnen Abhängigen [Art. 36].

„Dies alles ist, jedes für sich in Gruppen zusammengestellt und übersichtlich geordnet, zu verzeichnen und das Verzeichnis bis Weihnachten bei uns einzurichten, damit wir imstande sind, ihm zu entnehmen, wie viel und was wir im einzelnen an Erträgen haben.“ [Art. 62]

Es mag erstaunen, dass selbst der Kaiser einen noch Höheren ernährte. Das war die Kirche, genau genommen waren es die auf kaiserlichen Besitzungen gelegenen Kirchen, denen der jeweilige Amtmann „von allen Erträgen ungeschmälert“ den Zehnten zu entrichten hatte [Art. 6]. Da wurde im Prinzip das Rechenwerk gleich nochmals benötigt, um der Kirche auch nachweisen zu können, dass sie beim Zehnt nicht betrogen worden war.

Das nächste ambitionierte Rechenwerk war notwendig, um den *Wein* im Reich gerecht zu verteilen. Denn schließlich gab es klimatisch bedingt Hofgüter mit und andere ohne Weinbau. Es oblag nun dem Amtmann, die eigene Ernte rechtzeitig so abzuschätzen und gegebenenfalls Wein zuzukaufen, damit schlussendlich alle Hofgüter möglichst gleichmäßig mit Wein versorgt waren [Art. 8]. Eine derartige Ausgleichsrechnung wird – in vielleicht vergleichbarer Form – heute von den Notaren eines Bundeslandes betrieben, um deren Gehälter einigermaßen gleich zu gestalten. Sie benötigen dafür eine Notarkammer und eine Notarkasse A.d.ö.R. Einstens unter Karl mussten das offenbar die Amtsmänner untereinander leisten, denen deshalb nahe gelegt wird, „ob sich nicht die Dienstzeit, wenn nötig auch unter Heranziehung der Nacht, entsprechend ausdehnen ließe“ [Art. 7].

Dann hatte er freilich etwa zur 5. Nachstunde Muße, auch den Abtransport all des Weines samt jenem Wein, den die Weinbauern als Zins zu entrichten haben, an „unsere Hofhaltung“ beziehungsweise „an unsere Kellereien“ zu organisieren [Art. 8]. Man sieht geradezu die gewaltigen Keller vor sich, die der Kaiser sich hatte zentral bauen lassen, um in ebenso gewaltigen Fässern die Ernte zu lagern. Was für ein Unglück, dass sich davon rein gar nichts erhalten hat. Vielleicht waren Fässer und Keller so fragil wie die übrigen Karolingerbauten und -gerätschaften, woran zu denken Rudolf Schieffer [1997, 614 f.: Zitat bei Illig 2011, 93] uns immer wieder ans Herz legt.

In der 7. Nachstunde konnte der Amtmann dann von allen abzuführenden Naturalien und Geldern das für den Dienst im Königsgut Erforderliche aussondern; freilich war er angewiesen, „anzugeben zu wissen, wieviel sie für diesen Zweck zu schicken haben“ [Art. 30]. Dasselbe gilt, so der Folgeparagraph, auch für „Deputatisten und die *Tuchmachereien*“, wobei sie imstande sein mussten, zu passender Zeit in vollem Maße zu liefern und die Mengen auch zu begründen [Art. 31].

Beim *Bier* war wiederum alles anders. Das wurde weder zentral gebraut, noch gelagert oder gar eilig hinterhergebracht:

„Jeder Amtmann hat während des Palastdienstes von seinem Malz nach der Pfalz bringen zu lassen und auch Braumeister zu senden, die dort gutes Bier bereiten“ [Art. 61].

Hut ab vor diesen Qualifikationen: Da reiste der Mundschenk als einer der wenigen damaligen Amtsinhaber immer mit dem Kaiser, wird aber von keinem Hofbraumeister begleitet, sondern kann sich auf die Braumeister der jeweiligen Pfalz verlassen, die obendrein vor Ort Bier brauen, also auf einschlägige Utensilien wie Sudkessel und dergleichen zurückgreifen können. Das Malz, also die fermentierte Gerste, wurde in Bereitschaft gehalten. Damaliges Gebräu musste hoffentlich nicht so lange lagern wie Oktoberfestbier, das noch in der Kälte des März gebraut werden musste. Hopfen war unter

Karl nicht oft im Einsatz, verlangte also keine großen Vorräte. Summa summarum lässt sich sagen: Nichts war so leistungsfähig wie Karls Logistik.

Damit ist dem Amtsschimmel noch immer nicht Genüge getan. So muss der Amtmann peinlich darüber wachen, dass ein **Deckhengst** immer neuen Aufgaben zugeführt wird; so er diesen nicht mehr nachkommt, ob wegen Alter oder Tod, ist dieser Umstand rechtzeitig vor der Deckzeit der Stuten an die Zentrale zu melden [Art. 14]. Insofern muss es dort ein Gesamtregister aller Deckhengste und Stuten gegeben haben. Im Internet ist es zwar noch nicht oder nicht mehr zu finden, aber wer wissen möchte, wie es um die Warmblut-, Kaltblut-, Vollblut-, Haflinger- und Ponyhengste des Haupt- und Landgestüts Schwaiganger der *Bayerischen Landesanstalt für Landwirtschaft* steht, der kann jedes Tier mit Foto und 'Steckbrief' begutachten; das Formular für die Samenbestellung ist praktischerweise gleich beigelegt [schwaiganger]. Ähnlich muss es bei Karls Marschall zugegangen sein.

Es scheint auch ein **fränkisches Zentralgestüt** gegeben zu haben, denn die dem Kaiser gehörigen Hengstfohlen mussten bis zum Fest des hl. Martin, also bis zum 11. 11. dort eingetroffen sein. Das brauchte Ferntreiber, die alle unter Art. 15 fallenden Tiere dorthin geführt haben.

Diese Karawanen starteten nur einmal im Jahr. Dagegen sollte der Amtmann sich drei, vier Mal und noch öfters im Jahr darum kümmern, dass die vorgeschriebene Zahl an **Federvieh** präsent sei, also auf den großen Hofgütern mindestens 100 Hühner und 30 Gänse, auf den Bauernhufen mindestens 50 Hühner und 12 Gänse [Art. 19, 20]. Für Eier wird erstaunlicherweise keine genaue Anzahl vorgeschrieben; es schien die Angabe „in reichlicher Menge“ auszureichen.

Für **Schweine** gab es nur einen Stichtag. Bis zum 1. September musste Meldung an die – für uns – geheimnisvolle Zentrale gemacht werden, „ob Waldweide für die Schweine zu erwarten steht oder nicht“ [Art. 25].

Auch **gemünztes Geld** hatte einen Stichtag: Am Palmsonntag mussten die Amtsleute „das Bargeld unserer gesamten Einkünfte [...] abzuführen sich befleißigen“ [Art. 28]. Wir sehen das plastisch vor uns: Rechtzeitig vorher setzten sich aus allen Teilen des Reiches im Schutz von Panzerreitern die Königsboten in Bewegung, um die schweren Säckel mit dem reichlichen Bargeld in die königlichen Geldspeicher zu bringen. Hier fehlt eigentlich nur der Hinweis, dass eine Ausgleichsrechnung durchgeführt werden musste, um dem Umstand Rechnung zu tragen, dass der Palmsonntag manchmal ins erste, häufiger ins zweite Quartal fiel und so die amtmännische Statistik trübte.

Keinen festen Zeitpunkt gab es für den Rest der Erträge, der nach Aussaat, Ausscheidungen für das Hofgut, Zehntzahlungen etc. übrig geblieben war. Hier sprach sich zu gegebener Zeit der Kaiser darüber aus, „wieviel davon auf unseren Befehl hin verkauft, oder ob er ganz aufbewahrt werden soll“ [Art. 33].

Es muss also genügend Geld im Umlauf gewesen sein, dass solche nicht als klein zu erachtenden Bestände 'ans Volk' verkauft werden konnten. Erstaunlich, dass späterhin diese Zeit als die münzärmste in Verruf kam.

Weitere Lektüre fördert so viel weitere Bürokratie zutage, dass es schon damals einen Beauftragten für den Abbau von Bürokratie nicht in Brüssel, wohl aber in der überlasteten Zentralverwaltung gebraucht hätte. Lesen wir Artikel 55:

„Wir wollen, daß die Amtsmänner alles, was sie für unsere Hofhaltung lieferten oder beim Palastdienst verbrauchten oder für uns aussonderten, in einem Buche, und das, was sie zur Bewirtschaftung des Hofgutes verwendeten, in einem zweiten Buch zusammenstellen lassen, und uns über den Umfang des verbliebenen Restes schriftlich berichten.“

Ein erstes und ein zweites Buch – das klingt ein wenig nach doppelter Buchführung, die freilich erst im 15. Jh. sauber durchgeführt worden ist. Dort ging es darum, jeden Geschäftsvorgang doppelt auf verschiedenen Konten zu erfassen. Von **doppelter Buchführung** kann aber auch gesprochen werden, wenn das Unternehmen seine Erfolge sowohl durch die Entwicklung des Eigenkapitals von Jahr zu Jahr wie durch den Vergleich der Aufwendungen und Erträge innerhalb eines Geschäftsjahres nachweist [wiki → Buchhaltung]. Dem ist unser Karl bereits auf der Spur. Sein Vorprellen führt in der geschichtlichen Rückschau zu Satzfolgen, bei denen der kritische Verstand zu schweigen hatte, etwa:

„Aus dem Jahr 795 gibt es eine Verordnung Karls des Großen über die Krongüter und Reichshöfe, nach der ein umfassender Jahresabschlussbericht mit einer wohlgeordneten Vermögensaufstellung vorgeschrieben war, wozu die königliche Kanzlei kirchlich erprobte Musterformulare anlegte. Das älteste Kaufmannsdokument nördlich der Alpen stammt aus der Hansezentrale Lübeck, wo ein Tuchhändler um 1180 auf einer Pergamentrolle rund 160 Geschäftsvorfälle in einfachster Form festgehalten hat“ [ebd.: Hvhg. HI].

Umfassende Jahresabschlussberichte auf Musterformularen – worauf das Reich sehr schnell den Brüsseler Weg geht und wie alles andere auch das Wirtschaften restlos verlernt, um im 12. Jh. ganz langsam wieder mit der Buchhaltung zu beginnen. Man könnte daraus schließen, dass Karls Reich nicht nur südlich der Alpen, sondern in einem ganz anderen Erdteil gelegen habe. Dort hätte der Kaiser sich als hundertäugiger Argus betätigt, der mit nimmermüdem Blick die Streitigkeiten aller Untertanen schlichtet, so weit die ohnehin überlasteten Amtsleute damit nicht zu Rande kommen, und persönlich – ersatzweise auch seine Gattin – sogar die Entscheidung für jedes Königsgut traf, ob dort junge Hunde auf Gutskosten oder auf Kosten des Amtmanns zu füttern sind [Art. 58].

Ein eigenes Berichtswesen, getrennt für jeden Jäger des Reiches, brauchte es für die *Wölfe*.

„Über die Häufigkeit des Vorkommens von Wölfen ist uns *jederzeit* zu berichten und dabei anzugeben, wie viele *jeder* Jäger erlegt hat. Die Felle sind als *Belege* einzusenden“ [Art. 69; Hvhg. HI].

Hier wurde die Aktenablage in der Zentrale durch die beigehefteten großen Felle deutlich erschwert, aber gleichwohl beherrscht.

Gäbe es kein älteres Exemplar dieses Capitulare, so wäre man geneigt, es um 1992 anzusetzen, als mit dem Vertrag von Maastricht die Europäische Union gegründet worden ist. Denn hier wurde das zur Vollendung gebracht, was im *Capitulare* machtvoll anklingt: die Verwaltung als solche, allein zum Zwecke der Selbstverwaltung, bis hin zum Abwürgen allen wirtschaftlichen Handelns.

Freilich stand im 20. Jh. Papier in Hülle und Fülle für alle vorgeschriebenen Computerausdrucke zur Verfügung. Wie mag es dagegen um 800 gewesen sein? Damals soll Pergament so rar gewesen sein, dass man es immer wieder abkratzte und neu beschrieb. Und trotzdem waren allerorten große Kladden in Gebrauch, wurden endlose Berichte, die auf keine Kuhhaut gingen, wohl in Codexform zu jener geheimnisvollen Zentrale gebracht, die es nicht einmal in Aachen gegeben hat und der Tradition nach mit nur wenigen Beschäftigten auskam. Insofern ist es mehr als verständlich, dass sich Mediävisten heute lieber mit „Lilien; Rosen; Bockshornklee [EHEC-Alarm; HI]; Frauenminze; Salbei; Gartenraute; Eberraute; Gurken“ [Art. 70] beschäftigen, als mit den sie eigentlich dringlich betreffenden Problemen.

Wir haben bereits Brühl zitiert, dass er im Gegensatz zu anderen Forschern die Entstehung zwischen 825 und 850 sieht – die Entstehung der einzig erhaltenen Abschrift, die im *Codex Guelferbytanus inter Helmstadiensens* enthalten ist, aufbewahrt in der Herzoglich Braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Er enthält auch andere karolingische Schriften; dementsprechend ‘hochnotpeinlich’ ist die Fundsituation. Zu ihnen gehört die *Brevium Exempla* (BE) mit ihren Musterbeispielen für Zusammenstellungen von kirchlichen und fiskalischen Besitzungen.

„Das BE wird seit jeher auf die Zeit zwischen 770 und 800 datiert und mit zahlreichen anderen Verzeichnissen in Zusammenhang gebracht wie denen der Klöster bzw. Kirchen von *Milz*, *Weißenburg* im Wormsgau, *Fulda*, *Münnerstadt*, *Solnhofen*, aber auch dem *Lorscher Reichsurbar* und dem *St. Galler Klosterplan* [Metz 1954]. Den St. Galler Klosterplan hat V. Hoffmann 1989 als Fiktion erkannt und Illig als nicht-karolingisch enttarnt [Hoffmann 1995; Illig 1996, 262f].

Das [im BE enthaltene] Staffelsee-Inventar ist ausweislich des mir vorliegenden Faksimile in einer feinen *karolingischen* Minuskel geschrieben

und – wiewohl in vertauschten Lagen gebunden, aber doch von gleicher Hand geschrieben – untrennbar mit einem zentralen Dokument Karls des Großen verknüpft, nämlich seinem »*Capitulare de villis*« (= CV, Codex Helmstadiensis 254 der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel). [...]

Der Text soll aus dem Besitz des protestantischen Kirchenhistorikers *Matthias Flacius Illyricus* († 1575) stammen, ist also wie vieles, was wir noch kennen lernen werden, eine ziemlich »späte« Entdeckung, mehr als 700 Jahre nach seiner angeblichen Niederschrift“ [Martin 2000, 463; seine Hvhg.]

Paul C. Martin zeigt nun, dass die ebenfalls darin enthaltene Buchbestandsliste des Klosters Wörth im Staffelsee viel größer ist als etwa die des Klosters Fulda, im massiven Gegensatz zur dortigen Zahl der Mönche und ihres Klosterbesitzes.

„Sollte nun Wörth als »karolingische« Anlage zur Streichung anstehen, wäre dies allerdings der *Abgrund* für die gesamte Karolinger-Forschung. Denn mit dem BE würde auch das zeitgleiche *Capitulare de villis* fallen (von den Briefen Leos III. an Karl ganz abgesehen), und damit eine der tragenden Säulen der Karls-Geschichtsschreibung bersten.

Fiele das CV, würde es obendrein auch die berühmte »*karolingische Minuskel*« mit sich in die Tiefe reißen. Denn dass eine Schrift »um 800« entsteht, danach wieder verschwindet, um Hunderte von Jahren später wiederum neu zu entstehen, ist Unsinn“ [Martin, 467 f.].

Im zweiten Teil seiner Untersuchung wies Martin darauf hin, dass für ihn die Schwachstelle des *Capitulare de villis* das Pflanzenglossar sei, weil es etliche Pflanzen enthält, die im nördlichen Klima nur im Treibhaus gedeihen würden, weil auch der Maulbeerbaum genannt wird, der aber erst ab 1480 für die Seidenraupenzucht in Frankreich benötigt werde und weil außerdem von pisi maurisci, maurischen Erbsen gesprochen wird, die anachronistisch früh, lange vor den Kreuzzügen so benannt werden [Martin, 645].

Seinen Argumenten tritt nun der exorbitante Verwaltungsaufwand zur Seite, der erst Ende des 15. Jh. wieder erreicht wird, so Alfons Dopsch:

„Noch vom Beginne der sogenannten Neuzeit haben wir geradezu eine *ähnliche* Wirtschaftsordnung erhalten von einem Gutshofe des Mainzer Erzstifts in Erfurt, das sogenannte »Engelmanns-Buch« (1495–1516). Nicht ganz mit Unrecht hat man es schon einmal mit dem *Capitulare de Villis* in *Parallele* gestellt. Und doch wird es wohl niemandem einfallen, daraus für die Wirtschaftsverfassung Deutschlands am Beginne des 16. Jahrhunderts so weitgehende Schlüsse zu ziehen, wie dies bei dem *Capitulare de Villis* der Fall war“ [Dopsch, 32 nach Martin 644; Fettkursive dessen Hvhg.].

Alfred Dopsch (1858–1953) bemängelt freilich nur, dass das *Capitulare* mangels anderer Quellen überinterpretiert werde; die Ähnlichkeiten in der Buchhaltung sind ihm kein Problem. Für uns hingegen ist der Kreis geschlossen, um das *Capitulare de villis* den fiktiven Händen von Karl dem Großen oder Ludwig dem Frommen zu entwenden und einer Zeit zu übereignen, die sich dank Luca Pacioli mit umfangreichen Archiven, akribischer Erfassung wirtschaftlicher Vorgänge und der doppelten Buchführung gut auskannte.

Literatur

- Brandsch, Heinz (Hg. 1990): *Capitulare de villis vel curtis imperii caroli magni / Die Landgüterordnung Kaiser Karls des Großen*; Berlin
- Braunfels, Wolfgang (1994): *Karl der Große*; Reinbek
- Brühl, Carlrichard (Hg. 1971): *Capitulare de villis vel curtis imperii caroli magni* (Dokumente zur deutschen Geschichte in Faksimile); Stuttgart
- Dopsch, Alfons (1921): *Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit vornehmlich in Deutschland*, 1. Teil, zweite veränderte und erweiterte Auflage; Weimar
- Hoffmann, Volker (1995): Der St. Galler Klosterplan – einmal anders gesehen; *Zeitungssprünge* 7 (2) 168-180
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (2011): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräffelfing
- Kalckhoff, Andreas (?1990): *Karl der Große. Profile eines Herrschers*; München
- Martin, Paul C. (2000): Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil I; *Zeitungssprünge* 12 (3) 449-475
- (2000): Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil II; *Zeitungssprünge* 12 (4) 639-661
- Metz, Wolfgang (1954): Zur Entstehung der *Brevium exempla*; *DA* 1954, 395-416
- Rexroth, Frank (2007): *Deutsche Geschichte im Mittelalter*; München
- Riché, Pierre (1991): *Die Karolinger. Eine Familie formt Europa*; München
- Schieffer, Rudolf (1992): *Die Karolinger*; Stuttgart
- (1997): Ein Mittelalter ohne Karl den Großen, oder: Die Antworten sind jetzt einfach; *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Seelze, 10/1997, 611-617
- schwaiganger* = <http://www.lfl.bayern.de/lv/z/schwaiganger/deckhengste/>
- weinkultur* = Gesellschaft für Rheingauer Weinkultur (Hg. 1994): *794 - 1994: 1200 Jahre Straußwirtschaft. Das „Capitulare de villis“ Karls des Großen von 794 - heute immer noch aktuell*; Greisenheim-Johannisberg
- Wies, Ernst W. (?2000): *Karl der Große. Kaiser und Heiliger*; Esslingen · München
- wiki ↔ entsprechendes Stichwort

Kölns Leiden an der Archäologischen Zone

Eine Zustandsbeschreibung von Heribert Illig

Der 14. Juli war Schicksalstag für Köln und seine archäologisch-museale Zukunft. An diesem Tag stimmte der Rat der Stadt Köln über eine Beschlussvorlage ab, in der es um die Weiterführung der Archäologischen Zone und des jüdischen Museums ging. Die Betreiber des ehrgeizigen Projektes – darunter Dr. Sven Schütte als Projektleiter – hatten mögliche Drittmittel als sicher eingeplant, die sich als unerreichbar erwiesen. Folge für den Kölner Stadtsäckel: Die Eigenleistung der Stadt steigt von 12 auf 37,47 Millionen €, also um gute 200 %. Bei der Gelegenheit sollte der Vertrag des Projektleiters, der zum Jahresende ausläuft, gleich um vier Jahre mitverlängert werden. Vorseilender Kommentar durch Carl Dietmar am 05. 07.: „Es ist ja nicht das erste Mal, dass in Köln die Vernunft auf der Strecke bleibt.“

Dieses Statement gehörte zu den Aktivitäten, die im Vorfeld dieser heiklen Entscheidung zu beobachten waren. Denn natürlich waren die Bürger über alle Parteigrenzen hinweg ob dieser Kostenexplosion empört. Die Beschwich-tigung, dass es weniger um Kostensteigerungen, als um ausgefallene Zu-schüsse ginge, dürfte kein wirklicher Trost sein, zumal damit die bei solchen Projekten immer auftretenden Kostensteigerungen folglich erst noch kommen werden. Was bisher geschah:

- Im Oktober 2006 entzieht Kulturdezernent Quander Prof. Hellenkemper die Grabungsleitung für die Archäologische Zone und gibt sie Schütte.
- April 2007 wird Schütte ein wissenschaftlicher Beirat zur Seite gestellt.
- März 2008 scheidet Prof. Binding aus diesem Beirat aus, weil er mit der Arbeit Schüttes unzufrieden ist.
- Im Sommer 2008 ist der Architektenwettbewerb entschieden.
- 2009: Schütte wird ein Ingenieurbüro als Projektkoordinator beige-sellt.
- Sommer 2009: Der Förderverein für ein Haus und Museum der jüdischen Kultur kann die versprochenen Gelder dafür nicht aufbringen.
- 2009: Darauf reduziert der Rat die Museumspläne; von den verbleibenden 45 Mio € will die Stadt 11 Mio. € stemmen.
- 2010: Der Projektkoordinator beklagt, dass Schütte seine Arbeit systema-tisch behindere. Außerdem wird ruchbar, dass Schütte bei der Staatskanz-lei interveniert, weil Hellenkemper das Bundesverdienstkreuz erhalten soll. Daraufhin distanzieren sich die Kölner Museumsdirektoren einmütig von Schütte [Dietmar 15.07., 2011b].

Insofern stand die Angelegenheit suboptimal. Nun mag Schütte manches abgehen, aber sicher nicht der gekonnte Umgang mit der Presse. In den letz-

ten drei Wochen vor der Abstimmung erschienen 'flankierende' Berichte. So wurde am 28. 06. ein „»Jahrhundertfund«. Kostbarer Ohrring aus der Kloake“ vorgestellt [welt online], ein 1.000 Jahre alter, goldener Ohrring. Quander und Schütte als ausgewiesener Kloakenstecher (und dessen Erfinder [vgl. Illig 2010, 205]) legten das kostbare Schmuckstück aus dem späten 11. Jh. vor [Schlößer]. Das Alter wurde „Laut Bodenanalysen“ ermittelt, ein Kunststück mitten in einem Abwasserkanal. Die Meldung wurde von dem Hinweis durch den Kulturdezernenten begleitet, dass in der Archäologischen Zone vermutlich noch zwei Jahre nötig seien, um das Gelände vollständig zu erforschen.

„Für die Stadt kommt das Kleinod aus der Kloake zum rechten Zeitpunkt. Denn damit lässt sich prächtig werben.“ [welt online, 29. 06.]

Nur eine Woche später wird ein weiterer außergewöhnlicher Fund gemeldet: „Koschere Küche in der ältesten jüdischen Gemeinde nördlich der Alpen“ [red/APA]. Denn im mittelalterlichen Judenviertel finden sich Knochen von Rind, Schaf, Ziege und Geflügel, aber keine Schweineknochen. Und an einigen Hühnerknochen lassen sich sogar menschliche Zahnabdrücke nachweisen! 'Menschen - Tiere - Sensationen!' Doch warum die Aufregung? Wie isst man Hühnchen, wenn noch nicht einmal die Gabel erfunden ist? Und seit wann beschränkt sich koschere Küche auf die Vermeidung von Schweinefleisch? Sie wäre nachgewiesen, wenn zwei separate Küchen für Milchiges und Fleischiges nachgewiesen wären. Doch der Medienhype ging weiter:

„Da kam es ganz gelegen, dass in den Wochen vor der Abstimmung einige spektakuläre Funde wie beispielsweise ein Goldohrring, der rund 1000 Jahre im Kölner Boden lag, präsentiert werden konnten. Zuvor überaschten rund 100 Schiefertafeln mit spannenden Schriftzeugnissen in Hebräisch und Mittelhochdeutsch die Fachwelt“ [Köln].

Prof. Samuel Gruber von der Syracuse University/NY, der Ausgrabung und Befunde über den grünen Klee lobte, hob diese Tafeln ganz speziell hervor.

„Gruber verglich diesen Fund mit der Kairoer Genisah, die vor über 120 Jahren von zwei Deutschen Archäologen entdeckt wurde und als einer der wichtigsten Schriftfunde zur jüdischen Geschichte gilt.“ [koeln.de]

Man stelle sich vor: mit der Genisah zu Kairo! Dass dort nicht nur 100, sondern 280.000 Schriftstücke ab dem 10. Jh. entdeckt wurden (ein einziges älteres steht zur Umdatierung an [Heinsohn, 363-365]), soll die Freude zu Köln nicht schmälern. Und Gruber bildete nur die Vorhut zu einem Kongress für über 80 internationale Spezialisten, der nur Tage vor der entscheidenden Stadtratssitzung in Köln stattfand und sich auch mit der Kontinuität Kölns im frühen Mittelalter auseinandersetzen sollte. Hier gab Schütte bereits die Auskunft, die der Kongress offenbar nur noch bestätigen soll (dessen bislang unbekannte Ergebnisse werden erst später publiziert):

„Zum anderen zeigen sie die ununterbrochene Geschichte Kölns als »aktive, besiedelte und bewirtschaftete Stadt von der Römerzeit bis zum Zweiten Weltkrieg«, so Projektleiter Sven Schütte. Es ist noch nicht lange her, da ging man davon aus, das mit dem Ansturm der Germanen und dem Untergang des Römischen Reiches auch Köln zumindest vorübergehend als Stadt aufhörte zu existieren.“ [ehu]

Damit es keine Missverständnisse gibt: Ich bin immer für Archäologie. Aus meiner Sicht ist diese Kölner Ausgrabung des jüdischen Viertels mit ganzen Straßenzügen eine bedeutende Erweiterung unseres Wissens über das größte Getto einer Stadt im mittelalterlichen Deutschland. Aber das allzu pünktliche Aufspüren von Ohringen und Hühnerknochen, der Vergleich mit dem wichtigsten Fund jüdischer Manuskripte überhaupt, das Abhalten dieses Kongresses, der Schüttes Meinung zu St. Pantaleon u. dergl. bestätigen soll – all das hinterlässt einen kräftigen Hautgout. Da ließe sich unter ganz besonders widrigen Umständen nicht einmal ausschließen, dass bei vollständiger Fundlosigkeit einer Grabung ein Karolingerdenar oder eine Kreuzfibel auf dem Markt gekauft würde; die Kosten für die Münze lägen bei unter 1.000 €.

Einen Tag später plädiert die CDU-Stadtratsfraktion gegen das so teuer gewordene Museum. Sie glaubt sich im Einklang mit der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg und dem Kreis der Direktoren der jüdischen Museen in Deutschland. Doch am 14. 07. muss sich Fraktionsvorsitzender Winrich Granitzka entschuldigen: In einer Presseerklärung seiner Fraktion war die falsche Informationen weitergegeben worden, wonach sich die oben genannten Institutionen „gegen ein eigenständiges Jüdisches Museum in Köln ausgesprochen hätten“ [Berger]. Leider hatte Granitzka ungeprüft eine Information von Schütte weitergegeben. So sei er leider getäuscht worden. Schütte hält das für ein (bei ihm wohl alltägliches) „Missverständnis, eine Kommunikationspanne“ [ebd.].

Am gleichen 14. 07. entschied sich dann der Stadtrat für die Fortführung eines heillos aus dem Ruder gelaufenen Projekts und damit für den Bau des Jüdischen Museums, zum Gesamtpreis von etwas mehr als 51 Mio. €. Der Vertrag für Schütte wurde nicht vorzeitig verlängert (das hat noch bis zum Jahresende Zeit). Aber man kann von der Vertragsverlängerung ausgehen, denn: „Es soll eine neue Stelle geschaffen werden, die Schütte bei administrativen Aufgaben unterstützt – ein Aufpasser für den umstrittenen Projektleiter“ [Baumanns]. Mit dann drei ihn beschattenden Institutionen wird er doch hoffentlich so weit auf seine eigentliche Grabungstätigkeit konzentriert sein, dass Kölns Ansehen nicht weiter beschädigt wird.

In diesem Zusammenhang wurde auch beschlossen, dass Rio de Janeiro als die zweite Hochburg des Karnevals zur 24. Partnerstadt Kölns erhöht werden soll. Vielleicht lässt sich ja die Archäologische Zone leichter realisieren,

wenn sie mit einem kleinen Ganz-Jahres-Sambadrom kombiniert wird, das die brasilianischen Jecken ihrer baldigen Schwesterstadt stiften...

Eines sollte man sich noch vor Augen halten. Herrschten zu Köln Vorsicht und Weitsicht, hätte die Stadt 86 Mio. € mehr für die Archäologische Zone zur Verfügung [dpa]. Für diese Summe soll das im März 2009 zum Einsturz gebrachte Stadtarchiv neu errichtet werden, nicht gerechnet die Tausende von Mannjahren, die für die Sicherung der ruinierten Archivalien ausgegeben werden müssen.

Literatur

- Baumanns, Robert (2011): Ratsbeschluss. Grünes Licht für Jüdisches Museum; *express.de*, 14.07.2011 - 22:16 Uhr
- Berger, Peter (2011): Jüdisches Museum. Granitzka entschuldigt sich für Erklärung; *ksta.de* (Kölner Stadtanzeiger), 15.07., 08:49 h, aktualisiert 15.07., 09:12 h
- Dietmar, Carl (2011): Kommentar zur Archäologischen Zone. Vernunft bleibt auf der Strecke. Der Beschlussvorlage zur Fortführung des Projekts Archäologische Zone/ Jüdisches Museum hat es in sich: 25 Millionen Euro mehr und die Vertragsverlängerung des umstrittenen Bauleiters lassen die Kölner nur noch den Kopf schütteln; *ksta.de* (Kölner Stadtanzeiger), 05.07.11, 14:42 h
- (2011b): Ein problematisches Projekt; *ksta.de* (Kölner Stadtanzeiger), 05.07., 14:42h, aktualisiert 15.07.11, 09:14h
- ehu (2011): Wissenschaftler bilanzieren Archäologische Zone; *Köln Nachrichten. Das Online-Magazin für Köln*: 06. 07. um 07:00 Uhr
- Heinsohn, Gunnar (1999): Jüdisches Leben im frühmittelalterlichen Palästina. Ist die von den Kreuzfahrern 1099 zerstörte Synagogenkultur archäologisch wirklich un auffindbar? *Zeitensprünge* 11 (3) 356-388
- Illig, Heribert (2010): Jubiläum: Zehn Jahre Warten auf Schütte. „Forschung, die zum Himmel stinkt“? Eine Würdigung; *Zeitensprünge* 22 (1) 198-208
- Köln = Das große Ganze. Archäologische Zone: Mehrheit im Rat will die 37,4 Millionen Euro genehmigen; *welt online*, 13. 07.
- koeln.de (2011): Internationales Kolloquium. Archäologische Zone: US-Experte lobt die Ausgrabungsarbeiten; *koeln.de*, 05. 07.
- dpa = Neues Stadtarchiv für 86 Millionen bis 2015; *taz*, 21. 06.
- red/APA (2011): Ausgrabungen in Köln. Koschere Küche in der ältesten jüdischen Gemeinde nördlich der Alpen; *derStandard.at*, 10. 07.
- Schlößer, Cornelia (2011): 1.000 Jahre alter Ohrring gefunden; *wz newslin*e (Westdeutsche Zeitung), 28. 06. - 21:53 Uhr
- welt online (2011): »Jahrhundertfund«. Kostbarer Ohrring aus der Kloake; *welt online*, 29. 06.

Warum muss Alkuin in der Phantomzeit sterben?

Renate Laszlo

Die in der Geschichtsschreibung in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends auftretenden zeitlichen Unstimmigkeiten lassen sich nur durch den erfolgten Einschub einer nicht existierenden Phantomzeit in die Zeitrechnung erklären. Diesen Zeiteinschub berechnet Heribert Illig auf 297 Jahre und legt ihn zwischen 614 und 911. Demzufolge muss nach 614 unmittelbar mit dem Jahr 912 weiter datiert werden.

Wäre die Phantomzeit öffentlich bekannt gemacht und überall zur gleichen Zeit eingeführt worden, hätten wir heute kein Problem mehr damit. Das ist aber nicht der Fall, ganz im Gegenteil. Der Einschub der 297 leeren Jahre in die Chronologie erfolgt streng geheim und wird in der damals bekannten Welt erst nach und nach übernommen und angeglichen, so dass der Zeitsprung variabel zu verschiedenen Zeiten in den einzelnen Ländern und Gebieten wirksam wird. Die Initiatoren der Phantomzeit und der Anlass für ihren Einschub sind – trotz der vielen Vermutungen – bisher noch nicht zufriedenstellend ermittelt, während der Grund für die strikte Geheimhaltung zweifellos in dem Bestreben der Kirche liegt, die Zeit nach Christi Geburt nicht zu unterbrechen. Die sich durch den Einschub der 297 leeren Jahre ergebenden Ungereimtheiten und Widersprüche versucht man seit dem frühen Mittelalter mit Tricks und Manipulationen zu bereinigen.

Die Auswirkungen der Phantomzeit lassen sich in England besonders gut nachweisen, weil sehr viel angelsächsische Literatur aus dem ersten Millennium erhalten ist – ein Vielfaches mehr als auf dem gesamten europäischen Kontinent an altgermanischer Literatur in der gleichen Zeit – und außerdem, weil sich die 297 eingeschobenen Jahre in Wessex und Durham schon früh bemerkbar machen.

Die *Vita S. Dunstani* – ein globaler Glücksfall

Die unter dem Pseudonym „B“ verfasste Biografie über Dunstan liegt 1004, sechzehn Jahre nach Dunstans Tod, in Frankreich vor – also im Ausland. Sie ist dem zeitgenössischen Erzbischof Aelfric (995–1005) von Canterbury gewidmet und ist nicht nur die erste Quelle über den westsächsischen König Edmund und Dunstan, sondern auch die allererste und damit älteste erhaltene Überlieferung für Wessex nach dem Einschub der Phantomzeit. Der Biograf berichtet, dass Dunstan im Jahr 943 von König Edmund als Abt von Glastonbury eingesetzt wird und damit der erste Abt der englischen Nation ist.

Dass Dunstan, wie in der Biografie berichtet, der erste Abt der englischen Nation ist, trifft zu. Das bestätigt nicht nur der Lebenslauf Dunstans und seiner Zeitgenossen, sondern auch der gesamte Geschichtsverlauf Englands in der zweiten Hälfte des ersten Millenniums. Die von Beda für das 7. Jh. bezeugten Personen und Ereignisse ergeben nur einen Sinn für das 10. Jh.

Bereits 2006 [683] habe ich mitgeteilt, dass Aldhelm nicht schon um 670 Abt von Malmesbury sein kann, wie der Chronist Beda schreibt, weil das zur römischen Kirche gehörende Kloster in Malmesbury erst von Dunstan gegründet wird, und zwar nachdem dieser – nach seiner Zeit als Abt von Glastonbury sowie als Bischof von Worchester und London – 960 Erzbischof von Canterbury geworden ist.

Auch alle anderen Mitteilungen über den berühmten Poeten, Abt und Bischof Aldhelm weisen auf das 10. Jh. als seine Lebenszeit hin, zum Beispiel seine von William von Malmesbury bezeugte Verwandtschaft mit der englischen Königin Mathilde, der Schwiegertochter Wilhelm des Eroberers, oder dass er – völlig unüblicherweise – erst sage und schreibe nahezu 400 Jahre nach seinem vermeintlichen Todesjahr heilig gesprochen wird. Ferner sind seine berühmten lateinischen Schriften in dem für das Jahr 1000 typischen hermeneutischen Schreibstil verfasst und werden erst im 11. Jh. bekannt und gelesen. Die von Aldhelm gegründeten Kirchen und Klöster stammen nach den Ausgrabungen und Untersuchungen des 20. Jh. nachweislich erst aus dem 10. Jh. [Laszlo 2008/1, 165] und so weiter.

Die Präsentation Aldhelms im 7. Jh. durch Beda steht damit in einem krassen Widerspruch zu Aldhelms Leben und Wirken im 10. Jh. und ist infolgedessen ein untrüglicher Beweis für eine Phantomzeit vom 7. bis zum 10. Jh., die durch die Dokumentation in der *Vita S. Dunstani*, dass Dunstan der erste im Land geborene Abt der englischen Nation ist, erhärtet wird. Dunstan ist in der ersten Hälfte des 10. Jh. der Abt von Glastonbury, gefolgt von der Äbtissin Hilda in Streanesheal in 954 und dem Abt Aldhelm in dem von Dunstan gegründeten Kloster von Malmesbury ab etwa 971 in der zweiten Hälfte des 10. Jh.

Über die Identität des Biografen der *Vita S. Dunstani* werden mehrere Mutmaßungen geäußert, an denen ich mich nicht ohne weiteres beteiligen möchte. Auf jeden Fall ist der Autor der Biografie mit den Lebensverhältnissen Dunstans in Wessex bestens vertraut. Die Widmung an den zeitgenössischen Erzbischof Aelfric von Canterbury bestätigt die Zeit der Herausgabe der Biografie und lässt als Verfasser auf einen Kirchenmann schließen. Das Vorliegen der Biografie in Frankreich impliziert, dass der Biograf entweder generell dort lebt oder eigens, um die Biografie zu veröffentlichen, Wessex verlässt und in ein Gebiet in Frankreich geht, in dem der Sprung über die Phantomzeit bereits vollzogen ist.

Der Umstand, dass die nordhumbrischen Chronisten Beda, Alkuin und Simeon von Durham nicht in der Biografie erwähnt werden, ist ebenfalls ein eklatanter Beweis für die Phantomzeit! Das Jahr 1004, in dem die Biografie erscheint, entspricht dem Jahr 707 der alten Inkarnationszeit. Zu diesem Zeitpunkt ist Beda gerade zum Priester geweiht, steht am Anfang seiner Karriere als Chronist und verschwendet noch keinen Gedanken an die Erstellung einer Kirchengeschichte des englischen Volkes, zu deren Abfassung er erst Jahrzehnte später durch Vertreter des Erzbistums von Canterbury veranlasst wird. Alkuin wird erst ungefähr 28 und Simeon von Durham 53 Jahre nach dem Jahr 707 alter Inkarnationszeit geboren.

Weder Beda noch Alkuin erwähnen Dunstan, die Abtei Glastonbury oder König Edmund, weil sie nach dem Gebot der Kirche die Phantomzeit absolut negieren und verschweigen müssen.

Der im 12. Jh. schreibende William von Malmesbury (1080/95–1143), Sohn eines Normannen und einer Engländerin, kommt in seiner Chronik über das Alter der Kirche von Glastonbury nicht drum herum, das Leben und Wirken des berühmtesten Abtes von Glastonbury zu touchieren. Die in der Biografie von 1004 erfolgte wahrheitsgemäße Überlieferung, dass Dunstan der erste Abt der englischen Nation ist, streitet William vehement ab und verwendet viel Energie darauf, den Biografen für diese zutreffende biografische Mitteilung anzufeinden und ihn mit rüden Worten auf das Übelste zu verunglimpfen und zu diffamieren, um anschließend ohne eine weitere Erklärung oder Stellungnahme kurzerhand das Thema zu wechseln, wie ich es in einem früheren Aufsatz bereits geschildert habe [2008, 441].

William lässt Dunstan erst in der Blüte seiner Jahre erstehen und äußert sich nicht über dessen Vorleben. So kann er die Widersprüche aus Dunstans Kindheit ohne Kommentar übergehen, insbesondere auch die in den Lebensbeschreibungen über Dunstan stets wiederholte Tatsache, dass er seine erste Ausbildung in einem von Mönchen der irischen Kirche geleiteten Kloster erhält.

Dunstans Erziehung durch irische Mönche

Neben der fundamentalen Mitteilung, dass Dunstan der erste im Land geborene Abt der englischen Nation ist, erfahren wir in der *Vita S. Dunstani* von 1004 einiges über Dunstans Herkunft, seine Eltern, seine bischöflichen und königlichen Verwandten. Wir lernen Dunstan als einen engagierten Förderer des frühen westsächsischen Christentums sowie als Gründer der Klöster von Malmesbury und Exeter kennen. Das Jahr seiner Geburt wird, wie auch in den fünf nachfolgenden Viten über Dunstan, eisern verschwiegen, wird also in keiner einzigen Quelle genannt [ebd. 2008].

Das nirgends genannte Geburtsjahr Dunstans wird in den aktuellen Enzyklopädien nach dem Verlauf seines Lebens auf 909 berechnet. Unter Berücksichtigung der 297 Phantomjahre wird Dunstan 612 alter Inkarnationszeit geboren, ist also ein Zeitspringer, das heißt, die nicht existierende Phantomzeit wird in Wessex während Dunstans Lebenszeit in die Chronologie eingeschoben.

Von den weiteren Überlieferungspunkten in der ersten Biografie über Dunstan darf ich einen herausgreifen, der, wie oben erwähnt, bis heute ständig wiederholt wird: Dunstan erhält in seiner Kindheit und Jugend die Ausbildung in einem von irischen Mönchen geleiteten Kloster in England. Dabei werden nicht nur seine geistigen Fähigkeiten, sondern auch seine zeichnerische und handwerkliche Begabung gefördert.

Die Erziehung Dunstans in einem von irischen Mönchen geleiteten Kloster in England ist aber für das 10. Jh. absolut inakzeptabel, weil nach der Synode von Whitby in 664 alter Inkarnationszeit alle irischen Klostergemeinschaften in England, die sich dem römischen Diktat nicht beugen wollen, nach Irland zurückkehren. Das wird zuerst retrospektiv 731 von Beda berichtet.

Wie dem aufmerksamen Leser der Kirchengeschichte Bedas bekannt ist, bekundet der irische Abt Colman von Lindisfarne als Teilnehmer an der Synode von Whitby dem in Streanesheal versammelten Gremium unwiderfürlich, dass er die Übernahme des römischen Ritus für den christlichen Gottesdienst nicht mit seiner Erziehung, seinem Missionsauftrag und seinem Gewissen vereinbaren kann. Mit den irischen Mönchen seines Klosters Lindisfarne und den englischen, die ihm folgen wollen, gehört er zu den ersten Rückwanderern nach Irland. Auch alle anderen in England tätigen irischen Lehrer und Missionare gehen entweder nach Irland zurück oder konvertieren zur römischen Kirche. Gemäß Beda bekennt sich die Klostergemeinschaft von Iona im nordwestlichsten Zipfel der Insel unter ihrem Abt Dunchad als letzte irische Bastion in England am Ostertag 729 zum römischen Ritus. Danach kommen keine irischen Mönche mehr nach England und die irische Missions- und Lehrtätigkeit ist dort beendet.

Der Sprung vom 7. in das 10. Jh. während seiner Lebenszeit erlaubt es dem 612||909 geborenen Dunstan nicht nur, vor dem Einschub der Phantomzeit die Ausbildung in seiner Jugend in einem irischen Kloster zu genießen, sondern er ist auch nach dem Einschub der 297 Phantomjahre der erste Abt der englischen Nation. Sonst müsste ein noch vor der Rückwanderung der irischen Lehrer nach Irland von irischen Mönchen erzogener Dunstan im 7. Jh. geboren werden und bei seinem in der Biografie auf 988 datierten Tod 376 Jahre alt sein, wie das in einer ähnlichen Weise in einer irischen Chronik von einem Mann berichtet wird, der mit 350 Jahren stirbt. Die vermeintlichen

Anachronismen in der *Vita S. Dunstani* stellen einen universalen Glücksfall dar, der es erlaubt, die Phantomzeit zu beweisen. Oder?

Als Dunstans Biografie 1004 in Frankreich vorgelegt wird, kann der Biograf die Synode von Whitby noch nicht kennen, die durch den Einschub der Phantomzeit und dem dadurch bewirkten nahtlosen Übergang vom 7. zum 10. Jh. zwar von 664 in das Jahr 961 gerechnet werden muss, über die aber erstmals rückwirkend 731 von Beda berichtet wird, was dem Jahr 1028 der Nachphantomzeit entspricht.

Die *Vita S. Dunstani* ist nicht nur die erste in die Nachphantomzeit datierte Überlieferung für England, sondern auch die einzige erhaltene Dokumentation, die von der Zensur in Wessex nicht betroffen ist und der englischen Geschichtsschreibung nicht angepasst wird. Durch ihre frühe Erstellung und ihr Erscheinen im Ausland entgeht sie einer Korrektur und vielleicht sogar der völligen Vernichtung anlässlich der konzertierten Aktion in Wessex.

Die Handhabung der Phantomzeit in England

Die Handhabung der eingeschobenen Phantomzeit in England ist kompliziert, kann aber mit Hilfe der normannischen Eroberung und der Phantomzeitthese gelöst werden: Wer in England in der Zeit vor dem Einschub der leeren Jahrhunderte zum ersten Mal erwähnt wird, wo, wann, warum oder von wem auch immer, bleibt trotz vieler Widersprüche, Zweifel und sogar Beweise in dieser Zeit, solange er lebt und praktisch bis heute. Das gewährleistet, dass in England niemals eine Person oder ein Ereignis aus der alten Inkarnationszeit in die Nachphantomzeit übernommen werden muss, erklärt also, dass, allerdings nur scheinbar, niemand in der alten Inkarnationszeit geboren wird und in der Nachphantomzeit stirbt, wie das bei Dunstan der Fall ist.

Andererseits muss jeder, der bei seiner Ersterwähnung in die Nachphantomzeit springt, in dieser Zeit bleiben, koste es, was es wolle. Diese konsequente Regelung gilt für alle Personen und Ereignisse in England, wie ich beispielhaft für Aldhelm und Dunstan dokumentiert habe. Und die Maxime heißt: Vor der Phantomzeit ist nach der Phantomzeit.

Die 1004 herausgegebene *Vita S. Dunstani* kann selbstverständlich den Poeten Aldhelm noch nicht kennen, weil der erst in der 731 von Beda herausgegebenen Kirchengeschichte erstmals erwähnt wird, was dem Jahr 1028 der Nachphantomzeit entspricht. Während Aldhelm bereits 22 Jahre nach seinem Tod genannt wird, berichtet die *Vita S. Dunstani* über König Edmund erst 58 Jahre nach seiner 946 erfolgten Ermordung durch einen Dänen.

Der anonyme Verfasser „B“, der die Biografie über Dunstan 1004 in Frankreich vorlegt, will das von der Kirche streng gehütete Geheimnis über

den Einschub der Phantomzeit nicht preisgeben, sonst hätte er das ja frank und frei sagen können. Vielleicht weiß er gar nicht mehr, dass drei bis vier Generationen vorher eine Phantomzeit eingeschoben wurde. Oder er hält die Zeitspanne von knapp sechs Jahrzehnten für ausreichend, um unbeschadet den Sprung Dunstans und König Edmunds über die eingeschobenen 297 Jahre wagen zu können, ohne dass die Phantomzeit publik wird, was ihm aber nur unvollkommen gelingt, da er nicht mit der Beharrlichkeit des 1004 noch weithin unbekanntem Priesters Beda in Nordhumbrien rechnet, der rund drei Jahrzehnte später als der berühmteste Chronist Englands stirbt und zeit seines Lebens in die nicht existierende Inkarnationszeit hinein datiert, also die Synode von Whitby in das Jahr 664 setzt und noch Äbte im 7. Jh. erwähnt, die nach dem Einschub der Phantomzeit in die zweite Hälfte des 10. Jh. gehören, was zu den Widersprüchen zwischen Bedas Kirchengeschichte und der *Vita S. Dunstani* führt.

Damit ist die *Vita S. Dunstani* ein definitiver Beweis für die Phantomzeit und zwar in vierfacher Hinsicht. Die Biografie zeigt, dass der Sprung über die Phantomzeit in Wessex (und in Frankreich, wo das Buch 1004 zuerst vorliegt) im 7.||10. Jh. vollzogen wird, nämlich 939 mit der Inthronisation von König Edmund, dem unmittelbaren Nachfolger von Cynegisl, dessen Tod im Jahr 642 Beda noch in der alten Inkarnationszeit bekundet [Laszlo 2009, 449].

Sie offenbart zudem den Zeiteinschub der nicht existierenden 297 Jahre durch die zutreffende biografische Mitteilung über Dunstan, dass er im 10. Jh. der erste Abt der englischen Nation ist, enthüllt weiterhin, dass er (als ein Zeitspringer) in einem von irischen Mönchen geleiteten Kloster in England erzogen wird und bestätigt damit – last not least – dass die Annalen Bedas, der in seiner *Historia Ecclesiastica* schon im 7. Jh. in England geborene Äbte vermeldet, 297 Jahre nach vorn, aus der Phantomzeit in die Realzeit nach 911, verschoben werden muss, wobei es sich bei dem 7. und dem 10. Jh. um die gleiche Zeit handelt.

Cuthbert und Beda werden in Durham bestattet

Wie in Wessex, so wird auch in Durham schon früh der Sprung über die 297 leeren Jahre aus dem 7. in das 10. Jh. vollzogen, was wir aus der Exhumierung Cuthberts und seiner Umbettung in einen neuen Schrein in Lindisfarne, 698 alter Inkarnations- oder Phantomzeit, sowie der nur scheinbar verzögerten Beisetzung seiner Gebeine in Durham 297 Jahre später im Jahr 995 (Nachphantomzeit) ersehen, wobei beide Datierungen das gleiche Jahr bezeichnen, einmal in Lindisfarne vor und einmal in Durham nach der Einführung und dem Wirksamwerden der Phantomzeit.

Beda ist etwa 40 Jahre jünger als Cuthbert. Als Beda stirbt, wissen die Mönche von Jarrow, dass man das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen

und die mittlerweile vielerorts eingeführte Phantomzeit, 120 Jahre nach ihrem ersten Einschub in die Chronologie, nicht mehr rückgängig machen kann. Deshalb handeln sie bei Beda ähnlich wie die Mönche von Lindisfarne mit Cuthbert. In weiser Voraussicht deponieren sie Bedas Leichnam nach seinem Tod zum Abtransport im nördlichen Porticus von Jarrow und überführen ihn, ohne es an die große Glocke zu hängen, heimlich nach Durham, weil dort schon die Nachphantomzeit gilt [Laszlo 2010, 159].

Bedas Tod wird in einem Brief seines Schülers Cuthbert, einem der letzten in der alten Inkarnationszeit agierenden Äbte von Wearmouth und Jarrow, auf den 25. Mai, einen Tag vor Himmelfahrt, in das Jahr 735 alter Inkarnationszeit datiert. Nach anderen Quellen stirbt Beda schon 734, just in dem Jahr, in dem seine Kirchengeschichte rezensiert wird. Das Jahr 734/35 korrespondiert mit Bedas Bestattung in Durham, wird dort aber durch den erfolgten Einschub der leeren 297 Jahre schon als das Jahr 1031/32 ausgewiesen.

Dies bestätigt auch Jan Beaufort in seinem 2004 für eine Usenet-Diskussion über Bedas Kirchengeschichte verfassten Beitrag, der besagt, dass das in 1831 über Bedas Grab errichtete Säkulardenkmal in Durham die schlichte Inschrift trägt „Hac sunt in fossa Bedae Venerabilis ossa“, in der Übersetzung: „In diesem Grab ruhen die Gebeine des ehrwürdigen Beda“. Auch Beaufort ist davon überzeugt, dass die Bestattung Bedas in Durham die erste Beisetzung des Chronisten ist.

Eigentlich ist es eine Ironie des Schicksals: Trotz der räumlichen Nähe zu Jarrow erwähnt der Chronist Beda das Kloster in Durham in seiner Kirchengeschichte mit keinem Wort, so als gäbe es den Ort gar nicht. Beda muss die Phantomzeit verschweigen und darf nichts über das Nachbarkloster Durham schreiben, weil dort die Nachphantomzeit schon eingeführt ist. Und aus dem gleichen Grund, nämlich weil die Phantomzeit in Durham schon eingeführt ist, wird Beda nach seinem Tod heimlich still und leise von seinen Mitbrüdern von Jarrow, wo noch die alte Inkarnationszeit gilt, nach Durham überführt und dort beigesetzt.

Mit der Bestattung in Durham springt Beda als erster der drei nordhumbri-schen Schriftsteller, die trotz des Einschubs der 297 leeren Jahre nach 614 mit dem Jahr 615 (anstatt mit 912) weiter datieren, aus dem Jahr seines Todes in 734/35 alter Inkarnationszeit in das Jahr 1031/32 der Nachphantomzeit.

Dem um 760 geborenen Simeon von Durham gelingt es als zweitem, sich in einer gemeinsamen Aktion mit den fortschrittsbewussten Mönchen aus Bedas Kloster Jarrow nach der normannischen Eroberung in das Kloster Durham zu lavieren, wo mindestens seit der Bestattung Cuthberts, 995, die Nachphantomzeit gilt und wo Beda einige Jahrzehnte früher bestattet wurde.

Nach einer gebührenden Wartezeit von fünf bis sechs Jahrzehnten nach der normannischen Eroberung bastelt Simeon von Durham, der für die Nach-

welt in der Geschichtsschreibung, dank des Einschubs der Phantomzeit, als rund 325 Jahre älter als Alkuin erscheint, vor 1129 mit einer Anleihe an einige – inzwischen zur Füllung der Phantomzeit erfundene – Fälschungen, seine eigene retrospektive Geschichte für die drei leeren Jahrhunderte in England und Nordhumbrien, deren Untersuchung noch aussteht.

Nur der noch in Nordhumbrien in der alten Inkarnationszeit lebende Alkuin wird von der normannischen Eroberung und der mit ihr einhergehenden Einführung der Nachphantomzeit überrascht, und es gelingt ihm nicht, seine Tätigkeit als Lehrer in York zu sichern und sich – wie es das Gros der Bevölkerung Nordhumbriens tut – den Normannen und ihrer Zeit anzuschließen. Was damals in York im Einzelnen vor sich geht, wissen wir nicht. Aber schon 1070 wird ein Normanne als Bischof von York eingesetzt. Das sagt eigentlich schon alles.

Entweder wird Alkuin „durch die Feindseligkeiten zwischen den Einheimischen und den Fremden“, wie Altfried in der Biografie über Liudger die Übernahme der Herrschaft durch die Normannen in Nordhumbrien beschreibt, genötigt, York zu verlassen, oder er kehrt seiner Heimat freiwillig den Rücken aus Furcht vor den ihm seit seiner Kindheit eingebläuten und angedrohten Sündenstrafen bei Nichteinhaltung der kirchlichen Gebote, beispielsweise den Höllenqualen im Purgatorium, die er in seinem Gedicht über York, in Anlehnung an Beda, mit dem Gang durch das Fegefeuer ausführlich darstellt [Laszlo 2010, 370].

Wie auch immer: Ob Alkuin gefeuert oder von den Umständen und der Entwicklung gezwungen wird, er verlässt Nordhumbrien, um in der alten Inkarnationszeit bleiben zu können, da er nach der geltenden Regelung in England nicht in die Nachphantomzeit übernommen werden und schon gar nicht in die nachnormannische Zeit springen darf, sondern für immer in der niemals existierenden Phantomzeit, in die er in Nordhumbrien hinein geboren wird, bleiben muss, um die 297 eingeschobenen Phantomzeitjahre geheim zu halten.

Der Klerus ergreift jede erdenkliche Gelegenheit, um so viel zu retten, wie zu retten ist, damit die alte Inkarnationszeit (bei Beda erstmals mit dem Zusatz in der Datierung „nach der Fleischwerdung des Herrn“ versehen) bewahrt, der Zeitsprung vertuscht und die Leerzeit mit erfundenen Personen und Ereignissen gefüllt wird, was ihm ja bis heute gelingt. Die Weichen dazu werden 705 auf dem in der *Theologischen Realenzyklopädie* dokumentierten Treffen des Rats der Weisen in Brentford gestellt.

Zusammenkunft des Witenagemots

Am 15. 10. 705 trifft sich die angelsächsische politische Institution des Witenagemots (Rat der Weisen) in Brentford bei London, um über den „von

Bischof Aldhelm vorangetriebenen propagandistischen Einsatz für romorientierte Kirchengewohnheiten“ zu beraten [TRE VII: 69]. Was unter der Verkläusulierung „propagandistischer Einsatz für romorientierte Kirchengewohnheiten“ zu verstehen ist und welches Ergebnis erzielt wird, bleibt geheime Verschlussache (bis heute).

Von Reinhold Rau wird als Gegenstand des Treffens irrigerweise die notwendige Teilung des aus den Fugen geratenen Bistums Winchester vermutet, das bis 705 das einzige Bistum in Wessex ist und sogar noch die Insel Wight mit betreut. Aber das kann es nicht gewesen sein, weil die Separation des Bistums zu diesem Zeitpunkt bereits erfolgt ist und der Abt von Malmesbury schon als legitimer Bischof Aldhelm von Sherborne an dem Treffen des Rats der Weisen teilnimmt und diese Zusammenkunft sogar initiiert.

Es muss etwas Bedeutenderes und Wichtigeres sein, das sich hinter dem von Bischof Aldhelm „vorangetriebenen propagandistischen Einsatz für romorientierte Kirchengewohnheiten“ verbirgt und den damit verbundenen Aufwand rechtfertigt, wie die Besetzung des Witenagemots mit König Ine und hochrangigen Kirchenvertretern sowie die Berufung einer Delegation unter der Leitung ihres Sprechers Winfried, die das geheim gehaltene Ergebnis der Beratung mündlich dem Erzbischof von Canterbury überbringt.

Der Mainzer Priester Willibald, der bereits um 770 die *Vita Bonifatii* erstellt, widmet sich ausführlich dem Ablauf dieser Zusammenkunft des Witenagemots 705 in Brentford und schreibt dazu:

„Nachdem wir die erhabene Tugendgröße dieses heiligen Mannes (Winfried, später bekannt als Bonifatius) kurz dargelegt haben, glauben wir das, was wir durch Berichte glaubhafter Männer gehört haben, keinesfalls stillschweigend übergehen zu dürfen, sondern dass wir dazu verpflichtet sind, es durch schriftliche Aufzeichnung offenkundig und bekannt zu machen.“ [Rau, 473]

Willibald sagt allerdings nichts Konkretes über den Anlass des Treffens und den Gegenstand der Beratung, die so geheim sind, dass auch der Biograf sie offensichtlich nicht kennt. Ihm kommt es ohnehin in erster Linie darauf an, das Ansehen, das Winfried schon als junger Priester in England genießt, ins rechte Licht zu stellen. Er fährt fort [Rau, 472 f.]:

„Unter der Regierung des westsächsischen Königs Ine trat durch den unerwarteten Ausbruch einer Empörung ein Gefahr drohender Zustand ein, und sofort wurden die Diener Gottes von den Häuptern der Kirche unter dem Beirat des genannten Königs zu einem Konzil versammelt“.

Auch in dieser Passage sagt Willibald nicht, was Sache ist, sondern spricht von einem „unerwarteten Ausbruch einer Empörung und einem dadurch ausgelösten Gefahr drohenden Zustand“, der sofortiges Handeln durch die Einberufung des Konzils erfordert, ohne die Ursache der Empörung zu nennen.

Willibald berichtet weiter, dass auf der Zusammenkunft in Brentford von den Kirchenvertretern die Frage gestellt wird, wie man aus diesem frischen Zwist Rat schaffen und herauskommen könne, ferner dass ein besonnener Ratschluss gefasst wird und die Versammlung es für angemessen hält, eine Gesandtschaft zum Erzbischof der Stadt Cantuaria (Canterbury) namens Berechtwald zu senden, damit es ihnen nicht als Anmaßung und Unbesonnenheit ausgelegt werden könne, dass sie etwas ohne den Rat des hohen Bischofs unternähmen.

Alle anwesenden Würdenträger des westsächsischen Klerus stimmen der angeblich klugen Übereinkunft zu und König Ine wendet sich sofort an alle Diener Christi, anzugeben, wen man mit der mündlichen Überbringung der erwähnten Botschaft beauftragen könne. Die maßgeblichen Kleriker, vor allem die

„drei Äbte Beorhtwald von Glastonbury, das mit seinem alten Namen Glestingsburg genannt wird, Wynberht von Nursling und der Steuermann Gottes Wintra des Klosters von Tisbury (Tyssesburg)“ [Rau, 479],

führen Winfried vor König Ine, der diesem den Inhalt der Botschaft an den Erzbischof mitteilt und ihn mit mehreren Gefährten, die ihn begleiten sollen, in Frieden entlässt.

Dass es 705 alter Inkarnationszeit (1002 Nachphantomzeit) die höchste Zeit ist, einen Weg zu suchen, um die Phantomzeit vertuschen zu können, wie es vom Klerus gefordert wird, zeigt nicht nur das vom Biografen Willibald beschriebene „Eintreten des unter der Regierung des westsächsischen Königs Ine unerwarteten Ausbruchs einer Empörung mit einem Gefahr drohenden Zustand“, sondern auch die im gleichen Jahr erfolgte letzte Romreise des um 635 in die alte Inkarnationszeit hinein geborenen, äußerst zielstrebigem, mittlerweile siebzيجährigen Bischofs Wilfried I. von Nordhumbrien, der im Laufe seines wechselvollen Lebens den Einschub der Phantomzeit erkannt hat, dem es aber nicht gelingt, an Beda und dem Erzbischof in Canterbury vorbei die Nachphantomzeit in England einzuführen, sondern trotz seiner großen Fähigkeiten immer wieder ausgebremst und viermal aus dem Bischofsamt entlassen wird, was den aufrechten Gottesstreiter mindestens dreimal nach Rom führt, um sich zu beschweren und in dieser Sache zu intervenieren, wo er jedes Mal neu eingeschworen, rehabilitiert und an einem anderen Ort in England wieder als Bischof eingesetzt wird [Laszlo 2010, 366 f.], jedoch ohne jemals zum Erzbischof zu avancieren. Der wahre Grund für Wilfrieds wiederholte Romreisen wird nicht nur von Beda, sondern auch von Wilfrieds Biograf Eddius verschwiegen.

Aber auch die bereits sieben Jahre vor dem Treffen des Rats der Weisen erfolgte Exhumierung des mit Wilfried I. etwa gleichaltrigen heiligen Cuthbert, der um 634 in die Phantomzeit in Nordhumbrien hinein geboren wird,

darin um das Jahr 687 als Abt von Lindisfarne stirbt, elf Jahre später, 698 exhumiert, in einen neuen Schrein umgebettet und nach seiner Überführung nach Durham dort 995, also im gleichen Jahr, bestattet wird. Nicht zuletzt gebietet auch das sich immer mehr ausbreitende Wissen über die Phantomzeit sowie die kurz bevor stehende Herausgabe der *Vita S. Dunstani* ein sofortiges Handeln für den Klerus.

Nach der *Vita Bonifatii* des Willibald verläuft die Reise Winfrieds und seiner Begleiter nach Kent glücklich. Winfried macht seine Sache gut, überbringt nach seiner Rückkehr König Ine und den mitversammelten kirchlichen Würdenträgern die ebenfalls geheim gehaltene Antwort des verehrungswürdigen Erzbischofs und schafft dadurch allen eine große Freude. Willibald fährt fort, dass in der Folgezeit durch die wunderbare Güte göttlicher Fügung Winfrieds Name so bekannt wird und er bei allen weltlichen Würdenträgern sowohl als auch bei den Inhabern der Kirchenämter in solchen Ehren steht, dass er häufig ihren Synodalversammlungen beiwohnen darf, was ihm in Zukunft von Nutzen sein soll. Diese Mitteilung Willibalds zeigt, dass Winfried schon als junger Priester in England eine Sprosse auf der Karriereleiter erklimmt.

Dass Winfried nach der erfolgreichen Bewältigung des ihm von König Ine erteilten Auftrags bei allen in hohen Ehren steht, lasse ich gelten, aber dass es ihm in der Zukunft von Nutzen sein wird und er sehr häufig den Synodalversammlungen beiwohnen darf, wage ich ernsthaft zu bezweifeln, da die 705 von dem Witenagemot (Rat der Weisen) getroffene Regelung auch für die an dieser Zusammenkunft teilnehmenden Synodalen und selbstverständlich auch für den jungen Priester Winfried gilt, für den die Übereinkunft eine schwere Last bedeutet, derer er sich im Laufe seines langen Lebens gern entledigen würde, was ihm aber trotz mehrmaliger Vorsprache und Intervention beim heiligen Stuhl in Rom nicht gelingt.

Die Ergebnisse der Synodalversammlung

Was auf dem Treffen besprochen und vereinbart wird, kann aus der folgenden Entwicklung erschlossen werden. Der unter strengster Geheimhaltung sowohl der Verhandlungspunkte als auch der Ergebnisse gefasste „besonnene Ratschluss“, den die Versammlung des Witenagemots für angemessen hält, erweist sich in der Folgezeit nicht als so ausgereift, wie es dem Rat der Weisen dünkt.

Da der Einschub der 297 leeren Jahre nachgewiesenermaßen in Wessex und Durham seit dem 7. Jh. der alten Inkarnationszeit bereits vollzogen ist, kann es nicht ausbleiben, dass die Phantomzeit immer verbreiteter bekannt wird und die Kirche zu spalten droht, was Willibald mit dem „unerwarteten

Ausbruch einer Empörung und dem Eintreten eines Gefahr drohenden Zustandes“ beschreibt.

Ausgehend von dem Status quo in England über die eingeschobene Phantomzeit versucht das Gremium des Rats der Weisen in Brentford die Entwicklung in England in geordnete Bahnen zu lenken. Der Witenagemot bestätigt die bisher schon praktizierte Handhabung der Phantomzeit in England und schreibt sie fest. Danach müssen alle in der nicht existierenden Phantomzeit dokumentierten Personen und die damit zusammen hängenden Ereignisse unwiderruflich und für immer in der Zeit vor dem Einschub der Phantomzeit bleiben und dürfen auf keinen Fall in die Nachphantomzeit übernommen werden.

Im Gegenzug müssen alle Personen und Begebenheiten, die in der Überlieferung noch nicht genannt worden sind, künftig direkt über die nicht existente Phantomzeit hinweg in der realen Nachphantomzeit untergebracht werden und für immer in dieser konventionellen Chronologie bleiben.

Die Devise „einmal in der alten Inkarnations- oder Phantomzeit, immer in dieser Zeit“ gilt bis zur normannischen Eroberung, also auch für Alkuin, obwohl er erst 30 Jahre nach dem Treffen des Rats der Weisen geboren wird.

Als die Chronisten nach der normannischen Eroberung die fehlende Zeit in der Zeitgeschichte bemerken, müssen sie vieles kaschieren, manipulieren, verschleiern und rückwirkend fiktive Geschehnisse und Personen erfinden, um die Leerzeit zu füllen. Vieles davon ist noch nicht als Fälschung erkannt und gilt bis heute irrtümlich als reale Geschichtsschreibung.

Was es so schwer macht, die Fälschungen zu erkennen und von den der Wahrheit entsprechenden Begebenheiten abzugrenzen, sind die bewunderungswürdigen Erfindungen, die sich die Chronisten ab dem 11. Jh. einfallen lassen, um die eingeschobenen 297 inhaltsleeren Jahre mit mehr oder weniger phantastischen, glaubwürdigen, spannenden, aber auch komplizierten Geschichten zu füllen, um die von der Kirche verordnete Geheimhaltung der Phantomzeit zu gewährleisten.

Die Zensur der angelsächsischen Literatur

Zu den Maßnahmen, die der englische Klerus in die Wege leitet, um die eingeschobene Phantomzeit zu vertuschen, gehört auch die Zensur der angelsächsischen Literatur, nach der alle schriftlichen Dokumente durchgesehen und gegebenenfalls korrigiert, neu abgeschrieben oder vernichtet werden. Diesem Schicksal entgeht die *Vita S. Dunstani*, weil sie im Ausland erscheint.

Die nach der Christianisierung Englands mit Hilfe des von den Missionaren übernommenen lateinischen Alphabets zum ersten Mal in verschiedenen angelsächsischen Dialekten aufgezeichneten Originale der mündlich tradier-

ten muttersprachlichen Literatur werden bei dieser konzertierten Aktion in Wessex vor ihrer Vernichtung durch vier unbelastete Sammelkopien in dem einheitlichen westsächsischen Dialekt, der zur Landessprache avanciert, ersetzt. Die Verluste sind unschätzbar.

Die zensierten westsächsischen Codices, in denen der größte Teil der altenglischen Literatur überliefert ist, werden allgemein dem 10. Jh. zugeordnet. Das führt in der englischen Literaturwissenschaft zu der Streitfrage, ob die mündlich tradierte altenglische Literatur im 7. oder im 10. Jh. zum ersten Mal aufgeschrieben wird. Mit diesem Problem habe ich mich mehrfach in meinen Studien über die altenglischen Rätselgedichte beschäftigt und auch in Aufsätzen und Vorträgen über das erste Rätsel des Exeterbuches auseinandergesetzt. Mittlerweile weiß ich, dass sich diese Frage nur beantworten lässt, wenn das 7. mit dem 10. Jh. durch den Einschub einer Phantomzeit zusammenfällt.

Außer den neu konzeptionisierten, dem 10. Jh. zugeschriebenen altenglischen Sammelkopien sind mehrere dem 7. Jh. zudatierte angelsächsische Literaturdenkmäler erhalten, die der Korrektur oder Vernichtung entgehen, weil sie ins Ausland verbracht und dort erhalten geblieben sind, wie das vierzeilige angelsächsische Rätselgedicht über die eiserne Rüstung in einem ansonsten lateinisch-griechischen Codex, das als einziges altenglisches Rätselgedicht zweimal überliefert wird, einmal in nordhumbrischem Dialekt in dem vorgenannten, in Leiden in Holland aufbewahrten Manuskript *Codex Vossius 106* und ein zweites Mal in westsächsischem Dialekt in der Rätselsammlung des *Codex Exoniensis* [Laszlo 2009, 190 f.]. Oder das von mir entdeckte und 1996 dargestellte und erstmals gelöste, ursprünglich nordhumbrische Rätsel des 7. Jh. über das mystische Weinfass in dem nach Italien gelangten *Codex Vercellensis*, über das ich auch in einem früheren Heft der *Zeitensprünge* berichtet habe [ebd. 168-193]. Weder von dem Weinfassrätsel noch von der anderen im Vercellibuch überlieferten angelsächsischen Literatur, die überwiegend aus Viten und Homilien besteht, gibt es in England noch irgendeine Spur.

Auf dem in das 7. Jh. datierten, über fünf Meter hohen Ruthwellkreuz mit dem eingravierten Runengebete werden die Runen einer ganzen Passage herausgemeißelt und das ursprünglich aus zwei Monolithen bestehende Sandsteinkreuz selbst wird in sechs Teile zerschlagen, was bisher einer späteren Zeit zugeordnet wurde. Außerdem wird eine in ein kleines Metallkästchen im 7. Jh. eingeritzte Inschrift übersehen und bleibt erhalten.

Alkuins Übersiedlung auf den Kontinent

Die konventionell mit der auf den 14. Oktober 1066 terminierten „Schlacht von Hastings“ eingeleitete normannische Eroberung Englands verursacht

einen ungeheuren gesellschaftlichen und politischen Umbruch auf der Insel. Die sieben angelsächsischen Königreiche werden sang- und klanglos abgeschafft, und es gibt in England nur noch ein einziges Königreich mit einem normannischen König an der Spitze. In der von den Eroberern aus der Normandie mitgebrachten und im Süden Englands bereits praktizierten Zeitrechnung wird ganz selbstverständlich, ohne ein Wort darüber zu verlieren, mit dem Jahr 1067 weiterdatiert. Herzog William von der Normandie lässt sich unter dem Schutz seiner Leibwache am 6. Januar 1067 in London zum König von England krönen.

Hand in Hand mit dem Wiederaufbau der von den heidnischen Dänen im Süden Englands über viele Jahrzehnte verwüsteten Städte, Klöster und Skriptorien werden die wenigen verbliebenen angelsächsischen Geistlichen in England durch mitgebrachte normannische Priester, Äbte und Bischöfe ersetzt. Die aus den angelsächsischen Dialekten entwickelte, einheitliche, westsächsische Landessprache wird 1083 offiziell gegen das normannische Französisch ausgetauscht, der Landbesitz der entrechteten angelsächsischen Adligen wird 1086 im *Doomsday Book* erfasst und an die Normannen verteilt.

Alkuin darf die Datierung in die Nachphantomzeit für seine Person nicht in Anspruch nehmen, weil er durch das Gebot der Kirche in der Phantomzeit bleiben muss und nicht in die Realzeit nach 911 gesetzt werden darf. Und da Alkuin nicht aus der Phantomzeit in die Realzeit übernommen werden darf, entfällt für ihn auch eine Übernahme in die nachnormannische Zeit. Demzufolge gibt es in Nordhumbrien für Alkuin keinen Platz mehr, als 1070 der erste normannische Erzbischof in York eingesetzt wird.

Ob gefeuert oder nicht, Alkuin flieht auf den Kontinent, um dort ein Plätzchen zu finden, um „nach ewigen, ernsten und großen Gesetzen seines Daseins Kreise zu vollenden“ (wie Goethe sagen würde), das heißt, Alkuin muss gemäß den romorientierten Kirchengewohnheiten als eine reale Person in der niemals existenten Phantomzeit nach 766 weiter leben und in dieser irrealen Zeit 804 sterben.

Aus dem Ablauf der Geschichte in England ergibt sich, dass die Annalen der 152 Jahre, die Beda in seiner *Historia Ecclesiastica* und Simeon von Durham in der weiterführenden *Continuatio Bedae* von 614 bis 766 in die nicht-existente Phantomzeit hinein datieren, in die Realzeit von 911 bis 1066 gesetzt werden müssen, was durch die These über die Phantomzeit bestätigt wird. Dabei werden die 297 Jahre der eingeschobenen Phantomzeit in Nordhumbrien auf 300 Jahre aufgerundet, was zu der regelmäßig auftauchenden Diskrepanz von drei Jahren führt, die auch dem westsächsischen Chronisten William von Malmesbury aufgefallen ist, die er allerdings nicht erklären kann.

Nach 1066 bleiben noch weitere 145 Phantomjahre von 766 bis 911, die in England jedoch nicht automatisch in die Zeit von 1066 bis 1211 gesetzt werden können, weil dort mit der normannischen Eroberung in 1066 ein neues Zeitalter beginnt, mit dem sowohl der Einschub als auch das Wirksamwerden der Phantomzeit endgültig bereinigt und abgeschlossen ist. Nach der normannischen Eroberung wird im ganzen Land einheitlich mit dem Jahr 1067 kontinuierlich weiterdatiert.

Das Kirchengebot des Verbleibens in der alten Inkarnationszeit begleitet Alkuin auf den Kontinent und verfolgt ihn dort bis zu seinem Tod, 804, und in der Überlieferung sogar bis heute. Da er niemals in die Nachphantomzeit übernommen werden darf, muss er nach 766 bis zu seinem Tod in 804 in der nicht existenten Phantomzeit weiter leben. Nach seiner Übersiedlung auf den Kontinent darf er in den drei bis vier Jahrzehnten seines erzwungenen Exils nie mehr nach England zurückkehren oder mit seiner Heimat Kontakt aufnehmen, sondern ist für Nordhumbrien sozusagen überhaupt nicht mehr existent, nur damit die Kirche den Einschub der Phantomzeit geheim halten kann.

Wie sehr Alkuin unter Heimweh leidet, zeigen nicht nur die von ihm erfundenen Besuche in Nordhumbrien und die niemals abgeschickten Briefe, sondern auch eine Passage am Ende seines Gedichts über York, in der er auf poetische Weise als rauer Seemann nach seinem Tod alle Klippen umschifft und sein Gedicht sicher in den Hafen von York bringt.

Wie erwähnt [Laszlo 2011, 91], berichtet Heinrich Hahn [1880, 562] in *Forschungen zur deutschen Geschichte*, dass Bischof William Stubbs im 19. Jh. in seinen *Memorials of Saint Dunstan* die Meinung vertritt, dass die Angaben über die spätere Regierungszeit Karls des Großen von den achtziger Jahren an der Feder Alkuins entstammen.

Da Alkuin in der Phantomzeit nach 766 bleiben muss und die wahre Begebenheit, die ihn auf den Kontinent verschlägt, nicht nennen darf, erfindet er als Grund für seine Übersiedlung den fiktiven germanischen Sagenkönig Karl, den er auf der Rückkehr seiner imaginären, niemals stattgefundenen Romreisen kennen gelernt haben will und der ihn an den irrealen Königshof nach Aachen eingeladen und als Lehrer seiner Palastschule in Tours eingesetzt haben soll. Das ist eine so gut und einprägsam erdachte Geschichte, die in der Neuzeit solange als Realität gilt, bis Illig die Frage stellt: „Hat Karl der Grosse je gelebt?“ Und es soll sogar heute noch Leute geben, die an dieser Illusion festhalten!

Ein zur Füllung der Phantomzeit erfundener Karl kann Alkuin nicht an den ebenfalls fiktiven Königshof einladen, keine Duzfreundschaft mit ihm schließen oder sich von ihm in Briefen mit „David“ anreden lassen und er kann ihm auch nicht die Leitung einer erfundenen Palastschule übertragen, und so weiter. Dass die Lebensbeschreibung Einhards eine Fälschung des 12.

Jh. ist, vermutete bereits Ranke. Das wird nach den Ausgrabungsergebnissen in Seligenstadt auch von Roland Welcker [2005] in dem Artikel „Steht Seligenstadt kopf?“ in Erwägung gezogen und harmonisiert mit Illigs These über das erfundene Mittelalter.

Wenn wir unseren Menschenverstand bemühen, müssen wir erkennen, dass ein Karl nicht solche für die ausgehende Antike übernatürlich erscheinenden Wunder bewirkt haben kann, wie sie ihm auf allen Gebieten zugeschrieben werden und von denen nichts erhalten ist oder nachgewiesen werden kann. Hätte es den fiktiven Karl wirklich gegeben, dann hätte der übermächtige Kaiser für seinen besten und fähigsten Berater und Freund Alkuin in 804 ein Staatsbegräbnis angeordnet und ihm ein die Zeiten überdauerndes schriftliches oder bauliches Denkmal (so groß und prächtig wie der Aachener Dom!) gesetzt und ihn nicht in der Einsamkeit von Tours unter unbekanntem oder erfundenen Umständen in einer irrealen Zeit sterben lassen!

Im Gegensatz zu Karl ist Alkuin eine historische Person. Das wird auch von den Fachleuten nicht bestritten. Aber keiner hinterfragt, warum Alkuin auf dem Kontinent in einer nicht existenten Zeit leben muss, obwohl in England schon die Normannen regieren, sondern alle nehmen in Kauf, dass Alkuin mitten in der Phantomzeit über diese nicht existente Zeit fiktive Geschichten schreibt, die sogar heute noch für bare Münze gehalten werden.

Alkuin ist ein äußerst geschickter Autor, das beweisen seine erhaltenen Schriften. Er vermeidet es tunlichst, irgendwelche Daten zu nennen und hält sich in seinem Gedicht über die Könige, Bischöfe und Heiligen von York bis zum Jahr 734 eng an Bedas Kirchengeschichte, benutzt also Beda gewissermaßen als Zeugen seiner Ausführungen. Mit dieser Taktik legt er den Grundstein für die Glaubwürdigkeit seiner fiktiven Schriften, die er zur Füllung der Phantomzeit nach 766 bis zu seinem Tod in 804 schreibt und für die es keine anderen Quellen gibt.

Wie im vorhergehenden Heft berichtet, erfindet Alkuin in seinen drei bis vier letzten Lebensjahrzehnten Träumereien zur Füllung der nichtexistenten Zeit nach 766, wie die Freundschaft mit dem imaginären Monarchen Karl, den Bau einer illusionären angelsächsischen Holzbasilika in York (wobei es sich keinesfalls um eine erste vollendete Steinkirche handeln soll, wie es sich auf Seite 91 in ZS. 1/2011 in einem in Klammern gesetzten unzutreffenden Zusatz eingeschlichen hat und gestrichen werden muss), einen erdachten Lehrer und Erzbischof Ælberht von York, den es nie gegeben hat, 300 niemals abgeschickte irrelevante Briefe, nicht zuletzt ein Gedicht über einen fiktiven Überfall der Wikinger auf das Kloster Lindisfarne in 793 und eine darauf folgende unsinnige Wanderschaft der Mönche von Lindisfarne mit dem 698 exhumierten und in einen neuen Schrein umgebetteten Cuthbert und vieles andere mehr.

Alkuin ist der erste angelsächsische Chronist, der unmittelbar nach der normannischen Eroberung die eingeschobene Phantomzeit, und zwar den Teil von 766 bis 804, mit Fälschungen füllt, die bisher noch nicht als solche erkannt sind, sondern als Realität angesehen werden.

Während des Mittelalters bleiben die imaginären Schriften Alkuins, wie auch sein Name, unbeachtet. Sein Gedicht über die Könige, Bischöfe und Heiligen von York wird erst im 17. Jh. in Frankreich wieder entdeckt und Alkuins Gesamtwerk wird zum ersten Mal in 1777 in Deutschland veröffentlicht [Laszlo 2010, 137-162].

Die Frage bleibt offen, wo die anderen Gedichte und die Prosawerke Alkuins überleben und wo auf dem Kontinent 190 Jahre nach dem offiziell erfolgten Einschub der 297 leeren Jahre die konventionelle Zeit noch nicht eingeführt ist, so dass Alkuin dort noch mitten in der Phantomzeit sterben kann? Oder geschieht das alles nur mit Hilfe und Tricks seiner Klosterbrüder, bei denen er nach der normannischen Eroberung in England auf dem europäischen Kontinent Unterschlupf findet?

Warum datiert Beda weiter in die Phantomzeit?

Wie berichtet, datiert der nordhumbrische Chronist Beda in seiner *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* nach dem Jahr 614 mit dem Jahr 615 weiter in die alte Inkarnations- oder Phantomzeit.

Man darf davon ausgehen, dass ihm der Einschub der 297 Leerjahre in die Chronologie bekannt ist und er weiß, dass nach 614 mit dem Jahr 912 weiter datiert werden muss. Dafür gibt es Indizien, die ich schon genannt habe, zum Beispiel der Abbruch seiner Berichterstattung über Wessex, Lindisfarne und Cuthbert im 7. Jh. sowie das vollständige Schweigen über die Abtei Glastonbury und das Kloster Durham, in dem schon im 7. Jh. der Zeitsprung vollzogen wird.

Beda (675–734/35) lebt, schreibt und stirbt in der alten Inkarnationszeit. Er braucht keine fiktiven Konstruktionen zur Füllung der Phantomzeit zu erfinden, sondern kann die Daten der schriftlichen Überlieferung, der mündlichen Tradition und seinem eigenen Erleben entnehmen. Bedas Chronik ist zwar in die nichtexistente Phantomzeit 614 bis 911 fehldatiert, aber sie entspricht den Personen und Begebenheiten der Nachphantomzeit ab 912.

Die *Historia Ecclesiastica* beendet Beda nach eigenen Angaben 731, drei oder vier Jahr vor seinem Tod. Möglicherweise bearbeitet er 734 auch noch selbst die Rezension der Kirchengeschichte.

Es stellt sich dem unvoreingenommenen Leser die Frage, warum der aus der Retrospektive schreibende Beda ab 615 weiter in die alte Inkarnationszeit datiert und die Phantomzeit nicht offen bekannt gibt. Als einen einsichtigen

Grund kann man anführen, dass Beda die Kontinuität seiner Geschichtsschreibung in der *Historia Ecclesiastica* nicht abrupt unterbrechen und zu einer anderen Datierung übergehen kann, ohne sein diesbezügliches Handeln zu begründen. Und genau das will beziehungsweise darf Beda nicht.

Die Quellen, die Beda zur Verfügung stehen, habe ich zusammengestellt [Laszlo 2010, 140 f.]. Als wichtigste Quelle nennt Beda den „in der Kirche von Canterbury von Erzbischof Theodor seligen Angedenkens und von Abt Hadrian ausgebildeten, sehr ehrwürdigen und in allem überaus gelehrten Abt Albinus“, den er als Urheber, Gewährsmann und Helfer bei diesem kleinen Werk, wie er die *Historia Ecclesiastica* bescheiden nennt, bezeichnet. Diese Aussage bekräftigt Beda noch einmal mit dem Statement: „Überhaupt wurde ich vor allem durch die Aufforderung dieses Albinus veranlasst, es zu wagen, dieses Werk in Angriff zu nehmen“.

Daraus ist der außerordentliche Einfluss zu erkennen, den die Vertreter der Kirche auf Beda und seine Kirchengeschichte ausüben. Beda, der sein Kloster in Nordhumbrien niemals verlässt, berichtet weiter, dass die Nachrichten ihm in Briefen oder mündlichen Berichten durch den Bischof der Londoner Kirche, Nothelm (ein späterer Erzbischof von Canterbury), übermittelt werden. Nothelm nimmt nicht nur öfter die für die damalige Zeit verhältnismäßig weite und beschwerliche Reise von London nach Jarrow in Kauf, sondern begibt sich sogar eigens nach Rom und recherchiert dort für Bedas Kirchengeschichte. Das heißt im Klartext, dass Canterbury und Rom (also Erzbischof und Papst) Beda aufoktroyieren, dass er die von Dionysius Exiguus 525 begründete christliche Zeitrechnung nicht unterbrechen darf, sondern mit dem Zusatz zu der Datierung „nach der Fleischwerdung des Herrn“, die Beda als erster Chronist verwendet, noch nachdrücklich betonen soll und ihm zwingend vorgeben, was er schreiben darf oder verschweigen muss.

Dass Beda Lunte gerochen und bemerkt hat, dass die Phantomzeit verschwiegen werden soll, ist in seiner *Historia* in dem Kapitel „das wahre Gesetz der Geschichtsschreibung“ zwischen den Zeilen nachzulesen [Laszlo 2010, 142]. Was Beda eventuell über den Einschub der Phantomzeit weiß, nimmt er als Geheimnis mit ins Grab.

Die von Beda in die Zeit nach 614 bis zu seinem Tod dokumentierten Geschehnisse und Personen sowie die voneinander unabhängigen Fortsetzungen von Bedas *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* durch Alkuin und Simeon von Durham bis zum Jahr 766 sind nach dem Geschichtsverlauf in England fehldatiert und müssen, wie oben ausführlich berichtet, um rund drei Jahrhunderte nach vorn in die Zeit von 912 bis 1066 versetzt werden, was durch die These über das erfundene Mittelalter bestätigt wird. Das betrifft auch Caedmon, den einzigen namentlich bekannten muttersprachlichen Dichter der Angelsachsen, für den Beda die erste und einzige Quelle ist. Beda

widmet dem durch göttliche Erleuchtung vom Viehhirten zum angelsächsischen Poeten gewandelten Caedmon, seinem Leben im nordhumbrischen Kloster Streaneshealh zur Zeit der Äbtissin Hild sowie der Komposition des Schöpfungshymnus ein ganzes Kapitel in seiner Kirchengeschichte.

Die Weiterführung von Bedas Kirchengeschichte

Alkuin und Simeon von Durham führen nach Bedas Tod die Fehldatierung weiter bis zum Jahr 766. Für Alkuin, der im Todesjahr Bedas geboren wird, ist das Motiv, noch 32 Jahre weiter in die alte Inkarnationszeit zu datieren, das gleiche wie bei seinem Meister Beda. Alkuin muss die Geschichtsschreibung nach der Geburt Christi bewahren, weil ihm durch die zeitliche Nähe zu Beda und das kommunikative Gedächtnis seiner Zeitgenossen keine andere Wahl bleibt. Er beendet seine Fortschreibung mit dem Tod des Erzbischofs Egbert von York, dessen Amtsantritt 732 noch in Bedas 734 rezensierter Kirchengeschichte dokumentiert wird. Alkuin ist der erste, der Egbert rechtzeitig 766 sterben lässt, damit er nicht in die nachphantomzeitliche und nachnormannische Zeit übernommen werden muss. Egbert ist der letzte angelsächsische Erzbischof von York. Mit der normannischen Eroberung wird auch in York die Nachphantomzeit eingeführt und 1070 folgt mit dem Normannen Thomas von Bayeux Egberts Nachfolger im Erzbischofsamt.

Simeon von Durham wird in Nordhumbrien vor der normannischen Eroberung in die alte Inkarnationszeit hinein geboren. Er beginnt seine Ausbildung in Bedas Kloster Jarrow, übersiedelt als noch unbekannter Klosterschüler oder junger Mönch nach der normannischen Eroberung mit den ebenfalls noch nicht genannten Glaubensbrüdern von Jarrow nach Durham, entgeht mit diesem Sprung über die Phantomzeit der in England verpflichtenden Regelung, sein ganzes Leben lang in der alten Inkarnationszeit verbleiben zu müssen und schreibt seine *Continuatio Bedae* nach 1066 aus der Retrospektive als Abschluss der alten Inkarnationszeit und Übergang zur Nachphantomzeit.

Durch das kommunikative Gedächtnis seiner Mitbrüder sowie das eigene Erleben ist Simeon in der Lage, in der *Continuatio Bedae* die Annalen für Nordhumbrien von Bedas Tod 734 bis zum Jahr 766 fortzuführen und die Dokumentation so zu arrangieren, dass darin das Ableben von 22 bereits von Beda genannten kirchlichen und weltlichen Honoratioren berichtet wird, so dass keiner von Bedas Zeitgenossen in die mit der normannischen Eroberung eingeführte konventionelle Zeit übernommen werden muss. In der *Continuatio* bestätigt Simeon auch das bereits von Alkuin berichtete Hinscheiden des Erzbischofs Egbert von York 766, vor allem aber den Tod des Bonifatius, über den er schreibt:

„Im 754. Jahr wurde Bonifatius, der auch Winfried hieß, der Bischof der

Franken, mit 53 Gefährten durch das Martyrium gekrönt; und an seiner Stelle wurde Hrethger (lat. Rehdgerus) von Papst Stephan zum Erzbischof geweiht.“ [*Continuatio Bedae* bei Spitzbart, 550 f.]

Bonifatius wird in der *Continuatio Bedae* als „Bischof der Franken“ bezeichnet, was er wirklich war, und nicht als „Erzbischof von Mainz“, was er nur zum Schein war. Und bemerkenswert ist, dass nicht Lul als Nachfolger des Bonifatius im Amt des Erzbischofs genannt wird, wie nach der heute geltenden Lehrmeinung üblich, sondern Hrethger (lat. Rehdgerus), der unschwer als Heriger, der erste Mainzer Bischof nach der Phantomzeit (913–927) zu erkennen ist.

Um die von der Kirche geforderte Geheimhaltung der Phantomzeit zu bewahren, versucht Simeon die alte Inkarnationszeit, in die er noch hineingeboren wird, mit der nachnormannischen Zeit, in der er nach seinem Umzug nach Durham lebt, zu verbinden. Er übernimmt pflichtgemäß den Tod des Bonifatius in der alten Inkarnationszeit, in der dieser nach dem Gebot der Kirche für immer bleiben muss, bringt aber weder die Orte Mainz oder Fulda noch die zur Füllung der Phantomzeit erfundenen Vorgänger oder Nachfolger im Bischofsamt von Mainz mit Bonifatius in Verbindung und nennt vor allem nicht den fiktiven Lul, sondern überspringt mit dem Satz „und an seiner [Bonifatius'] Stelle wurde Hrethger von Papst Stephanus zum Erzbischof geweiht“ die phantomzeitliche Geschichtsschreibung.

Da es sich bei dem in der *Continuatio Bedae* bezeugten, von Papst Stephanus zum Nachfolger für Bonifatius geweihten Hrethger um den ersten Mainzer Erzbischof nach der Phantomzeit handelt, zeigt diese Mitteilung, dass Simeon von Durham die Dauer der Phantomzeit genau kennt.

Dass Simeon das Todesjahr des Bonifatius mit 754 angibt, wie es von der herrschenden Lehre mittlerweile übernommen wird, und nicht mit 755, wie es irrtümlich noch im 19. Jh. (nach dem Zeugnis der *Vita Bonifatii* von Willibald) verbreitet wird, bedarf gar keiner Erwähnung, da es ohnehin in die Nachphantomzeit übertragen werden muss. Nach der konventionellen Chronologie wird Bonifatius um 972/75 geboren und stirbt 1054.

Wie oben bereits erwähnt, schreibt Simeon von Durham – nach einer gebührenden Wartezeit nach der normannischen Eroberung von etwa sechs Jahrzehnten – 1129 mit Hilfe von inzwischen erstellten Fälschungen seine eigene fiktive Geschichte über Nordhumbrien zur Füllung der Phantomzeit.

Winfried Bonifatius wird etwa im gleichen Jahr wie Beda, allerdings nicht in Nordhumbrien, sondern in Wessex, in die Phantomzeit hinein geboren und erhält seine Ausbildung Ende des 7. Jh. in der Benediktinerabtei zu Exeter, die nach der *Vita Dunstani* aber erst im 10. Jh. von Dunstan gegründet wird! Winfried wird um 700 alter Inkarnations- oder Phantomzeit im Kloster in Nursling zum Priester geweiht, zieht in 718 im Alter von etwa fünfundvierzig

Jahren zum ersten Mal nach Rom, muss zur Vertuschung der Phantomzeit seine letzten dreieinhalb Lebensjahrzehnte in Germanien verbringen und darf nie mehr in seine Heimat nach Wessex in England zurückkehren.

Kontroverse zwischen Rolf Legler und Heribert Illig

Vieles über Bonifatius ist Legende oder wird schöngeredet, schon allein, weil er aus einer nicht existierenden Phantomzeit, die es gar nicht gibt, um 297 oder 300 Jahre nach vorn versetzt werden muss. Aber man soll nicht so weit gehen wie Rolf Legler [2009, 469-472] in dem Beitrag „Replik auf Illig: Fehlende Kreuzgänge“, in dem Legler versucht, unter Bezugnahme auf seine Dissertation von 1984, unter falschen Voraussetzungen die Phantomzeitthese Illigs zu widerlegen. Mit dem Hinweis auf die Phantomzeit für den Raum Deutschland konstatiert er: „Die erste ‚historische‘ Person, die demnach nicht gelebt haben dürfte, wäre Bonifatius“, und führt weiter aus, dass der Befund seiner Forschungen keinen belastbaren Hintergrund dafür hergibt, dass die Zeit von 614–911 nicht existiert haben könnte.

Illig [2009, 484] geht auf die Versuche Leglers, seine Phantomzeitthese zu Fall zu bringen, nicht näher ein, verteidigt aber in der Antwort im gleichen Heft der *Zeitensprünge* seinen Standpunkt bezüglich der Kreuzgänge. Um die Literatur nicht zu verdoppeln oder zu verdreifachen, schreibt Illig [ebd. 485]: „Bonifaz wurde im frühen 10. Jh. verortet“, macht aber keine näheren Angaben dazu. Der Existenz des Bonifatius im frühen 10. Jh. kann ich nicht zustimmen.

Da nach Rolf Leglers Meinung „eine detaillierte Korrektur der Interpretationen seiner angebotenen Fakten durch H. Illig sehr aufwendig“ sein soll, begnügt er sich seinerseits mit einigen weiteren Hinweisen auf die Phantomzeit in anderen Ländern und Gebieten im Telegrammstil.

Zu den von Legler in Klammern gesetzten Stichworten zu Bonifatius „Konzilsakten, Briefe etc.“ ist zu sagen, dass einige in den Briefen übermittelte Daten über Konzilien, Weihen von Kirchenvertretern usw. widersprüchlich sind und eine Entwirrung dieser Widersprüche nur unter Einbeziehung der Phantomzeit möglich ist, die Legler nicht in Betracht zieht.

Die Phantomzeit ist zwar auf 297 Jahren limitiert, beziehungsweise nach der Aufrundung bei der normannischen Eroberung in England auf 300 Jahre, wird aber in den einzelnen Ländern und Gebieten zu unterschiedlichen Zeiten eingeführt oder wirksam, worauf ich in meinen Aufsätzen wiederholt und oben noch einmal ausführlich hingewiesen habe. Damit ist Leglers Versuch widerlegt, den Einschub der Phantomzeit zwischen 614 und 911 zu bestreiten. Auch der stichwortartige Einwand Leglers für England „Beda und die Synode von Whitby“ wird mit meinen obigen Ausführungen gegenstandslos.

Winfrieds erste Lebenshälfte in England

Die Geburt und Ausbildung des Winfried Bonifatius wird in der 770 von dem Mainzer Priester Willibald erstellten Biografie in das späte 7. Jh. gelegt, während die Aktivitäten des Missionars bekanntlich in der ersten Hälfte des folgenden 8. Jh. stattfinden. Winfrieds Ort der Geburt wird erstmals im 14. Jh. von dem normannischen Bischof John Grandisson von Exeter (1327–1369) mit Crediton (Kirton) in Devonshire angegeben.

Winfried erlernt in der Benediktinerabtei in Exeter als puer oblatus unter Abt Wulfhard die elementaren Kulturtechniken [TRE VII: 69]. Dass er seine erste Ausbildung in Exeter erwirbt und nicht bei einem Bischof in seinem Heimatort, ist eine Bestätigung für die Nichtexistenz des fiktiven Bischofssitzes in Crediton, der rückwirkend nach der normannischen Eroberung zur Fälschung über den Bischof Leofric von Exeter erfunden wird. Um 700 wechselt Winfried zu dem von Abt Winberht geleiteten Kloster in Nursling (Nhutscele) in der Nähe von Southampton und wird im kanonischen Alter von etwa 30 Jahren zum Priester geweiht.

Durch seine Teilnahme als junger Priester in maßgeblicher Funktion an dem Treffen des Rats der Weisen, 705 in Brentford bei London, steht auch für ihn fest, dass er, wie Aldhelm, Alkuin (und viele andere Personen und Ereignisse in England), für immer in der alten Inkarnationszeit bleiben muss und nicht – nach dem Einschub der 297 Jahre Phantomzeit – in das 10./11. Jh. gesetzt werden darf, obwohl im Jahr 705, in dem die Zusammenkunft des Witenagemots stattfindet, die Nachphantomzeit in Teilen Englands, wie in Durham und Wessex, schon wirksam ist und in verschiedenen anderen Orten Englands nach und nach eingeführt wird.

Der nordhumbrische Chronist Beda berichtet ab dem 8. Jh. in seiner Kirchengeschichte nur noch sporadisch über die Vorgänge im Süden Englands. Die angelsächsische Institution des Witenagemots wird von Beda überhaupt nicht genannt und daher auch nicht deren Treffen in Brentford bei London, 705. Auch den mit Beda etwa gleichaltrigen Winfried und dessen Aktivitäten in England und später in Franken erwähnt Beda nicht. Erst in der von Simeon von Durham erstellten *Continuatio Bedae*, der Fortsetzung der Kirchengeschichte, wird der Tod des Bonifatius mit dem gültigen Jahr 754 vermeldet.

Nach der erfolgreichen Ausführung des ihm auf dem Treffen des Rats der Weisen übertragenen verantwortungsvollen Auftrags als Sprecher der Delegation, die das Ergebnis dem Erzbischof von Canterbury überbringt, widmet Winfried sich elf Jahre dem Ausbau der Klosterschule in Nursling. Eine ihm zugeschriebene Grammatik entsteht in dieser Zeit, in der von einem öffentlichen Auftreten Winfrieds nichts bekannt ist. Berichte über weitere Zusammenkünfte des Witenagemots werden erst ab dem 11. Jh. überliefert.

Die Kleriker halten an den Vereinbarungen des Witenagemots fest. Die Angst vor Interdiktion und angedrohten Qualen des Fegefeuers sichern der römischen Kirche den unverbrüchlichen Zusammenhalt ihrer Mitglieder und den Siegeszug zwischen Antike und Mittelalter mit dem Sprung über die eingeschobene Phantomzeit, die bis in unsere Zeit erfolgreich geheim gehalten werden kann.

Im Jahr 716 schiffte sich Winfried zum ersten Mal ein – in Richtung Friesland. Was veranlasst Winfried zur Reise auf den Kontinent? Ein Grund dafür wird explizit nicht genannt. Man unterstellt als Motiv für die Überfahrt selbstredend die im Zug der Zeit liegende Heidenmission und die sich durch die Nähe des Hafens bietende Gelegenheit. Allerdings gibt es auch einen anderen Plan, den Winfried zwei Jahre später verwirklicht.

Aus Winfried wird Bonifatius

Zunächst kehrt Winfried wieder in sein Kloster in England zurück, weil in Friesland kriegsähnliche Zustände herrschen mit Revolten gegen die fränkische Oberherrschaft, die eine Mission unmöglich machen. Die Wahl zum Abt von Nursling nach dem Tod von Winberht kann Winfried nicht annehmen, da abzusehen ist, dass die Einführung der Nachphantomzeit, in die Winfried nicht übernommen werden darf, auch vor seinem Kloster in Nursling nicht halt machen wird. Er muss deshalb fadenscheinige Gründe für seine Weigerung, das Amt des Abts von Nursling zu übernehmen, anführen.

Mit einem Empfehlungsschreiben des mit ihm befreundeten Bischofs Daniel von Winchester ausgestattet, unternimmt Winfried 718 seine erste Reise nach Rom. Winfried verlässt England, weil es ihn bedrückt und sein Gewissen belastet, dass er den Zeiteinschub in die Chronologie, der überall um ihn herum wirksam wird, wie in Durham und Wessex, nicht offen bekennen und an ihm teilhaben darf, sondern in der Vorphantomzeit verbleiben muss, was seinen Karriereaufstieg in England verhindert. Er will in dieser Frage in Rom intervenieren, hat aber keinen Erfolg.

Papst Gregor II. (715–731) bleibt hart und versichert sich seiner kirchengesetzlichen Treue mit der Verleihung des sprechenden Namens Bonifatius und der ihm am 15. Mai 719 zuteil werdenden Ernennung zum Missionar unter den Heiden. Dass diese eigens für Bonifatius erfundene Auszeichnung, die ihm in der Neuzeit den Titel „Apostel der Deutschen“ einbringt, nur eine leere Phrase darstellt, beweisen die vielen bereits auf dem Festland ohne eine ausdrückliche Ermächtigung des Papstes wirkenden englischen Missionare.

Mit diesem dürftigen Erfolg kehrt Winfried Bonifatius über die Alpen und durch Bayern nach Thüringen zurück. Nach der Überlieferung in der *Vita Bonifatii* zieht es ihn rheinabwärts nach Utrecht zu seinem Landsmann Wil-

librord, der seinerseits als einer der ersten in England geborenen und ausgebildeten angelsächsischen Priester in einer Staffel von insgesamt zwölf Missionaren um 690 auf das Festland kommt, rund 15 Jahre vor dem Treffen des Witenagemots in Brentford.

Erzbischof Willibrord von Friesland

Nach ihrer Ankunft machen Willibrord und seine Gefährten einen Umweg zum Dux Francorum Pippinus (Pippin II.), der sie bereitwillig aufnimmt und nach Westfriesland schickt, das er kurz vorher, nach der Vertreibung von König Radbod, besetzt hat. Der Hausmeier der Franken Pippin unterstützt die Missionare mit der Autorität des Herrschers, damit ihnen nicht irgendeiner ein Leid zufügt und verspricht denen, die den Glauben annehmen, viele Vergünstigungen [Beda, V:10, 496].

Nach jahrelanger Predigt der Missionare schickt Pippin mit Gunst und Zustimmung aller Männer den ehrwürdigen Willibrord nach Rom mit der Bitte an Papst Sergius I., Willibrord zum Erzbischof des Stammes der Friesen zu weihen, was auf Wunsch Willibrords im 696. Jahr nach der Fleischwerdung des Herrn, nachdem er den Namen Clemens erhalten hat, in der Kirche der heiligen Märtyrerin Caecilia an deren Geburtstag geschieht [Beda V:10, 11, 456-462].

Nachdem Bonifatius von 719 bis 722 erfolgreich mit Willibrord in Friesland missioniert, viele Gläubige für den Herrn gewonnen, Heidentempel zerstört und Oratorien (christliche Gebethäuser) gebaut hat, bietet ihm Erzbischof Willibrord wegen seines fortgeschrittenen Alters (er stirbt 739 mit 81 Jahren in dem von ihm gegründeten Kloster Echternach) das Amt eines Bischofs an, aber Bonifatius lehnt sofort in hoher Demut ab. Er argumentiert, dass er des Bischofsamtes durchaus nicht würdig sei und bittet, man möchte ihm eine so hohe Würde nicht übertragen, weil er noch in den nötigen Jahren stehe. Ja, er erfindet sogar die Ausrede, dass nach den Vorschriften des Kirchenrechts für die Bischofsweihe das fünfzigste Lebensjahr erforderlich sei, das er noch nicht erreicht habe, eine Bestimmung, die nach abendländischen Quellen nicht zu belegen ist [*Vita Bonifatii*, bei Rau Kap. 5, 486].

Willibald berichtet weiter, dass sich in der Folge ein langes Hin und Her der Worte zwischen Willibrord und Bonifatius entspinnt, bei dem es dem unermüdlich argumentierenden Erzbischof nicht gelingt, Bonifatius zur Übernahme des angebotenen Bischofsamtes zu bewegen, weil sich Bonifatius mit allen möglichen Entschuldigungen und Weigerungen der Übernahme dieses hohen Amtes zu entziehen versucht. In der abschließenden Entschuldigungsrede legt Bonifatius dem Erzbischof die Gründe dar, die aber nicht genannt werden, und endet:

„Deshalb wage ich auch nicht, ohne vom apostolischen Stuhle Rat einzuholen und ohne dessen ausdrücklichen Befehl die Weihe zu einer so hohen Stelle zu übernehmen. Ich beschwöre dich also, da ich durch des eigenen Gelübdes Bande gefesselt bin, mich zu den Landen, zu denen mich der heilige Stuhl zuerst sandte, ziehen zu lassen“.

Der Biograf Willibald fährt fort:

„Als der heilige Mann (Willibrord) nun den Inhalt seines so bedeutenden Gelübdes vernommen hat, erteilt er ihm sofort seinen Segen und die Erlaubnis der Abreise“. [Rau, 486-488]

Diese in der 770 erstellten *Vita Bonifatii* dokumentierte Unterredung ist schon von so vielen Leuten gelesen und in die Kultursprachen übersetzt worden, aber bis heute hat noch keiner hinterfragt oder zu erklären versucht, um was es sich bei dem bedeutenden Gelübde des Bonifatius handelt, so dass es höchste Zeit wird, diese Frage einmal zu stellen. Wie sich unschwer erschließen lässt, ist es die Regelung, an der Winfried selbst in nicht unerheblichem Maß mitgearbeitet hat und nach der er sein ganzes Leben – wie auch Aldhelm, Alkuin und viele andere Zeitgenossen aus England – in der nicht existenten Phantomzeit bleiben muss.

Als der um 658 in Nordhumbrien geborene Willibrord als junger Priester vor dem Jahr 690 nach Friesland kommt und dort seine Missionstätigkeit beginnt, ist in England oder Germanien von der eingeschobenen Phantomzeit noch keine Rede. Der noch in der alten Inkarnationszeit lebende Bischof von Lindisfarne Cuthbert ist wenige Jahre vorher gestorben und wird erst acht Jahre später exhumiert und nach Durham in die Nachphantomzeit überführt. Der Rat der Weisen wird erst fünfzehn Jahre später nach Brentford bei London einberufen, um dem durch den „unerwarteten Ausbruch einer Empörung und einem dadurch ausgelösten Gefahr drohenden Zustand“ zu begegnen, und die *Vita S. Dunstani* liegt erst siebzehn Jahre später in Frankreich vor. Da vom Klerus über die Phantomzeit strengstes Stillschweigen bewahrt werden muss und nur mit Umschreibungen berichtet werden darf, sind nur die Insider darüber eingeweiht und keine Kunde davon dringt nach außen, so dass Erzbischof Willibrord erst in der Beichte des Bonifatius das Geheimnis erfährt.

Willibrord lässt Bonifatius ziehen. Der ist ab 722 wieder in Hessen und schickt den anderweitig nicht bekannten Bynnan nach Rom zur streng geheim gehaltenen Berichterstattung. Der Biograf berichtet, dass Bonifatius in dem von Bynna als Antwort überbrachten Schreiben eine Einladung des Papstes erkennen will und in dem Bestreben, sich gehorsam zu erweisen, in zahlreicher Gefolgschaft, umgeben von einer Schar Brüder, sich durch Franken und Burgund über den Großen St. Bernhard zum zweiten Mal nach Rom begibt, wo er nach eingehenden Befragungen und Gesprächen mit dem Papst am 30. November 722 zum Bischof (ohne einen festen Wohnsitz) geweiht wird [Vita,

489]. Der Missionsbericht des Bonifatius, den Bynna nach Rom bringt, und das Antwortschreiben des Papstes mit der (angeblichen) Einladung sind nach einer Fußnote Raus nicht erhalten.

Selbstverständlich hat Bonifatius nicht die Absicht, sich in Rom zum Bischof weihen zu lassen. Das stünde ja auch im Widerspruch zu der entschiedenen Ablehnung des Angebots durch Erzbischof Willibrord. Vielmehr dient die zweite Romreise des Bonifatius abermals dem Versuch, sich von dem Bann, für immer in der Phantomzeit bleiben zu müssen, lossprechen zu lassen, was ihm aber nicht gelingt, so dass er in dieser Frage erneut erfolglos zurückkehren muss.

Bonifatius kann sich nicht noch einmal zu Willibrord begeben, der jetzt sein Geheimnis kennt, und er kann auch nicht nach Wessex in die Nachphantomzeit zurückkehren. Seine missliche Lage beschreibt Willibald mit dem Satz:

„Und obschon er anfangs den Mangel und die Not dieser Welt in großem Maße ertragen musste, und durch mannigfache Drangsal und Nöte gehemmt war, streute er doch des göttlichen Wortes Samen weiter aus.“

Der umtriebige Bischof ohne einen festen Wohnsitz lässt sich also nicht unterkriegen und missioniert weiter in Hessen, später auch in Thüringen, vervielfältigt die Menge der Gläubigen und Prediger und gründet die Klöster Orthorpf, Amöneburg und Fritzlar. Als spektakulärstes Ereignis fällt in diese Zeit die Fällung der ungeheuren „Donnereiche“ in Gaesmere (Geismar bei Fritzlar in Hessen), die nach Willibald mit ihrem alten heidnischen Namen „Eiche des Jupiters“ genannt wird. Daraus geht hervor, dass diese Eiche nicht dem heidnisch-germanischen Gott Donar geweiht ist, wie oft fälschlich übermittlelt wird, sondern dem Gott Thor, dem germanischen Äquivalent zu dem römischen Jupiter, die beide für den Donner verantwortlich sind. Aus dem Holz dieser Eiche baut Bonifatius ein dem heiligen Apostel Petrus geweihtes kleines Gotteshaus.

Willibald schreibt weiter, dass der Ruf der Predigt des Bonifatius ruchbar wird und so sehr wächst, dass sein Name schon im größten Teil Europas widerhallt und zu ihm aus den Landen Brittaniens eine große Anzahl Gottesdiener, Lehrer und Schreiber zusammenströmen, sich als Mönche seiner Leitung unterordnen, weit und breit an vielen Orten in Hessen und Thüringen predigen und das Volk von den unheiligen Abwegen des Heidentums zurückrufen.

Das ist eine plausible Erklärung für viele meist ungenannte Mönche und Nonnen, die England auf der Flucht vor der immer mehr um sich greifenden Einführung und dem Wirksamwerden der Phantomzeit verlassen, um in Hessen und Thüringen, wo noch nach der alten Inkarnationszeit datiert wird, das kirchliche Gebot zum Verschweigen der 297 eingeschobenen leeren Jahre zu

befolgen. Aus diesem Zuzug rekrutiert Bonifatius geeignete Kirchenleute, die er als Priester, Bischöfe oder Äbte in den von ihm gegründeten Bischofssitzen und Klöstern einsetzt, wie beispielsweise den mit seinem Biografen gleichnamigen, aber nicht identischen Bischof Willibald von Eichstätt.

Bonifatius wird Erzbischof

Nachdem Papst Gregor II. am 11. Februar 731 gestorben ist, sendet Bonifatius gemäß der *Vita Bonifatii* wiederum Boten nach Rom, die den am 18. März 731 geweihten Bischof des apostolischen Stuhls Gregor III. begrüßen und das Zeugnis der früheren engen Freundschaft zwischen Gregor II. und Bonifatius vorlegen.

Der neue Papst erteilt den Boten eine gnädige Antwort, versichert sie der engen Gemeinschaft und Freundschaft des apostolischen Stuhles, ja er verleiht dem in Germanien (immer noch ohne einen festen Wohnsitz) missionierenden Bischof Bonifatius das erzbischöfliche Pallium und schickt die Gesandten damit und mit Geschenken und verschiedenen Reliquien der Heiligen ehrenvoll in die Heimat zurück.

Damit erkaufte sich der neue Papst die demutsvolle Unterwürfigkeit und Ergebenheit des Bonifatius, der in frommer Unterordnung auch fernerhin der Freundschaft und Gemeinschaft des heiligen Bischofs teilhaftig bleibt, und der apostolische Stuhl kann das Geheimnis der Phantomzeit auch fürderhin bewahren. Bonifatius wird auch von Papst Gregor III. nicht von dem Bann befreit. Er muss weiterhin in der Phantomzeit bleiben und darf nicht mehr nach England zurückkehren. In einer Fußnote schreibt Rau, dass das Schreiben des Papstes Gregorius III. an Bonifatius anlässlich der Übersendung des Palliums als Brief 28 (umdatiert) erhalten ist.

Bonifatius wird (angeblich) Erzbischof von Mainz

Die römische Gründung Mainz wird durch den Handel und Wandel mit Rom schon früh mit dem Christentum bekannt. Bei der historischen Aufarbeitung im 12. Jh. erstehen für die Jahre von 80 bis 350 nach Christus aus dem Dunkel der Kirchengeschichte 19 legendäre Mainzer Bischöfe in Folge, die sonst nicht genannt werden und deren Existenz unwahrscheinlich ist.

Für die Jahre nach 350 werden noch lückenhaft acht Mainzer Bischofsnamen in verschiedenen Quellen aufgeführt, darunter – in einer ursprünglich im 11. Jh. in Fulda erstellten Liste – Aurelius als der erste Mainzer Bischof für die Jahre von 406 bis 436 und Siegbert als Bischof von Mainz für die Zeit von 587/89 bis 610/12. Mit Bischof Siegbert ist die von Illig etablierte Phantomzeit mit einer Diskrepanz von zwei Jahren erreicht. Die danach genannten Mainzer Bischöfe, beginnend mit dem von Fredegar erwähnten Leudegastius

(nach 612) bis zu Hatto I. (831–913), sind Erfindungen zur Füllung der Phantomzeit.

Gut verpackt in dieser Gruppe der Phantomzeitbischöfe ist der Missionar und Bischof der Franken Bonifatius, der durch den von ihm selbst mitgetragenen Beschluss des Rats der Weisen zwangsweise lebenslang in der Phantomzeit bleiben und auch darin sterben muss, wie oben dokumentiert.

Nach der Überlieferung in der von Willibald erstellten Vita wird Bonifatius 747, mitten in der Illig'schen Phantomzeit, Erzbischof von Mainz. Eine Erzdiözese ohne einen Dom ist für mich undenkbar. Aber ein Dom in Mainz, der erst 1009 erbaut wird, darf zur Zeit des Bonifatius noch nicht existent sein, obwohl das Jahr 747 vor dem Einschub der Phantomzeit die gleiche Zeit ist wie das Jahr 1044 nach der Phantomzeit, der Mainzer Dom also zu diesem Zeitpunkt schon seit mindestens fünfunddreißig Jahren existiert. Der Dom darf aber nicht in Verbindung mit Bonifatius genannt werden, um das sorgsam gehütete Geheimnis über die Phantomzeit nicht zu enthüllen.

Etwa sechs Jahre nach seiner Ernennung zum Erzbischof von Mainz überträgt Bonifatius das Amt auf seinen Schüler Lul. Das ist nach dem Kirchenrecht nicht vorgesehen und auch nicht statthaft, da ein Erzbischof nur durch die Übersendung des Palliums durch den Papst ernannt werden kann. Aber wen kümmert das? Die Ernennung Luls zu seinem Nachfolger wird damit begründet, dass sich Bonifatius im Alter von etwa achtzig Jahren mit 53 Begleitern noch einmal auf eine Missionsreise nach Friesland begibt!

Was soll ein derartiges Unternehmen für einen Sinn haben für den altersschwachen Erzbischof Bonifatius, der sich schon rund zehn Jahre vorher sein Mausoleum in Fulda schuf? Darauf gibt es nur eine Antwort. Die schöne Geschichte über die angebliche Missionsreise und den Märtyrertod in Holland, die Ernennung Luls zu seinem Nachfolger – höchstens als Bischof – wird nur erfunden, damit Bonifatius im 8. Jh. bleibt.

Weil in Mainz schon mindestens seit der Erbauung des Doms, 1009, in die Nachphantomzeit datiert wird, darf der Tod des Bonifatius nicht in Mainz dokumentiert werden, sondern auf einer eigens zu diesem Zweck inszenierten Missionsreise, die so spektakulär ist, dass sie sich für immer gut einprägt. Der Erzbischof Bonifatius darf auch keinesfalls in dem Mainzer Dom bestattet werden, weil es den ja noch nicht geben darf, sondern in einem – in weiser Voraussicht – etwa zehn Jahre vor seinem Tod gegründeten und im Voraus zu seinem Begräbnisort bestimmten Kloster in Fulda, wo noch nach der Zeit vor dem Einschub der Phantomzeit gerechnet wird. Das geschieht selbstverständlich alles im Einvernehmen und nach Absprache mit Rom und nur aus dem Grund, dass die Phantomzeit verschwiegen werden kann. So ein Aufwand!

Nachdem mit der Gründung des Klosters Fulda und der Bestimmung als Begräbnisstätte, das Verbleiben des Bonifatius im 8. Jh. gesichert ist, kann

Bonifatius einige Jahre später pro forma als Erzbischof von Mainz eingesetzt werden, einfach so, nur durch die Übersendung des Palliums durch Boten, ohne Feierlichkeiten im Dom. Und der (angebliche) Erzbischof genießt das Privileg, einen Nachfolger in seinem Amt zu bestimmen und sich mit ungefähr einem halben Hundert fiktiven Gefährten auf eine legendäre Missionsreise zu begeben, alles mitten in der Phantomzeit. Dass diese Geschichte erfunden ist, muss jedem einleuchten, auch wenn sie noch so oft wiederholt und mit weiteren Einzelheiten ausgeschmückt wird. Der Zweck dieser Erfindung dient ausschließlich der Vertuschung der Phantomzeit. Nach einem Gebot der Kirche soll man kein falsches Zeugnis geben wider seinen Nächsten. Dagegen darf man nach der christlichen Ethik die Wahrheit verschweigen oder auch verändern, wenn diese einem selbst oder einem anderen zum Nachteil gereicht. Von dieser Auslegung der christlichen Lehre machen die Chronisten mit der Erfindung von Personen und Ereignissen zur Füllung und Verschleierung der Phantomzeit regen Gebrauch.

Mit der Fiktion über Bonifatius' letzte Missionsreise nach Friesland und seine Ermordung in Dokkum am 5. Juni 754, nach den ersten Quellen der Neuzeit erst 755, erübrigt sich nicht nur die punktgenau errechnete Eilüberführung des toten Bonifatius auf dem Seeweg nach Mainz, sondern auch die in diesem Zusammenhang von Welcker [2005] gestellte Frage, warum die Schiffsreise nicht bis Hanau weiter geführt wird, um eine günstigere Voraussetzung für den Weitertransport über Land zu schaffen.

Nachdem Bonifatius das Zeitliche segnet, beginnt der Transport des Leichnams in Mainz und führt, was ja plausibel erscheint, an den ehemaligen Wirkungsstätten vorbei über den 2004 geschaffenen Bonifatius-Wanderweg nach Fulda, den Welcker beschreibt. Bei der Bewertung müssen die Kriterien und der Standard des 11. Jh. der Realzeit zugrunde gelegt werden, obwohl es die gleiche Zeit ist wie das phantomzeitliche 8. Jh.

Weitere Forschungen über das Wirken des Bonifatius in Germanien sowie die Auswertung seiner Briefe stehen noch aus.

Literaturverzeichnis

- Beaufort, Jan (2004): Online-Beitrag, am 17. Februar 2004 in der Gruppe de.sci.geschichte eingestellt; mir am 29. 1. 2009 in einer E-Mail übermittelt
- Beda Venerabilis (731/4): *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, verschiedene Ausgaben, siehe Spitzbart
- Ebrard, Johann H.A. (1882): *Bonifatius, der Zerstörer des Columbanischen Kirchentums auf dem Festland*, Gütersloß
- Hahn, Heinrich (1880): *Die Continuatio Bedae, ihre vermutlichen Verfasser und die Einsiedler Balthere und Echa*; Forschungen zur deutschen Geschichte, Band 20, 553-569, Göttingen

- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*, Darmstadt
- (2009): Aachen im Glück? Köln · Rowley · P.M. · Legler, *ZS* 21 (2) 473-487
- Jaffé, Philipp (1866): *Bibliotheca rerum germanicarum*, Band 3. Die Briefe des Bonifatius, Berlin
- Laszlo, Renate (2006): Rätselhafte Zeitsprünge in England, *ZS* 18 (3) 677-691
- (2007/08): In England gehen die Uhren anders. Teil I/II, *ZS* 19 (3) 687-716; 20 (1) 163-192
 - (2008/2): Dunstan, erster Abt der englischen Nation. Über das Alter der Kirche von Glastonbury, *ZS* 20 (2) 424-446
 - (2009/1): Runeninschrift und Weinfassrätsel, *ZS* 21 (1) 168-193
 - (2009/2): Der englische Chronist Æthelweard. Neues über die Phantomzeit, *ZS* 21 (2) 428-452
 - (2010): Der ehrwürdige Beda und der heilige Cuthbert, *ZS* 22 (1) 137-162
 - (2011): Der altenglische Gelehrte Alkuin von York (II), *ZS* 23 (1) 83-106
- Legler, Rolf (2009): Replik auf Illig: Fehlende Kreuzgänge, *ZS* 21 (2) 469-472
- Rau, Reinhold (Bearbeiter und Übersetzer 1968): *Briefe des Bonifatius und Willibalds Leben des Bonifatius nebst einigen zeitgenössischen Dokumenten (Bonifatii Epistulae - Willibaldi Vita Bonifatii)*, Darmstadt
- Seiters, Johann Chr. A. (1845): *Bonifatius, der Apostel der Deutschen*, Mainz
- Spitzbart, Günter (Hg. und Übers. 1997): *Beda der Ehrwürdige, Kirchengeschichte des englischen Volkes*, Darmstadt
- Stubbs, William (1874): *Memorials of Saint Dunstan, Archbishop of Canterbury*, London (Rolls Series 63)
- TRE = *Theologische Realenzyklopädie* (1977-2004), Berlin
- Welcker, Roland (2005): Der tote Bonifaz reist nach Fulda, *ZS* 17 (2) 395-404
- Werner, August (1875): *Bonifatius, der Apostel der Deutschen und die Romanisierung von Mitteleuropa*, Leipzig
- ZS* = *Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin*, Gräfelfing

Renate Laszlo M. A., 56460 Höhn, Postfach 1

Erfundenes England

Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz

Heribert Illig

Renate Laszlo hat für die britischen Inseln Zusatzannahmen getroffen, die mit dem Voranschreiten ihrer Rekonstruktion zu erheblichen Komplikationen führen. Deshalb ist zu prüfen, inwieweit gewisse Annahmen richtig sind – etwa eine alte und eine neue Inkarnationsrechnung oder das Beharren darauf, dass Beda die eigene Geschichte bis 732 wahrheitsgemäß berichtet habe, oder dass Alkuin ein realer Mensch gewesen sei. Anschließend wird ein neuer Ansatz skizziert.

Renate Laszlo ging 2006 von ihrem profunden Wissen über englische Rätsel aus und kannte von daher Probleme, die innerhalb der herrschenden Lehre nicht lösbar waren, mit der Phantomzeit aber sehr wohl. Deshalb hat sie sich mutig an die Aufgabe gemacht, den Wirrwarr altenglischer und normannischer Überlieferungen ebenso zu ordnen wie die verschiedenen Geschichtsschreibungen aus Northumbria, Wessex, Essex und Sussex, auch Kent. Mittlerweile hat sie Änderungen am ursprünglichen Konzept vorgenommen, die zu einer ganz anderen Rekonstruktion führen. Deshalb sind die Unterschiede beider Ansätze deutlich zu machen.

Das *erfundene Mittelalter* [1996] und seine Fortsetzungen [1999 etc.] bringen folgende Prämissen und Thesen:

- Die Uhr wird im Jahr 792||999 vorge dreht, wenn Gerbert von Aurillac dank Otto III. als Silvester II. den Stuhl Petri be-sitzt.
- Der eigentliche Zeitsprung 614||911 wird drei Generationen früher platziert, so dass auch noch die Geburt von Ottos Großvater (912) nach der Phantomzeit zu liegen kommt. Insofern bleibt die Drei-Generationen-Erinnerung der damals Lebenden unberührt.
- Der aufgerissene Zeitraum 614–911 ist leer und muss mit Geschichte gefüllt werden. Dies geschieht nach folgender Gestaltungsregel: Zum passenden Zeitpunkt (1. Tag des Jahres 801) wird ein Übermensch installiert, der das Selbstwertgefühl von Kaisern wie von Päpsten hebt. Da seine Krönung einen absoluten Gipfel darstellen soll, ist die übrige Entwicklung determiniert: Von 'Normalnull' bei 614 bis hinauf zur Weihe seiner außergewöhnlichen Aachener Kirche und zur Kaiserkrönung, danach Niedergang zurück auf 'Normalnull' bis zum Jahresende 911.
- Da Geschichtserfindung mit all ihren Verästelungen und Abstimmungen Mühe bereitet, wird so wenig wie möglich erfunden (Beispiel: die man-

gelnden Vasallen Karls [Illig 1996, 137 f.]), verdoppelnde Verwendung von Versatzstücken wie Regentenlisten mit veränderten Namen oder verdoppelnde Rückprojektion von Ereignissen.

- Die Geschichtserfindung wird durch Chronisten geleistet, die alle nach 1000 schreiben; damals setzt sich auch die Zählung n. Chr. Geburt durch. Einige von ihnen behalten ihre Originaldatierung; andere werden in die erfundene Zeit hineingesetzt. So reicht das *Chronicon* des Regino von Prüm bis 907; er selbst erhält das Todesjahr 915, darf aber anachronistisch durchgehend „n. Chr.“ datieren, was den wahren Autor ins 11. Jh. verweist. Bedas *Kirchengeschichte* reicht bis 732; er selbst erhält das Todesjahr 735. Dieser angebliche Popularisator der Zeitrechnung „n. Chr. Geb.“ weiß allerdings für diese Zeitstellung zu viel, so dass der dahinter stehende „echte“ Autor im späteren 11. Jh. zu suchen ist [Illig 1999, 122-127; 2009]. Der einst als Einhard gesehene Verfasser der *Reichsannalen*, die von 741 bis 829 reichen, hat so viel astronomisches Wissen, dass er erst im späten 12. Jh. gelebt haben dürfte [Illig 1996, 92-96].

Laszlo geht zwar ursprünglich von dieser Phantomzeitthese aus, vertritt aber mittlerweile grundsätzlich andere Hypothesen:

- Sie sieht den Zeitpunkt des Uhrvordrehens entscheidend früher und oben drein zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Je nach Königreich in England (sog. Heptarchie, also die sieben Königreiche der Angeln, Sachsen und Jüten) wird die Uhr bereits 614 auf 911 vorgedreht oder in den Jahrzehnten danach. Nunmehr (s. S. 314) sieht sie das Uhrvordrehen in Wessex und in 'Frankreich' im Jahr 939. Einheitlich „n. Chr. Geb.“ wird erst ab 1066 datiert.

Das erzeugt erhebliche Schwierigkeiten. Denn nun gibt es Königreiche und/oder Bistümer, bei denen die Uhr schon vorgedreht ist, während andere dies verweigern, wohingegen auf dem Kontinent wieder alles anders gewesen wäre – zumal es hier 'Zeitinseln' wie Fulda gegeben hätte, in denen unbeirrt nach „alter Inkarnationsrechnung“ datiert worden wäre (S. 336). Dadurch entsteht unauflösbare Verwirrung, verschärft durch die Annahme einer alten und einer neuen Datierung nach Chr. Geb. (alte und neue Inkarnationszählung).

- Mit diesem Uhrverstellen deutlich vor 999 gibt Laszlo ohne Not die Lösung mit den Protagonisten Otto III. und Silvester II. auf, schlägt aber keine anderen Urheber und Motivationen vor.
- Bei den Chronisten vertritt sie grundsätzlich andere Lösungen: So schreibt Beda die Geschichte seiner eigenen Zeit; nach Einschub der Phantomzeit wird diese Geschichte (bis 732) plötzlich die der Zeit bis 1029. Alkuin schreibt hingegen erfundene Geschichte für die Phantomzeit und wird in diese Zeit datiert, obwohl er eine reale Person gewesen sein soll.

- Englische Historienschreiber (Alkuin) werden damit auch zum Urheber von Fiktionen um Karl und seiner selbst, sprich zum Urheber der Füllgeschichten der Phantomzeit – auf dem Kontinent.

Beda Venerabilis und seine *Continuatio*

Mit Beda beginnen bei Laszlo die großen Komplikationen. Er habe das 7. und frühe 8. Jh. dargestellt, wie er es erlebt hat, und die Ereignisse dementsprechend datiert (manchmal in Jahren nach Christi Geburt, wie er manchmal auch die Tage nach römischem Brauch mit Kalenden, Iden und Nonen angibt, bisweilen aber auch – und das kommt bei ihm auffällig früh – als z.B. ‘7. Tag des Monats’).

Mit dem Uhrvordrehen sei er selbst und das von ihm geschilderte Zeitgeschehen in die Zeit nach 911 gerückt worden. Die Geschichte von 614 bis 732 sei identisch mit der Zeit von 911 bis 1029/32, also

„alles, was Beda und der unidentifizierte Schreiber der *Continuatio* in die Zeit von 614–766 datieren, [muss] um 297 Jahre in die Zeit von 911–1066 versetzt werden“ [Laszlo 2008/1, 165].

Zwei identische Zeitabschnitte auf der Zeitachse sollten gut nachweisbar sein. Die vermeintliche Epochenidentität möchte Laszlo mit Nachweis einiger Verdopplungen und Geschehnissen motivieren. So führt sie König Oswald von Northumbria im 7. Jh. und Bischof Oswald von Worcester im 10. Jh. an, weiter Æthelred als König von Mercien (674–704) und den angelsächsischen König Ethelred II. (976–1016) sowie eine Ælfflaed, die im 7. Jh. laut Beda im Kloster, im 10. Jh. jedoch als Gattin von König Byrthnoths am Hof lebt [Laszlo 2008/1, 166]. Das sind viel zu wenige Versuche von Identitätssetzung, die oben drein mit ihren Sprüngen von König zu Bischof oder von Nonne zu Königin die Identität der Zeiten nicht beweisen können. Laszlo hat den direkten Vergleich auch gar nicht versucht, sondern nur die zahllosen Heiligenviten und Wundergeschichten der Zeit vor 732 in die Zeit vor 1066 übertragen, was mangels konkreter Bezüge zum politischen Leben oder zu den vorhandenen Münzbeständen halbwegs möglich war.

Das alles ändert nichts daran, dass für die spätere Epoche eine grundsätzlich andere Historie längst vorliegt: Anstelle der sieben Königreiche der frühen Angeln, Sachsen und Jüten gibt es im 10. Jh. ein einziges angelsächsisches Königreich, das 1013 den Dänen (Sven Gabelbart, Knut der Große) zufällt und 1066 gegen die Normannen untergeht, während 297 Jahre zuvor Offa von Mercia als stärkster von damals noch fünf Königen gerade eine fast 40-jährige Regierungszeit erlebt. Diese beiden Zeiträume sind also mit Sicherheit nicht identisch.

Völlig unberücksichtigt bleiben bei Laszlo die weltlichen und geistlichen Regentenlisten. Da Beda viele Bischöfe, Päpste und Könige der Zeit bis 732

nennt, müssten Überlegungen angestellt werden, wie diese Personen entweder neben den Potentaten des 10./11. Jh. installiert oder mit diesen identisch gesetzt werden können. Beda kennt auch byzantinische Kaiser; merowingische Könige werden – mit Ausnahme von Dagobert I. – nicht genannt. Hausmeier wie Karl Martell (als „rex francorum“ tituliert), Karlmann oder Pippin der Mittlere treten in der *Continuatio* auf, sind aber in der späten Ottonen- und frühen Salierzeit nicht unterzubringen. Hier könnte allenfalls ein raffiniertes Gedankenspiel weiterhelfen; das aber gibt es nicht und ist aus meiner Sicht auch nicht vorstellbar.

Den Beda, der die *Kirchengeschichte* verfasst hat, kennen wir als Person des 11. Jh. nicht; ob er mit dem Verfasser der Werke über die Zeit (z.B. *de temporibus*) identisch ist, wissen wir auch nicht. Wir können ihn auch nicht Pseudo-Beda nennen, weil diese Bezeichnung schon für den Urheber anderer Werke vergeben ist [vgl. Illig 2010/1], weshalb ich vom „echten Beda“ sprechen will. Dieser „echte Beda“ schreibt als Kirchenhistoriker nach 1000 [Illig 1999, 125 ff.] erfundene Geschichte für die Zeit von 614 bis 732. Er hat dabei tatsächliche Geschehnisse seiner eigenen Zeit, also des 10./11. Jh. berücksichtigt. Aber er schreibt seine Chronik des frühen 8. Jh. keineswegs „aus zeitgenössischer Sicht und eigenem Erleben“ [Laszlo 2007/3, 711], sondern als Geschichtserfinder, der eigenes Erleben und manche Personenverdopplung aus Plausibilitätsgründen und zur Schonung der Phantasie einfließen lässt. Die von Beda berichteten Wundergeschichten bleiben schöne, gottgerechte Erfindungen – doch ohne Bezug zur Realität des 11. Jh. Die Gedanken, die sich mit der angeblich zu unterschiedlichen Zeiten akzeptierten Phantomzeit in England befassen [etwa Laszlo 2010/1, 161], erweisen sich als unnötige Verkomplizierung.

Der „echte Beda“ wusste, wie man Plausibilität erzeugt: indem man die erfundene Geschichte immer wieder mit der tatsächlichen Geschichte parallel führt, also Brücken von 297- oder 300-jähriger Dauer schlägt. So lässt er den hl. Aldhelm in Bradford-on-Avon eine Kirche bauen, doch sie wird für den Archäologen erst drei Jahrhunderte später begonnen – so ist der Kirchenbau eine Rückprojektion aus der ihm vertrauten Zeit. (Es hätte auch keinen Sinn, irgendwo ein Kloster im 7. Jh. entstehen zu lassen, wenn es im 10./11. Jh. nicht bestünde.) Wenn der „echte Beda“ dem Aldhelm eine Ausbildung in Malmesbury zukommen lässt, dann wird dieses Kloster aus Sicht jüngerer Chronisten erst drei Jahrhunderte später gegründet [Laszlo 2006, 444 f.] – das Kloster ist eine weitere Rückprojektion. Beda berichtet auch in zwei Hagiographien über den hl. Cuthbert: Dieser starb 687 und wurde 698 neuerlich in Lindisfarne bestattet, worauf er 297 Jahre später in Durham zum dritten Mal beigesetzt wird und im 300. Jahr eine Kirche geweiht erhält [so schon Siepe, 81 f.]. Das tatsächliche Begräbnis liegt zeitlich noch vor der Abfassung der *Kir-*

chengeschichte; so lässt der Autor ergreifende Legenden in reale Bestattungs-orte übergehen.

Die *Continuatio Bedae* ergänzt Bedas Kirchengeschichte für die Zeit von 732 bis 766, muss also nach 1066 abgeschlossen worden sein, da Laszlo diese Zeit als identisch sieht mit 1029–1066. Das ist wiederum auszuschließen, weil die 34 Jahre vor der normannischen Eroberung völlig anders ablaufen als die fragliche Zeit im 8. Jh. Da die *Continuatio* sich nur auf die Heptarchie bezieht (und nicht auf Kämpfe zwischen Dänen und Engländern), bringt sie ebenso erfundene Zeit wie Bedas *Historia*. Laszlo scheint die *Continuatio* gelegentlich als echten Bericht für echte Geschichte einzuschätzen [etwa 2009/3, 625], obwohl sie weiß, dass sie auffällig lange unbeachtet bleibt: Selbst William von Malmesbury, der bis 1143 lebt, und auch der mit ihm fast zeitgenössische Eadmer von Canterbury kennen sie nicht [Laszlo 2008/2, 433; 2009/3, 625]! Nachdem die *Continuatio* in einige Kopien des 12. Jh. von Bedas *Historia* aufgenommen wird [Laszlo 2011/1, 85], lässt sich schließen, dass die *Continuatio* erst nach 1150 verfasst worden ist.

Auch das eigentliche Anliegen der Kirchengeschichte kann nicht zweimal, im 7./8. und im 10./11. Jh. vorgetragen werden: die Christianisierung der Insel und dann von 'Deutschland'. Wäre die Missionierung im 7./8. Jh. immerhin plausibel, so wäre sie in der späteren Zeitspanne anachronistisch. Zwei Beispiele: Beda lässt den hl. Egbert 716 versuchen, als Missionar das europäische Festland erreichen [Laszlo 2010, 380 f.] – doch 297 Jahre später, anno 1013, käme dieser Egbert nicht als ein sehr früher Bringer des christlichen Glaubens, sondern als ein Nachzügler. Noch später wäre der hl. Willibrord zugange gewesen, der als Friesenmissionar 739 stirbt und als Nachfolger den schwarzen und den weißen Hewald hat, die jedoch vor ihm (beide 731) den Märtyrertod sterben [Laszlo 2010, 381]. Drei Glaubensboten als Märtyrer im 11. Jh.? Und wir treffen unten auf noch spätere Missionare. Auch von daher ist die Verschiebung der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* um drei Jahrhunderte nicht möglich.

Alkuin und die Methodik

Nicht mehr behebbare Schwierigkeiten handelt sich Laszlo bei Alkuin (735–804) ein, den sie als reale Person erhalten will, die nicht der Phantomzeit angehört habe, sondern eigentlich bis 1100 gelebt hätte, aber auf Grund eines von ihr postulierten Kirchenbanns in der Phantomzeit festgeschrieben bleiben musste. Für diese 'verquerten' Annahmen ist die Quadratur des Kreises zu leisten: Alkuin als Realität in einer Welt voller Fiktionen! Gemäß Laszlo erfand Alkuin sogar seinen bischöflichen Lehrer Ælberctus (Ælberht) wie auch dessen Vorgänger im bischöflichen Amt, Ægbert, der 766 gestorben sein soll, also gemäß Laszlos Umrechnung gegen 1066 [Laszlo 2011/1, 88].

Aus meiner Sicht ist ein enger Vertrauter Karls ein ebensolches Phantasiegeschöpf wie der Kaiser selbst, möglicherweise nach dem Vorbild von Papst Silvester II. gestaltet, dem Alkuin nicht nur in der Gelehrsamkeit und den Bezügen auf die Antike ähnelt [Illig 1999, 194 f.]. Da kann es nicht verwundern, wenn die im 19. Jh. eingeleitete Suche nach Ælberhts Identität von Laszlo [2011/1, 91] als „verzweifelt“ bezeichnet wird. Leider hat sie sich in Bezug auf Alkuins Realexistenz nicht irre machen lassen:

„Der Trick Alkuins, in drei Vierteln seines Gedichts über York die Vorgaben Bedas literarisch zu veredeln, verschafft ihm Glaubwürdigkeit und stellt auch seine fiktiven Berichte nicht in Frage“ [Laszlo 2011/1, 91].

Also weiß sie um seine Fiktionen. Nun wird in York gemäß den Chroniken die erste Kathedrale gegen 1070 gebaut, doch Alkuin stellt sich als Bauherr vor, der 300 Jahre früher an gleicher Stelle eine erste, hölzerne Kirche entstehen lässt, ebenso schön ausgeschmückt wie der romanische Bau – aber unauffindbar für die Archäologen. Laszlo kann selbst hier nicht von Alkuin lassen, obwohl sie ihn der Lüge überführt. Denn es wird 778/80 keine Basilika geplant, erbaut und geweiht,

„wie Alkuin behauptet, und zwar wider besseres Wissen behauptet, da er sich gewissermaßen selbst einbringt und für den Bau verbürgt, nach seinen eigenen Worten sogar selbst und ein anderer Zeitgenosse namens Eanbald, beides angebliche Schüler Ælberhts, auf Geheiß ihres Lehrers die Basilika erstellen und bei dieser Aufgabe in einträchtiger Hingabe zusammen arbeiten.“ [Laszlo 2011/1, 97]

So bestätigt Laszlo selbst ungewollt die Erfindungskraft dieses Alkuins. Ihre eigene Erfindungskraft geht bedeutend weiter. Wegen dem von ihr imaginierten Kirchenbann darf Alkuin keine Kontakte in sein eigentliches 11. Jh. haben, sondern muss aufs Festland und sich dort eine Entourage für die ihm verordnete Zeit um 800 erfinden. Anfänglich wurden so seine Kontakte mit den festländischen Karolingern zu Erfindungen [Laszlo 2010/2, 360]. Mittlerweile greifen ihre Thesen weiter aus: Vor der neuen Inkarnationsrechnung auf den Kontinent geflüchtet, erfindet Alkuin dort Karl den Großen und dessen Hof (s.S. 323). So gerät der reale Alkuin in Laszlos Rekonstruktion in eine ganz spezielle Situation, denn er wird gewissermaßen zur Umkehrung von Ahasver: Weil dieser den Heiland auf dem Weg zur Kreuzigung verspottet habe, müsse er der Legende nach bis zum jüngsten Gericht ruhelos durch alle Zeiten und durch die ganze Welt wandern. Alkuin hingegen müsse bleiben, wo er ist, dürfe nirgendwohin wandern und in keiner Realzeit gelebt haben, sondern ausschließlich in der Phantomzeit. Hier entwickelt Laszlo immer neue phantasievolle Auslegungen: Alkuin will deshalb zum Papst (S. 331), ist durch einen Geheimbeschluss des Rates der Weisen (S. 317) und durch kirchlich verordnete Geheimhaltung (S. 320), sogar durch einen Bann (S. 334)

gebunden und bricht sein Gelübde, gar sein Beichtgeheimnis schließlich gegenüber Willibrord (S. 333) – was eigentlich jede Forschung überfordert. Schließlich erschrickt Laszlo selbst über all den Aufwand, den sie so vielen Männern der Kirche unterstellen muss (S. 336). Gleichwohl wären alle Verschleierungen vergebens gewesen – in den Worten von Mephisto: „Ein großer Aufwand, schmäählich! ist vertan“ [*Faust*, Vers 11837].

Dementsprechend interpretiert sie seine mehr als 300 erhaltenen Briefe. Da er keinerlei Kontakt mit England halten darf, also auch keine Briefe dorthin geschrieben haben kann, sind es für sie lediglich für den Unterricht entworfene Muster mit erfundenen Inhalten und imaginären Adressaten [Laszlo 2010/2, 360] oder auch Träumereien zur Füllung der nichtexistenten Zeit nach 766 (s.S. 324).

Nun gehört Alkuin zu den angelsächsischen Mönchen, die auf dem Kontinent das Christentum verbreiten wollen und sollen; Laszlo [2010/2, 380] spricht sogar von einem „Strom der angelsächsischen Missionare“ zum Kontinent. Aber was hätte im späteren 11. Jh. in deutschen Landen noch missioniert werden sollen? Bereits seit 955 werden landauf, landab Kirchen und Dome gebaut (in konventioneller Datierung bereits ab ca. 770).

Alkuin als einzige reale Figur – das hat Friedrich Schiller beschrieben:

„Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit“.

Warum Alkuin unbedingt unter diesen Umständen eine reale Person sein muss, bleibt dunkel. Möglicherweise ist es die Nähe seiner Gedanken zu denen Bedas, die für Laszlo unverbrüchlich von jenem 8. Jh. künden, das erst durch Einschub der Phantomzeit zum 11. Jh. geworden wäre [vgl. Laszlo 2010/2, 368]. Irreführt worden sein kann sie durch den Umstand, dass zwar aus den 350 Jahren zwischen 750 und 1100 keine kopierten Exemplare von Bedas *Historia* erhalten sind, aber von der Forschung zwei erhaltene Kopien der Zeit zwischen 734 und 748 zugeschrieben worden sind [Laszlo 2007/3, 708, 711]. Diese frühe Datierung in die Phantomzeit ist aus meiner Sicht selbstverständlich nicht richtig.

Auffällig bei Alkuin wäre auch der Umstand, dass er lange Zeit in England unbekannt ist; 1672 wird erstmals etwas von ihm Formuliertes gedruckt [Laszlo 2010/2, 359 f.]:

„Nach dem Wiederaufleben seiner Dichtungen im 18. Jh. nehmen die Interpreten das, was Alkuin schreibt, für bare Münze und versuchen, Alkuins Leben und Wirken aus seinen Werken abzuleiten.“

Doch warum will Laszlo es ihnen gleichtun, wo sie doch um die Phantomzeit weiß und für sie kämpft? Wenn Alkuin auf der Insel wie auf dem Festland zum Pseudo-Alkuin wird, dann ist um so klarer, dass sein Lehrmeister Ælberctus genauso eine Fiktion ist, wie der Beda des 8. Jh., dessen Gedanken

er ausschreibt. Dass dessen Sterbejahr das Geburtsjahr von Alkuin sein dürfte [Laszlo 2011/1, 83; 2011/2, 327], macht das Konstrukt nur um so wahrscheinlicher. Und wenn man im 19. Jh. sogar mutmaßte, dass Alkuin der Urheber von Mystifikationen um Karl gewesen sein könnte [Stubbs laut Laszlo 2011/1, 91 f.], weist auch dies nur darauf hin, dass man vergeblich zwischen lauter Fiktionen nach einem realen Menschen suchte, den man auf den Inseln zwangsläufig bei sich vermutet hat.

Weitere Lebendtote

Eine zur Karlszeit vorangetriebene Mission der Sachsen an der Elbe und der Slawen im heutigen Oberfranken kann im ausgehenden 11. Jh. und noch später auf keinen Fall mehr stattgefunden haben. Bei Entfallen der Phantomzeit verschiebt sich diese Mission vom 9. ins 10. Jh. (mit Anfängen um 600), aber nicht bis ins 12. Jh., wo sie völlig anachronistisch wäre.

Das gilt auch für den hl. *Liudger* (von Münster; um 742–809), der laut seiner *Vita* nach York geht und auf dem Rückweg von dem northumbrischen Missionar *Alubert* begleitet wird, der anschließend bei Friesen und Sachsen missioniert [Laszlo 2011/1, 93]. Die *Vita Liudgeri* gilt Laszlo [2011/1, 98] als unabhängige Quelle für Alkuin, womit wir noch im späten 11. Jh., sogar im beginnenden 12. Jh. angelsächsische Missionare hätten und der von uns längst als Fiktion erkannte Liudger [vgl. Thiel 2005] wieder ins reale Leben zurückgerufen würde.

Das gleiche gilt für den hl. *Bonifaz*, der von spätestens 675 bis 755 gelebt haben soll. Auch er – wie Alkuin und Aldhelm für Laszlo ein zweiter, zu immerwährender Phantomzeit verurteilter Lebendtoter – darf als Realperson nur in der Phantomzeit auftreten und nicht auf die Inseln zurückkehren, obwohl er doch für Laszlo bis 1054/55 gelebt hat und folglich die Donarseiche erst nach 1000 fällt (s.S. 334) und im 11. Jh. in Hessen, Thüringen und Bayern missioniert und die bayerische Bistumsordnung einführt. Er konnte daran gehen, die

„Bistümer von Regensburg (739), Passau (739), Salzburg (739), Freising (739), Büraburg bei Fritzlar (741), Würzburg (741), Eichstätt (741) und Erfurt (742) zu reorganisieren bzw. neu zu gründen und deren Bischöfe zu weihen. Er selbst war in der Zwischenzeit zum Missionserzbischof ernannt“ worden [wiki ↔ Bonifatius].

297 Jahre später ist all dies längst erledigt. Klaus Weissgerber [1997] hat Bonifaz im frühen 10. Jh. in Thüringen missionieren lassen. So er tatsächlich gelebt hat, wäre dies die richtige Zeit, beginnt doch der Kirchenbau auf deutschem Boden erst nach 950. Ob diese Missionierung überhaupt nötig war, ist eine andere Frage (s. u.).

Es empfiehlt sich hier einmal mehr das Sparsamkeitsprinzip der Scholastik (*Ockhams Rasiermesser* [s. wiki], das freilich nur über Güte, nicht über die Gültigkeit von Thesen entscheidet): Von mehrerer unbestätigten Theorien ist die einfachste vorzuziehen. Insofern ist die unhaltbare Gleichsetzung der Zeiten 614–732 = 911–1029 zu streichen, ebenso ein Beda, der seine eigene Zeit beschreibt, und ein Alkuin samt Bonifaz, die als reale Personen nur in der Phantomzeit existiert haben dürfen. Nein, die erfundene Zeit darf nicht durch imaginierte Lebendtote verunklärt werden. Der „echte Beda“ hat genauso wie der „echte Alkuin“ seine uns überkommenen Texte irgendwann nach 1000 formuliert und dabei Geschichte erfunden. Gerade die Zeit von 614 bis ca. 750 findet in ihren Königen keine sonstige Unterstützung (s. u. bei Münzen).

Das übrige Geschehen hat Laszlo klar analysiert: Der Geschichtsverlauf von 737 bis 911 ist von Chronisten des späteren 11. und 12. Jh. geschrieben worden, die Geschichte von 911 bis 1066 ist zum großen Teil durch die Brille der Invasoren gesehen und zur Darstellung gebracht worden. Laszlos Gleichsetzung von König Artus und Ambrosius Aurelianus [Laszlo 2007/1] bleibt von meiner Kritik genauso unberührt wie all ihre spannenden Rätsellösungen oder das von ihr geschilderte Zusammenspiel der frühen Chroniken oder der mit zahlreichen Beispielen belegte Fund, dass der Zeitsprung auf den Inseln mit 297, aber auch mit 300 Jahren gerechnet worden ist, weshalb sich immer wieder Diskrepanzen von 3 Jahren ergeben [z.B. Laszlo 2010/2, 378].

Fazit der Rekonstruktionskritik

Im Heft 2007/1 titelte Renate Laszlo: „In England gehen die Uhren anders“. Ein Jahr später [2008/1, 167] konkretisierte sie, dass Beda (nur) in Northumbria die Uhren anders gehen ließ. Gemäß meinen Ausführungen war beides nicht der Fall. Auch auf der Insel wurden die Chroniken zur Auffüllung der Phantomzeit, Bedas *Kirchengeschichte* eingeschlossen, ebenfalls erst nach 1000 geschrieben; dort erfolgte der Zeiteinschub ebenfalls rückwirkend nach 614, jenem Jahr, das sich ab da im Jahr 911 fortgesetzt hat.

Laszlos Fehleinschätzung wurde erst durch das sich anbahnende Hinaufrücken der christlichen Mission bis ins 12. Jh. klar erkennbar. Das führte zu Diskussionen mit mir als Herausgeber und zu der Zurückstellung von Laszlos vorletztem Text um ein Heft. Dann war zwischen uns zumindest geklärt, dass der zweite Teil ihres Alkuin-Artikels in Heft 2011/1 gedruckt, aber danach durch den Herausgeber eine kritische Einrede erfahren würde. Andreas Otte [2011, 123] hat bereits Zweifel am 'realen' Alkuin angemeldet. Diese Zweifel verstärkt Laszlos Artikel in vorliegendem Heft ungemein.

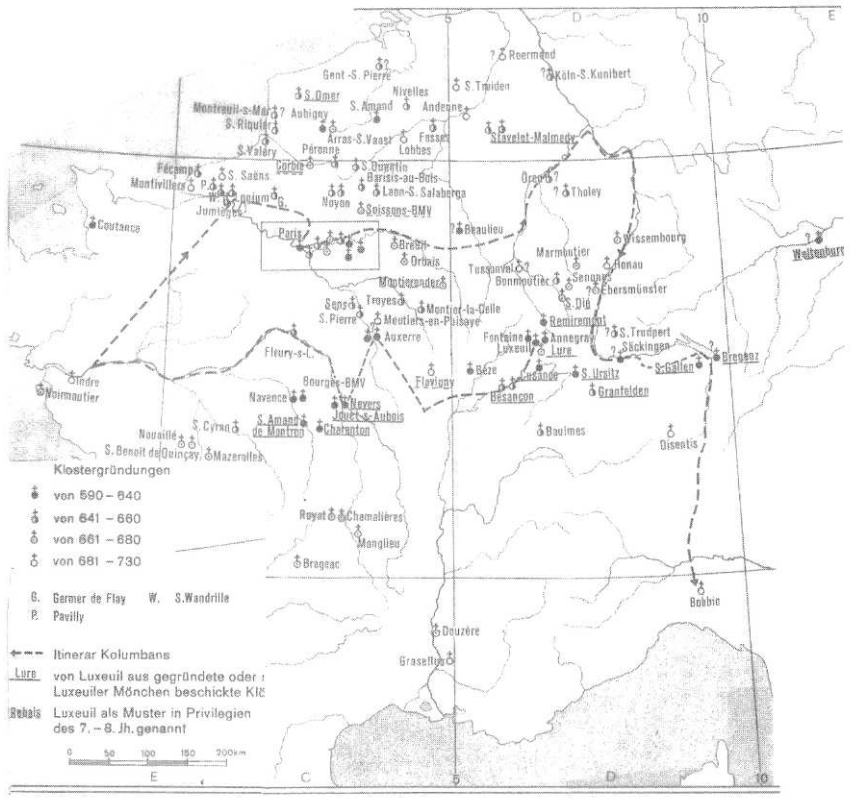
England – missioniert und missionierend

Die britische Insel war bis kurz nach 400 unter römischer Herrschaft und hat nicht nur den Mithraskult kennengelernt – ein Mithräum liegt in der City of London dicht bei der Bank of England –, sondern auch das Christentum, das bis 410 schon ein Jahrhundert lang toleriert worden ist. Die einfallenden Angeln, Sachsen und Jüten waren dagegen sicher noch Heiden. Für Alexander Demandt [125] ist das Christentum nach Abzug der Römer auf der Insel erloschen und wurde von irischen Mönchen, nicht erst durch römisch-päpstliche Emissionäre neuerlich verbreitet. Diese wären dann dank Papst Gregors Auftrag durch römisch-katholische Missionare ‘abgelöst’ worden. Æthelberht von Kent (um 552–616) soll als erster insularer König um 600 römisch getauft worden sein. Danach gab es noch Rückfälle ins Heidentum, aber trotzdem bald eine durchgehende Reihe christlicher Monarchen. (Allerdings hätte Papst Vitalianus noch 665 Theodor von Tarsus zur Mission nach England geschickt, nur zehn Jahre, bevor angelsächsische Missionare – darunter Wilfried – das Festland betreten.) Die Christianisierung der Angelsachsen fiel dann so kräftig aus, das bald angelsächsische Missionare auf den Kontinent ausschwärmten. Folgende, leicht ergänzte Liste erschließt sich aus Harms [28] für die rechtsrheinischen Gebiete, die Schweiz mit eingeschlossen:

- 520 Fridolin, Ire
- 590 Columban, Ire
- 600 Trudpert, Ire
- 600 Gallus, Ire (oder Elsässer)
- 625 Eustasius, Franzose unter Columban
- 675 Wilfried von York, Angelsachse (Northumbria)
- 690 Kilian, Ire
- 690 Willibrord, Angelsachse
- 700 Emmeram, Franzose
- 700 Suitbert, irisch-angelsächsisch
- 710 Rupert, Franke
- 716 Bonifatius, Angelsachse (Wessex)
- 724 Pirmin, Lothringer
- 725 Korbinian, irisch-fränkisch
- 745 Virgil, Ire
- 770 Willehad, Angelsachse (Northumbria)
- 775 Willibald, Angelsachse
- 780 Liudger, Friese.

Wenn auf 614 das Jahr 911 folgt, dann könnten – ohne weitere Veränderungen am Geschichtsablauf – allein die Iren östlich des Rheins missioniert haben; die Angelsachsen würden entfallen oder – wie dies Weissgerber [1999]

Irische und irisch-beeinflusste Klöster 590 – ca. 730 [Martin, 25]



für Bonifaz sieht – ins 10. Jh. rücken, in dem Christianisierung und Bistumsordnung zweifellos ansetzbar sind. Aber wäre ihre Mission eigentlich notwendig gewesen? Alle anderen Germanen, die arianische Christen geworden sind, kamen offenbar ohne wesentliche Missionierung, zumindest fast ohne namentlich bekannte Missionare aus. Demandt [67] stellt dazu fest, dass das früheste Zeugnis für das Christentum unter den Ostgermanen die Teilnahme des gotischen Bischofs Theophilus am Konzil von Nicäa im Jahr 325 ist:

„Die Christianisierung der Goten hat sich langsam vollzogen. Noch 376 gab es zahlreiche Heiden unter ihnen. [...] Von den Westgoten sind dann wohl auch die übrigen Ostgermanen zum arianischen Glauben bekehrt worden“ [ebd. 68].

Es ist also wenig darüber bekannt. Zwei Schlüsse sind daraus möglich:

a) Es wäre nur geringer Widerstand gegen den neuen Glauben geleistet worden, zumal nur Wulfila als Missionar namentlich bekannt ist [ebd. 92]. Da stellt sich die Frage: Warum sollten dann die Westgermanen so hartnäckig an ihrem Heidentum festgehalten haben? Die Franken dringen schon 257 ins Römerreich ein, dann 287, 308 und 355 [Demandt, 24, 32, 45, 63] und vermengen sich mit der Bevölkerung westlich des Rheins. Diese wurde vom römischen Staatschristentum erfasst, so dass die Taufe Chlodwigs sogar redundant wirken könnte. Südlich der Donau gab es unter Theoderich ein arianisches Staatschristentum. Noch im selben Jahrhundert tauchen hier irische Mönche unter dem hl. Columban auf, die von den späteren, katholischen Berichterstat-tern durch einige angelsächsische Missionare ersetzt werden. Doch hätte es auch ganz ohne diese gehen können. Da weder Beda noch Alkuin Mitte des 11. Jh. etwas von Winfried Bonifatius wissen [Laszlo 2010/2, 382], lässt sich schließen, dass hier unterschiedliche Erfindungsstränge inkompatibel geblieben sind, zumal Bonifaz – umgekehrt – 746 Abschriften von Bedas Werken erhalten möchte [Laszlo 2010/1, 160]. Vermutlich ist Bonifaz (vorgeblich 675–754) erst nach Beda und Alkuin erfunden worden. Ähnlich späte Schriftlegung könnte erklären, dass Alkuin nichts von der durch die Römer geschaffenen Infrastruktur weiß [Laszlo 2010/2, 362].

b) Die Ostgermanen sind gar nicht christianisiert worden (Meisegeier [2010] will sie nicht als Arianer einschätzen). Aber dann wäre Theoderich ein Heide gewesen, der Kirchen baut, oder er müsste ebenfalls als Fiktion eingestuft werden. Doch auch das würde nichts daran ändern, dass die Franken von Rom abhängige Christen geworden sind.

Neuer Ansatz für Großbritannien

Versuchen wir im offenbar moorigen Gelände Englands festen Fuß zu fassen. Die politische Konstellation im „7. Jh.“ wirkt kleinteilig-verwirrend. Neben Fürstentümern der Waliser, Picten und Scoten bestehen auch sieben Königreiche der eingedrungenen Angeln, Sachsen und Jüten (Heptarchie, s. S. 427). Die Jahreszahlen einer alten Quelle [Grote 1877, 390-392] wurden im Internet durch neue ersetzt, die in ihren Anfängen ähnlich sagenhaft und in ihren ‘Ausläufern’ ähnlich unsicher sind, hängen sie doch davon ab, wie lang man eine Königslinie gelten lässt (hier ergänzt um Hauptstadt, Herkunft und Ende):

1. Kent / Canterbury / Jüten / ca. 450–774, dann vereint mit Mercia,
2. Essex / London / Ostsachsen / 527–746 [bis 825], an Wessex gegangen,
3. Sussex / Chichester / Südsachsen / 477–686, mit Wessex vereint,
4. Wessex / Winchester / Westsachsen / 519–836 (dann Egbert I. Oberkönig)
5. Eastanglia / St. Edmundsbury / Angeln / 571–792, von Mercia erobert,
6. Northumbria / York / Angeln / 547–867, von Dänen erobert,
7. Mercia / Lincoln / Angeln / 585–824 / geht an Wessex und an Dänen.

Das Zusammenfinden zu 'merry old England' scheint gleich dreimal stattgefunden zu haben [wiki → List of English Monarchs]:

827 (oder 829) wird Egbert aus Wessex „Ober-König von England“ [Grote, 393] bzw. „Bretwalda“ und eröffnet die Linie über Alfred d. Gr. bis hin zu Eduard III. dem Bekenner, der vor der Schlacht von Hastings 1066 stirbt.

927 wird Æthelstan – aus derselben Abstammungslinie – (erstmalig) als englischer Gesamtherrscher, als „rex anglorum“ bezeichnet. Doch bereits 774 'firmiert' Offa von Mercia als Gesamtkönig Englands („rex anglorum“).

Nur zur Abrundung: Die Dänen attackieren die Insel ab 832, um mit Sven Gabelbart ab 1013 und dann Knut dem Großen England zu beherrschen. Doch der von einer dänischen Mutter abstammende Angelsachse Harold II. stirbt neun Monate später in der Schlacht von Hastings, gefolgt von den siegreichen Normannen. 1066 bricht eine neue Zeit an.

Es wäre naheliegend, analog zu Polen [Heinsohn 2003] oder Schweden [Anwander/Illeg], das englische Königtum erst im frühen 10. Jh. beginnen zu lassen und damit Æthelstan auf den Schild zu heben. Aber die Münzen sprechen in herrschender Chronologie eine andere Sprache. Zwischen Römern und Normannen lassen sich vier grob datierte Gruppen von Prägungen unterscheiden. Diese Skizze ist noch so vorläufig, dass sie sich vorwiegend auf *Wikipedia*-Einträge [etwa → History of the English penny (c. 600 – 1066)] stützen kann:

450–550: Römische Münzen werden als Münzen oder Tauschmittel verwendet. Außerdem gab es *Brakteaten*, also einseitig geprägte Münzen, die anfangs römische Kaisermedaillons imitieren.

550–680: Zunächst werden römische, goldene Tremissen importiert, ab 620 als *Thrymsas* imitiert, deren Goldlegierung bis zum Epochenende auf reines Silberniveau sinkt.

680–750 (in Northumbria bis 867): Silberne *Sceattas* (Einzahl: Sceat) werden wie in Jütland und Friesland geprägt: mit Porträts und Kreuzsymbolen, aber fast immer *ohne Inschriften*. In Northumbria läuft die Sceat-Prägung über 100 Jahre länger.

750–1066: Aus diesen kleinen, dicken Silbermünzen entwickelt sich ab Offa der Penny, der über 500 Jahre in England geprägt worden ist, als „einzige Art von Münze“ [wiki → Penny]. Sie waren größer, aber dünner als die Sceattas und sollen den zeitgleichen „karolingischen“ Denaren nachempfunden sein. Sie können *beschriftet* sein mit: Herrschernamen / Münzmeister / Prägeort. Die Regentenreihe beginnt mit einem rätselhaften Beonna (BEONA REX EFE), setzt sich dann mit Offa fort und umfasst die Namen dieser Zeit: Coenwulf, Ceolwulf, Baldred, Egbert, Wiglaf, Ceolnoth, Beorhtric, Æthelstan etc.

Somit stehen wir vor dem Problem, dass ausgerechnet die Herrscher, die für Laszlo klar erfunden sind, durch Münzen in ihrer Existenz bestätigt werden, während die von Beda genannten Namen für die Zeit von 614–732 auf keinen Münzen vorkommen. Ab Ecgbert (765–791) werden Silberdinare nach karolingischem Vorbild geprägt, was nicht einfach gewesen sein kann, wird doch Karls Münzreform mit ihrem Umschwenken auf Silberwährung erst bei 794 angesetzt. Doch ging die eigentliche Umstellung auf Silberwährung nicht von Karl, sondern von Pippin d. J. aus [Heinsohn 2001; Illig 2009]. Demnach kämen die ersten Silberdenare ab 600 und dann verstärkt ab 911 unter Karl dem Einfältigen auf. So die Münzähnlichkeit korrekt beobachtet ist, müssten die Herrscher von 750–911 nach 911–1066 verbracht werden, in eine mit Herrschern bereits gut gefüllte Zeit, die selbst Riesenmengen von Münzprägungen präsentiert, nachdem im späten 10. Jh. ungezählte Pennies für das Danegeld gezahlt werden mussten: im Jahr 991 nach dem Kampf um Maldon 10.000 Pfund Silbergeld, 1012 bereits 48.000 Pfund Silber jährlich [wiki → Danegeld]. Wenn man allerdings liest: „Bemerkenswert als Nachahmung eines Solidus von Valentinian ist ein Penny von Ceolwulf II mit Kaiserkopf, Rs. zwei sitzenden Kaisern“ [thedudes] und realisiert, dass Ceolwulf II. 877 gestorben sein soll, während die drei Valentinians zwischen 364 und 455 regieren, dann könnte nicht nur dieser Penny bereits vor 614 geprägt worden sein. Das ließe sich auch mit alten Texten belegen: 1837 herrschte noch die Ansicht, dass Sceattas bereits im 6. Jh. geschlagen worden sind, und Pennies in den Gesetzen von Ina, also ab 688 genannt werden [Penny, 329].

Doch umgekehrt wurden ganze Stilentwicklungen wegen Münzen zu früh datiert. So wird das Wilton Cross aus Norfolk mitsamt seiner Zellschmelzarbeit dank der zentral eingearbeiteten Münze von Heraklius I. (610–641) ins 7. Jh. datiert [Laing/Laing, 81 f.]. In der rekonstruierten Geschichte rückt es zwingend ins 10. Jh. und zieht verwandte Arbeiten mit.

Wo also ist Platz für die Münzen aus der Zeit von ca. 750 bis 911? Vor oder nach der Phantomzeit? Dem Kampf um Maldon folgte ein Vertrag durch Ethelred II. (978–1016). Er leitet uns zur Vorliebe der Angelsachsen für Namen mit E oder Æ als Initiale (ansonsten meist die Vokale A oder O):

In *Kent* von 568–797: Ethelbert I., Edbald, Erkenbert, Egbert I., Edrich, Edbert, Ethelbert II., Adelrich, Egfrid, Edbert.

In *Northumbria* – mit nur kurzen Unterbrechungen – von 592–848: Ethelfrid, Enfrid, Egfrid, Edbert, Ethelred I., Elfwald, Erdulf, Enred, Ethelred II.

In *England* von 800 bis 1066: Egbert I., Ethelwolf, Ethelbald, Ethelbert, Ethelred I., Ælfred, Eduard I., Adelstan, Edmund, Edred, Edwig, Edgar, Eduard II., Ethelred II., Edmund, Eduard III. Confessor. Insofern gab es z.B. vier Ethelreds in verschiedenen Regionen, die sich in einem fünften, Real-Ethelred vereinen könnten:

Ethelred von Eastanglia (757–790)	33 Jahre an der Macht
Ethelred I. von Northumbria (774–/–796)	11
Ethelred II. von Northumbria (840–848)	48
Ethelred I. von England (866–871)	5
Ethelred II. von England (978–1016)	38.

Sie dürften trotz der unterschiedlichen Regierungslängen auf den Münzschriften nicht leicht zu unterscheiden sein. Deshalb muss geprüft werden, ob die Pennies der Phantomzeit auf die Könige ab 911 verteilt werden können. Doch als Ausnahme ohne Namenspendant scheint Alfred der Große bereits festzustehen.

Kehren wir zu den vier Münzepochen zurück. Die erste Gruppe wirkt einigermaßen redundant, geht doch das Prägen in Westrom bis 476 weiter, bei den Germanenstämmen herkömmlich gesehen bis ins 8. Jh. Warum sollte auf der Insel das Münzprägen im 5. Jh. jahrzehntelang eingestellt worden sein?

Die zweite Gruppe erhält ihre Datierung vom Tremissis (Drittel eines goldenen Solidus). Er wird in Westrom im 5. Jh. besonders häufig, aber nur bis 476 geprägt, soll aber noch lange im Umlauf geblieben sein und „in den germanischen Nachfolgestaaten, beispielsweise den Reichen der Westgoten, Langobarden und Angelsachsen geprägt“ werden [wiki → Tremissis]. Hier spiegelt sich das übermäßige Dehnen dieser Münzprägungen wider, um die fundleere Phantomzeit mit Funden zu bestücken! Belässt man Thrymsas-Prägungen der Zeit bis 550, dann können auch die Sceattas vor 614 geprägt worden sein, womit sich z.B. folgende Umgruppierung ergeben könnte:

450– 550 Brakteaten	→	350–430
550– 680 Thrymsas	→	430–500
680– 750 Sceattas	→	500–600
750–1066 Pennies	→	600–614 911–1066

Nach diesem ersten groben Gliederungsversuch werden sich dann auch so 'exotische' Prägungen angehen lassen wie die Goldmünze Offa's (757–796), die als zentrale Aufschrift „OFFA REX“ zeigt, umgeben von arabischen Schriftzeichen [Abb. bei wiki → Offa von Mercien]; sie geht wohl auf einen Dirham zurück [vgl. Illig 2010/2].

Literatur

- Anwander, Gerhard / Illig, Heribert (2004): Schwedens ausgemusterte Karle, Polens noch früherer Königsverlust; *ZS* 16 (2) 350-357
- Demandt, Alexander (1992): *Geschichte der Spätantike. Das römische Reich von Diocletian bis Justinian 284–565 n. Chr.*; München
- Grote, Hermann (1877): *Stammtafeln*; Leipzig (Reprint 1990, Leipzig)
- Harms *Geschichts- und Kulturatlas* (1965); Berlin u.a.

- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige (898/911-923)...; *ZS* 13 (4) 631-661
- (2003): Die Streichung der polnischen ‚Karolinger‘; *ZS* 15 (1) 137-149
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (2009): Ein Silberpfennig auf der Goldwaage. Der solitäre ‚vorkönigliche‘ Pippin-Denar; *ZS* 21 (1) 220-223
 - (2010/1): Beda multiblicabilis. Ein Wissenschaftler des 11. Jh. als Sammelbegriff; *ZS* 22 (1) 163-168
 - (2010/2): Münzen zur Wikingerzeit. Drei Bezugsjahre für die Hidschra-Rechnung; *ZS* 22 (2) 435-456
 - (2011): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelting
- Laing, Lloyd / Laing, Jennifer (1996): *Early English Art and Architecture. Archaeology and Society*; Phoenix Mill
- Laszlo, Renate (2006): Der hypothetische Dichter Cynewulf; *ZS* 18 (2) 435-448
- (2006): Rätselhafte Zeitsprünge in England; *ZS* 18 (3) 677-691
 - (2007/1): Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum*. Die Identität zwischen A. Aurelianus und Arthur; *ZS* 19 (1) 94-104
 - (2007/3): In England gehen die Uhren anders. Die normannische Eroberung Englands – zeitverschoben; *ZS* 19 (3) 687-716
 - (2008/1): In England gehen die Uhren anders (Teil 2); *ZS* 20 (1) 163-192
 - (2008/2): Dunstan, erster Abt der englischen Nation. Über das Alter der Kirche von Glastonbury; *ZS* 10 (2) 424-446
 - (2009/2): Der englische Chronist Æthelweard. Neues über die Phantomzeit; *ZS* 21 (2) 428-451
 - (2009/3): Die Handschrift *Troyes* von Wilhelms *Gesta Regum Anglorum*; *ZS* 21 (3) 620-638
 - (2010/1): Der ehrwürdige Beda und der heilige Cuthbert; *ZS* 22 (1) 137-162
 - (2010/2): Der altenglische Gelehrte Alkuin von York; *ZS* 22 (2) 359-388
 - (2011/1): Der altenglische Gelehrte Alkuin von York (II); *ZS* 23 (1) 83-106
 - (2011/2): Warum muss Alkuin in der Phantomzeit sterben? *ZS* 23 (2) 309-338
- Martin, Jochen (Hg. 1988): *Atlas zur Kirchengeschichte. Die christlichen Kirchen in Geschichte und Gegenwart*; Freiburg im Breisgau u. a.
- Meisegeier, Michael (2010): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel; *ZS* 22 (3) 612-639
- Otte, Andreas (2011): SIS und die Phantomzeit; *ZS* 23 (1) 107-128
- penny = *Penny cyclopaedia of the Society for useful Knowledge (Great Britain)* (1837); London, Vol. VII (Stichwort → coin)
- Siepe, Franz (2002): *Fragen der Marienverehrung*; Gräfelting
- Thedudes = http://coins.thedudes.ch/kapitel/muenzenmitgeschichte/mittelalterliche_muenzen.html
- Thiel, Werner (2005): *Schwert aus Pergament*; Gräfelting
- Weissgerber, Klaus (1999): Zur Phantomzeit in Thüringen. Schriftquellen und archäologische Befunde (II); *ZS* 11 (4) 583-612
- wiki = entsprechender Wikipedia-Artikel
- ZS* = *Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin*; Gräfelting

Mondfinsternisse und Jupiterbedeckungen Ein Querverweis zur Phantomzeitdauer ?

Norbert Giesinger

Joseph Ashbrook erwähnt im August 1972 in *Sky and Telescope* einen Bericht des Simeon (Symeon) von Durham (um 1060–1130) und seine Zuordnung auf das rückgerechnete Ereignis von 755 AD – Mondfinsternis mit gleichzeitiger oder unmittelbar anschließender Jupiterbedeckung.

Der belgische Meteorologe und Astronom Jean Meeus hat, neben der Erstellung des Fundamentalwerkes *Kanon der Sonnenfinsternisse / Kanon der Mondfinsternisse*, zusammen mit Hermann Mucke, die weitbekannteren *Astronomical Algorithms* und einige Bücher zu Finsternissen und Bedeckungen geschrieben.

Im seinem Buch *Mathematical Astronomy Morsels* von 1997 gibt Meeus auch eine Darstellung von Planetenbedeckungen bei Mondfinsternissen, mit deren Berechnung er sich mit Co-Autoren schon 1977 beschäftigt hat [Meeus/Maanen/Können]. Aus zahlreichen Arbeiten, Veröffentlichungen und Korrespondenzen ist Seriosität und tiefgreifende Kenntnis von Meeus zu derartigen Fragen zu ersehen.

Von Kap. 23 "Occultations of planets by the eclipsed moon" des Buches sind vor allem die Jupiterbedeckungen von historischem Interesse, insbesondere wegen einer Überlieferung des Simeon von Durham aus dem 12. Jh. Dessen Überlieferung einer Jupiterbedeckung bei einer Mondfinsternis im Jahr 754 wurde einem rückgerechneten Ereignis 755AD zugeschrieben. Das Ereignis wurde in Veröffentlichungen und Internetforen der letzten 15 Jahre als sehr selten oder gar einzigartig betrachtet und als starker Hinweis oder fast als Beweis gegen die Phantomzeithypothese von Heribert Illig angesehen.

Was zeigen die Berechnungen und Ergebnisse bzw. Tabellen von Meeus? Sie zeigen, dass derartige Jupiterbedeckungen zwar selten sind, aber seit der Antike öfters stattfanden. (Nach 1531 ist allerdings erst wieder 2932 eine Mondfinsternis mit Jupiterbedeckung zu erwarten.)

Die Daten in den Tabellen von Meeus sind Ergebnisse rigoroser himmelmechanischer Kalkulation. Nachgerechnet (mit Anwendung der in seinen *Astronomical Algorithms* angegebenen Methodik) habe ich sie nicht, da müsste ich mich weiter einarbeiten; ich vertraue aber der Expertise von Jean Meeus. Eine genauere Betrachtung der Tabelle zeigt das mehrfache Auftreten gleicher Zeitabstände zwischen den Ereignissen.

Bei Einschluss der Sichtbarkeitsbedingungen, d.h. z.B. mit der Forderung der jeweiligen Beobachtbarkeit des Ereignisses in Europa und einer wesentli-

chen (nicht notwendigerweise totalen) Größe der Finsternis reduziert sich die Tabelle auf wenige Ereignisse.

Ergebnisse von Meeus

Tabelle 1, von Meeus modifiziert, nur Jupiterbedeckungen berücksichtigt

Datum (Jul./ Greg.) A.D. - Zählung	Maximum der Fins- ternis (TD)	Größe der Mond- finster- nis	Sichtbar- keit (SH, Äqu, NH) *	Julianische Tageszahl JD
01. Dezember 103	15:14	0.21	Äqu	1759012.6
29. Juni 158	12:00	0.63	NH	1778947.0
17. Dezember 400	20:29	1.06	Äqu	1867509.4
07. November 458	00:18	0.80	NH	1888652.5
03. Mai 524	19:37	1.65	SH	1912572.3
23. November 755	19:33	1.40	NH	1997148.3
21. Juli 799	16:23	1.55	NH	2013094.2
20. Juni 810	20:34	1.84	Äqu	2017063.4
20. Mai 821	21:04	1.41	Äqu	2021068.4
10. April 879	11:46	1.36	SH	2042212.0
19. Januar 995	15:53	1.25	Äqu	2084500.2
08. Dezember 1052	22:42	1.65	NH	2105643.4
25. April 1176	19:26	0.67	SH	2150707.3
17. März 1234	03:38	0.65	SH	2171851.7
15. November 1407	12:49	1.19	NH	2235283.0
14. Oktober 1418	22:09	1.12	NH	2239269.4
12. Juni 1462	01:58	0.59	SH	2255215.6
12. Mai 1473	07:28	0.37	Äqu	2259202.8
01. April 1531	18:47	0.11	SH	2280346.3
10. Juni 2932	00:01	0.20	Äqu	2792111.5
01. Mai 2990	01:40	0.09	SH	2813255.6

TD: Angabe in Dynamischer Zeit. Für UT (Universalzeit) um Delta T zu korrigieren.

* Äqu = Äquator, NH = Nördliche Halbkugel, SH = Südliche Halbkugel

Tabelle 2

Nur auf der Nordhalbkugel in Europa (Nacht/Dämmerung) freisichtig beobachtbare Ereignisse. Die Tabelle reduziert sich für Europa ganz wesentlich auf die Ereignisse:

Datum (Jul./ Greg.) A.D. - Zählung	Maximum der Fins- ternis (TD)	Größe der Mond- finster- nis	Sichtbarkeit (SH, Äqu, NH)	Julianische Tageszahl JD
07. November 458	00:18	0.80	NH	1888652.5 Fr
23. November 755	19:33	1.40	NH	1997148.3 So
08. Dezember 1052	22:42	1.65	NH	2105643.4 Di
14. Oktober 1418	22:09	1.12	NH	2239269.4 Fr

TD: Angabe in Dynamischer Zeit. Für UT (Universalzeit) um Delta T zu korrigieren.

Dem berechneten Ereignis vom 23. November 755 AD wird die Überlieferung einer Beobachtung durch Simeon von Durham zugeschrieben. Die Berechnungen sind rein himmelsmechanisch (Angaben in TD) und beinhalten als Anbindung an schriftliche Überlieferungen nur den Kalenderübergang von 1582. Da uns aber nur frühere Ereignisse interessieren, kommt nur der Julianische Kalender zum Tragen. Meeus schreibt [1997, 151]:

„The Jupiter case of A.D. 755 is of particular interest, since this occultation has been observed and recorded by Simeon of Durham in England (*). I have found that, for Durham, the immersion of Jupiter took place about 20 minutes after the end of totality (+), while the emersion occurred shortly after the last contact of the Moon with the umbra. Using the value of +35 minutes for the difference Delta T between Dynamical Time and Universal time, the following results are obtained:

Maximum eclipse 18 h 43 m UT
 End of totality 19 h 28
 Immersion of Jupiter 19 h 48
 End of partial phase: 20 h 37
 Emersion of Jupiter 20 h 39

Even for a value of Delta T as small as +35 minutes, the results are similar. Jupiter was occulted by the northern part of the eclipsed moon. The remarkable fact appearing from Table 23.A is the irregular distribution of the events involving Jupiter. While there were four cases during the 15th century, there is none between the years 1531 and 2932. The explanation for this is not easy, and can be found in the original article.“

[Mit (*) zitiert Meeus Ashbrook [1972, 85] und Newton [1972].

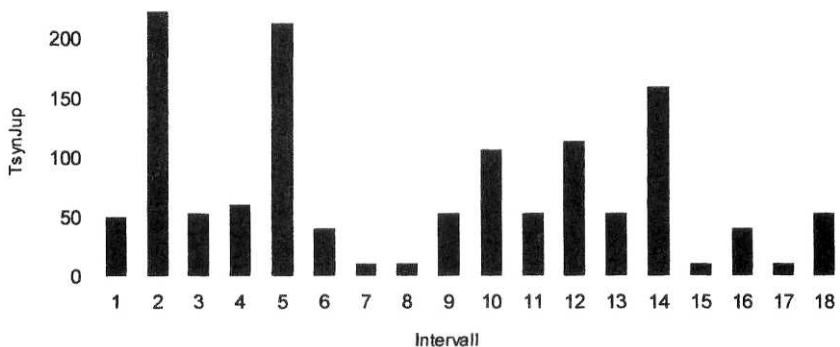
Die Bemerkung von Meeus “Using the value of + 35 minutes [...] Even for a value of Delta T as small as +35 minutes, the results are similar” ist bemerkenswert. Meeus verwendet einen Wert Delta T von 50 Minuten, der zum Jahr 850 passt und weiters sogar nur von 35 Minuten, dem Wert für das Jahr 1000 und nicht für 755. Meeus verwendet also deutlich bis wesentlich klei-

nere Werte für Delta T, als sich aus der Tabelle im Buch [1997, ab 10] ergeben würden. Meeus schreibt im Buch, dass die Verteilung der Ereignisse irregulär ist, in der Arbeit von 1977 steht das aber nicht.

Die Abstände aufeinanderfolgender Ereignisse sind:

Datum (Jul./Greg.)	Jul. Tageszahl	Abstand in Tagen (d)	Abstand in a, m, d
01. Dezember 103	1759012.6		
29. Juni 158	1778947.0	19934.4	54a 6 m 29 d
17. Dezember 400	1867509.4	88562.4	242a 5 m 22 d
07. November 458	1888652.5	21144	57a 10 m 22 d
03. Mai 524	1912572.3	23919	65a 5 m 27 d
23. November 755	1997148.3	84576	231a 6 m 24 d
21. Juli 799	2013094.2	15946	43a 7 m 28 d
20. Juni 810	2017063.4	3987	10a 11 m 1 d
20. Mai 821	2021068.4	3987	10a 11 m 1 d
10. April 879	2042212.0	21144	57a 10 m 22 d
19. Januar 995	2084500.2	42288	115a 9 m 13 d
08. Dezember 1052	2105643.4	21143	57a 10 m 21 d
25. April 1176	2150707.3	45064	123a 4 m 19 d
17. März 1234	2171851.7	21145	57a 10 m 23 d
15. November 1407	2235283.0	63431	173a 8 m 2 d
14. Oktober 1418	2239269.4	3986	10a 10 m 30 d
12. Juni 1462	2255215.6	15947	43a 7 m 29 d
12. Mai 1473	2259202.8	3987	10a 11 m 1 d
01. April 1531	2280346.3	21143	57a 10 m 21 d

Die Verteilung der zeitlichen Abstände aller Ereignisse untereinander zeigt, dass genau gleiche zeitliche Abstände mehrfach auftreten. In nachstehender **Abb. 1** sind die zeitlichen Zeitabstände der jeweils aufeinander folgenden Er-



eignisse dargestellt (von 1-2 bis 18-19) in Einheiten von TsynJup (mittlere synodische Periode des Jupiter). Sie beträgt 398.88 mittlere Sonnentage. Der Wert schwankt zwischen 396 und 403 Tagen. Grund sind vor allem die Exzentritäten von Jupiter- und Erdbahn. Die zeitlichen Abstände sind für die mittlere TsynJup von 398,88 Tagen fast genau ganzzahlig, bei Berücksichtigung der Schwankung immer ganzzahlig. Bemerkenswert ist der Abstand von 2144 Tagen (53 TsynJup), dieser tritt 5-mal, mit Verdoppelung und Vervierfachung 7-mal auf.

Nur für Nordhalbkugel (alle Tageszeiten) gilt:

Datum (Jul./ Greg.) A.D. - Zählung	Julianische Tageszahl JD	Abstand in Tagen	Abstand (Jahre, Monate, Tage)	TSynJup
01. Dezember 103	1759012.6			
29. Juni 158	1778947.0	19934	54 6 29	50
07. November 458	1888652.5	109706	300 4 13	275
23. November 755	1997148.3	108495	297 0 16	272
08. Dezember 1052	2105643.4	108495	297 0 16	272
15. November 1407	2235283.0	129640	354 11 11	325
14. Oktober 1418	2239269.4	3986	10 10 30	10

Nur für Nordhalbkugel/Europa sichtbare/beobachtbare Ereignisse:

Datum (Jul./ Greg.) A.D. - Zählung	Julianische Tageszahl JD	Abstand in Tagen	Abstand (Jahre Monate, Tage)	TSynJup
07. November 458	1888652.5			
23. November 755	1997148.3	108495	297 0 16	272
08. Dezember 1052	2105643.4	108495	297 0 16	272
14. Oktober 1418	2239269.4	133626	365 10 9	

Für die in Europa sichtbaren Ereignisse tritt der Abstand 297a 2-mal hintereinander auf:

Datum (Jul./Greg.) A.D. - Zählung	Maximum der Finster- nis (TD)	Größe der Mondfinsternis	Jul. Tageszahl JD
07. November 458	00:18	0.80	1888652.5
23. November 755	19:33	1.40	1997148.3
08. Dezember 1052	22:42	1.65	2105643.4
14. Oktober 1418	22:09	1.12	2239269.4

Abstände der Ereignisse, beobachtbar auf der Südhalbkugel bzw. am Äquator:

Datum (Jul./ Greg.) A.D. - Zählung	Julianische Tageszahl JD	Abstand in Tagen	Abstand (Jahre Monate, Tage)	TSynJup
10. April 879	2042212.0			
25. April 1176	2150707.3	108495	297 0 16	272
17. März 1234	2171851.7	21145	57 10 23	53
01. April 1531	2280346.3	108494	297 0 15	272

Südhalbkugel:

Datum (Jul./ Greg.) A.D. - Zählung	Maximum der Finsternis (TD)	Größe der Mondfinsternis	Julianische Tageszahl JD
10. April 879	11:46	1.36	2042212.0
25. April 1176	19:26	0.67	2150707.3
17. März 1234	03:38	0.65	2171851.7
01. April 1531	18:47	0.11	2280346.3

Diese Jupiterbedeckungen (zudem nur die erste bei totaler Mondfinsternis) sind weniger interessant, da keinerlei Beobachtungen dazu vorliegen.

Der Abstand T297 (108495 Tage d.h. 297 Jahre und 15 bzw. 16 Tage) tritt insgesamt 6-mal auf.

Von Bedeutung sind die in Europa beobachtbaren Ereignisse:

Datum (Julianisch)	Julianische Tageszahl JD	Abstand	Größe d. Finsternis	Anmerkungen
07. Nov. 458	1888652.5		0.80	Siehe Anmerkung unten
23. Nov. 755	1997148.3	297a 0m 16d	1.40	Der Überlieferung des Simeon v. Durham zugeordnet
08. Dez. 1052	2105643.4	297a 0m 16d	1.65	Jahrzehnte vor den Arbeiten des S. v. Durham. Berichte von Beobachtern zu Lebzeiten Simeons an ihn möglich
14. Okt. 1418	2239269.4	365a 10m 9d	1.12	Keine Berichte bekannt, Lebenszeit des Johannes v. Gmunden

Wie die Berechnungen von Meeus zeigen, verliert sich der Wert 297 a ab 1531.

Der Abstand von 297 Sonnenjahren zwischen 755 und 458 in der Tabelle von Meeus ist schon Krojer aufgefallen [2003, 201], allerdings erwähnt er nur diese beiden rückgerechneten Ereignisse. Die rückgerechnete Finsternis von 458 ist mit 0,80 eine tief partielle Finsternis. Krojer [201] schreibt:

„allerdings handelte es sich um eine partielle Mondfinsternis, während die Überlieferung Simeons viel mehr auf eine totale Mondfinsternis hindeutet.“

Ich kann das aus den Texten der Übersetzungen der Überlieferung bei Krojer [196-198] nicht ersehen.

Das Jahr 458 fällt in die Chronik des Hydatius (Bischof in Chiaves/Portugal, 379–ca. 468). Ab 428 soll Hydatius eigene Erfahrungen in die Chronik eingebracht haben. Vielleicht ist etwas in seiner Chronik zu finden. Berichte der Chronik werden den Sonnenfinsternissen 418 und 447 zugeordnet.

Abgesehen von zu erwartenden Verformungen [siehe z.B. Demandt 1970] (Simeon von Durham hat eher nicht selbst beobachtet, er war Überlieferer, Kompilator) muss ich bemerken, dass ein Anblick Jupiters, fast berührend neben einem mit 0,8 verfinsterten Mond, ein spektakulärer Anblick ist. Ich behaupte das nach meinen Beobachtungen vieler Mondfinsternisse in den letzten 50 Jahren und nach Beobachtungen von Venusbedeckungen durch den Mond (ohne Verfinsterung!) am Tag und am Abend. Wenn wirklich etwas auf eine totale Finsternis hindeutet, dann muss man die Finsternis von 1052 mit ihrer extremen Dauer und Tiefe diskutieren! Ich zitiere weiter den Text bei Krojer [196]:

„Der lateinische Text der »Symeonis monachi opera omnia«, der mit der Handschrift sprachlich übereinstimmen dürfte, lautet [...]

Luna autem xv. sanguineo rubore superducta viii. kal. Decembris xv. aetate, id est, plena luna“.

Dazu wird Durham von F. Richard Stephenson zitiert, der ausgehend von der lateinischen Fassung übersetzt:

“AD 756 [...] Also the moon was covered with the redness of blood on the 8th day before the Kalends of December (Nov 24), in the 15th day of its age, that is full moon. And the darkness gradually decreasing, it returned to its original light. Further, astonishingly, a bright star following that same moon, and passing through it, preceded the luminary by as great a space as it had followed it before it was obscured.”

Krojer schreibt (s.o.): „der mit der Handschrift sprachlich übereinstimmen **dürfte**“. Man kann das „dürfte“ angesichts häufiger Verformungen aber nicht als selbstverständlich annehmen. Noch einmal Meeus: „The Jupiter case

of A.D. 755 is of particular interest, since this occultation has been observed and recorded by Simeon of Durham in England". *Dem ist nach der bekannten bzw. vermuteten Überlieferungskette nicht so.* Der Simeon zugeordnete Text in der *Historia Regum* überlebte in einem einzigen Manuskript, der *Corpus Christi College Cambridge, MS139*, das Ende des 12. Jh. niedergeschrieben wurde, d.h. 1 bis 2 Generationen nach Simeons Tod. Dessen Autorenschaft wird aber auch lt. *Wikipedia* von modernen Historikern angezweifelt [MS 139].

Die Überlieferungskette ist verknäuelst und heute kaum mehr zu entwirren. Der Bericht stammt aus Aufzeichnungen, die Simeon kompiliert hat, der Bericht in der *Historia regum* in der *MS139* wurde gar nicht von Simeon kompiliert, vielleicht hat Simeon oder sonst jemand doch eine eher zeitgenössische Erscheinung, nämlich die Finsternis von 1052, überliefert.

Auch bei Texten aus dem späten 11. Jahrhundert scheint zu gelten: Wenn man an der Oberflächenschicht kratzt (an der „duricrust“), kommt Treibsand zum Vorschein.

Anblick der Ereignisse

Drei Ereignisse in der obigen Liste habe ich mit zwei Planetariumsprogrammen nachgestellt und anhand der Angaben von Meeus zum Ereignis von 755 einen Eindruck zur Genauigkeit gewonnen.

Die Programme sind nicht geeignet, die Berechnungen von Meeus (d.h. die Jupiterverfinsternis) exakt nachzustellen. Die Programme sind aber mehr als ausreichend, die Stellung von Mond und Jupiter in der jeweiligen Konstellation darzustellen. Die folgenden Bilder habe ich mit RedShift 4™ erstellt. Der Einfachheit halber und in Unkenntnis tatsächlicher Beobachtungsorte (Durham? Jarrow? Chiaves?) habe ich Durham (1,6W/54,8N) in England als fiktiven Beobachtungsort angenommen.

Abb. 2 Finsternis vom 7. November 458

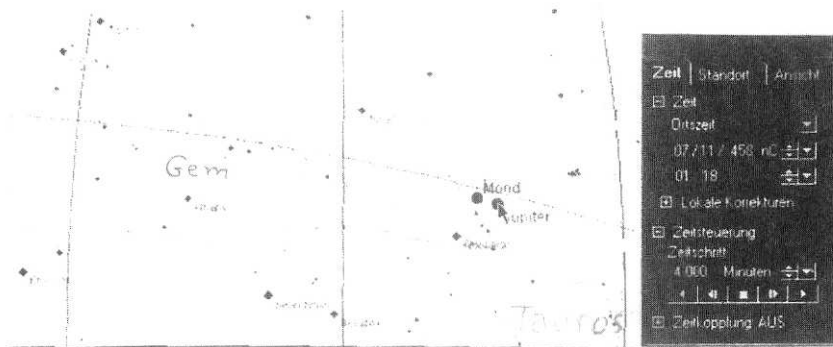


Abb. 3 Finsternis vom 23. November 755

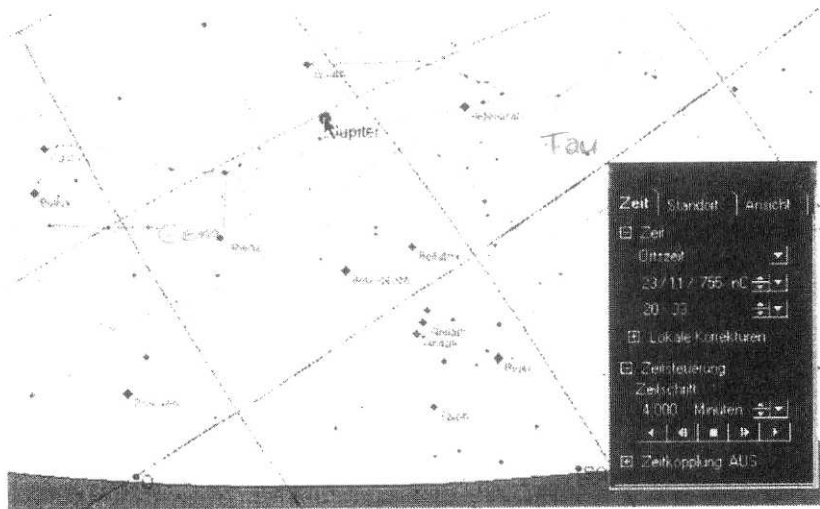


Abb. 4 Finsternis vom 8. Dezember 1052 (Abb.)



Wie zu sehen ist, steht der durch den Mond bedeckte Jupiter für die Jahre 458AD und 755AD auf dem Stier, 1052AD am Ende des Stieres in den heutigen Grenzen des Sternbildes Zwillinge! Dies ist eine den Jupiterkult repräsentierende Konstellation! Was ich meine, zeigen Plastiken des Jupiter Dolichenus [z.B. *dolichenus*]. Kenner des Kultes und seiner Varianten können weiterführende Überlegungen anstellen.

Ereignisdaten mit und ohne Phantomzeit

Bei Anwendung der Phantomzeit (PhZ) von Illig mit den Rändern 614AD und 911AD ergibt sich für die Daten der Ereignisse:

Julianische Tageszahl JD	Ereignis in A.D. – (Jul.) ohne PhZ	Ereignis in A.D.- (Jul.) mit PhZ	Sonnenjahre ohne PhZ	Mondjahre zu 354 d
1888652.5	07. 11. 458	20. 10. 158		
1997148.3	23. 11. 755	07. 11. 458	300 Jahre	309.5
2105643.4	08. 12. 1052	08. 12. 1052	594 (2 x 297)	613 (2 x 306)
2239269.4	14. 12. 1418	14. 10. 1418	366	378

Hypothetische tagesgenaue Eckdaten der PhZ, d.h. z.B. ein Übergang vom 31.08. 614 auf den 01.09. 911 sind hier nicht berücksichtigt, d.h. keine Betrachtung von Kalenderverwerfungen oder Kalenderkontinuität. In diesem Zusammenhang möchte ich auf die von Illig [2010, 450] beschriebene Relation zwischen den Skalen mit Sonnen- und Mondjahren erwähnen, auf die er mich dankenswerterweise hingewiesen hat („Die Lösung der Rätselgleichung“):

Illig: Hischra-Datierung und Phantomzeit liefern dieselben Jahresangaben wie ein Bezug auf das Jahr 325 n. Chr. ohne Phantomzeit:

	← 297 Sonnenjahre →	622	← 297 Mondjahre →	
325				911
	← 297 Mondjahre →	614	← 297 Sonnenjahre →	

Hier zeigt sich eine Beziehung, die nicht beliebig auf andere Eckdaten verschiebbar ist.

Schon Günther Lelarge hat im Web [lelarge] darauf hin gewiesen, dass nach Rückrechnung sowohl am 14. 01. 484AD wie auch am 29. 01. 781AD jeweils für den Morgen eine in Athen sichtbare Sonnenfinsternis stattfand. Der NASA-Espenak-Meeus-Katalog weist die Finsternis vom 29.01. 781AD allerdings als eine partielle Finsternis aus. Wesentlich ist aber das Auftreten der 108495 Tage bei einer Bedeckung der Sonne durch den Mond.

Bei den oben betrachteten Jupiterbedeckungen durch den Mond dient Jupiter als langperiodischer Selektor und hat keinen eigentlichen Einfluss auf das Auftreten der Abstände von 108495 Tagen. Die Periodizität liegt in den Mondzyklen und in den Sichtbarkeitsbedingungen des Mondschattens auf der Erdoberfläche.

Eine Berechnung der zeitlichen Abstände der in einer Erdregion (Europa, Mittelmeer bis Mittelasien) rückgerechnet sichtbaren totalen und ringförmigen Sonnenfinsternisse der Jahre zwischen 181 AD und 1560 AD anhand einer visuellen Auswahl von Finsternissen nach Abbildungen aus dem Espenak-Meeus-Katalog habe ich gerade durchgeführt.

Die bisherigen Ergebnisse zeigen das überraschend häufige Auftreten der phänomenologischen Periode von 297a 15d. Wie sich zeigte, gibt es aber auch einen weiteren sehr gut passenden Maßstab mit einer Länge knapp unter 240 Jahren.

Schlussbetrachtung

Das mehrfache Auftreten von Zeitabständen von 297 Jahren und 15 Tagen der Termine von Doppelverfinsterungen von Mond und Jupiter ist bemerkenswert, gerade im Hinblick auf die von Illig postulierte Dauer der Phantomzeit. Denn die Zeitspanne erscheint hier als Ergebnis astronomischer Beobachtungen, die in früheren Zeiten gemacht worden sind, die heute berechnet werden können und nicht einmal selten sind.

Die in diesem Bericht geschilderten, lange verwehten Ereignisse und die großen Zeitabstände bringen eine im Abendland und Morgenland weit verbreitete Legende in Erinnerung [wiki → Siebenschläfer]. Ein Satz aus dem Koran nebst einem kleinen Bild der Betroffenen: [Abb.]

„Dann erweckten wir sie, um zu wissen, welche der Scharen richtiger den Zeitraum berechne, den sie verweilt.“ [Sura 18:11]



Die heiligen Siebenschläfer und die Mutter Gottes auf einem Votivbild des 19. Jh. aus Süddeutschland, aus dem Clemens-Sels-Museum in Neuss

Die Verweilzeit – der Zeiteinsparung der sieben Schläfer – hat, so glaube ich, mit der Dauerfrage der Zeiteinsparung zu tun [in der Zeitschrift erstmals Topper 1994]. Im Koran wird vom 300 Jahre (309 Mondjahre) dauernden Schlaf der sieben Schläfer berichtet. Glauben bedeutet nicht Wissen, kann aber, im Idealfall, den Weg dahin ebnen.

Literatur

- Ashbrook, J. (1972): About some early eclipse observations; *Sky and Telescope*, August 1972, p. 85
- Demand A. (1970): *Verformungstendenzen in der Überlieferung antiker Sonnen- und Mondfinsternisse*; Mainz
- dolichenus = http://amstetten.at/Fotoalben/Jupiter%20Dolichenus/album/slides/28.Jupiter_Dolichenus.html
- Esenak, F. / Meeus, J. (2009): *Five Millennium Catalog of Solar Eclipses: -1999 to +3000*, NASA Technical Publication TP-2009-214174
<http://eclipse.gsfc.nasa.gov/SEpubs/5MKSE.html>
- Illig, H. (2010): Münzen zur Wikingerzeit. Drei Bezugsjahre für die Hidschra-Rechnung; *Zeitungsprünge* 22 (2) 435-456
- Krojer, F. (2003): *Die Präzision der Präzession*; München
- lelarge = Lelarge, G. in https://groups.google.com/group/de.sci.geschichte/browse_thread/thread/8a2a520170cc9783/f0a73ff2d196d590?hl=de&q=millionenstadt+cordoba+group:de.sci.geschichte
- Meeus, J. (1997): *Mathematical Astronomy Morsels*, Willmann-Bell Inc. Richmond, Virginia
- Meeus, J. / Maanen, J. v. / Können, G.P. (1977): Occultations of planets by the eclipsed moon; *Journal of the British Astronomical Association* 87 (17) 135-145
MS139: http://en.wikipedia.org/wiki/Historia_regum
- Newton, R.R. (1972), *Medieval Chronicles and the rotation of the earth*, Baltimore
- Topper, Uwe (1994): Die Siebenschläfer von Ephesos. Eine Legende und ihre Auswirkungen; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (1) 40-55

norbert.giesinger@aon.at

(Bei Bedarf Postadresse in Wien beim Autor per Mail erfragen)

Zu Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennitus

Klaus Weissgerber

Unter der Teilüberschrift „Eine berechtigte Einrede“ veröffentlichte Heribert Illig [ZS 2011 (1) 61-64] eine Mitteilung von Andreas Birken, in der dieser die von mir vertretene relative Zuverlässigkeit der Schrift *De Administrando Imperio* (DAI) des byzantinischen Kaisers Konstantin VII. (911–959; anfänglich als Mitregent) anzweifelte, indem er auf elf seines Erachtens problematische Kapitel derselben hinwies. Birken ging hierbei von seiner bekannten These [2002, 489 f.] aus, dass die im DAI-Text ausdrücklich als Theophanes-Zitate bezeichneten Kapitel von Konstantin selbst verfasst sein könnten, während ich diese als nachträgliche Interpolationen betrachte, wozu ich auch weiter stehe. Schon wegen der neuen Leser bin ich gezwungen, auf meine vorherigen Argumente hinzuweisen, möchte aber auch meine Ansicht zu den neuen interessanten Überlegungen Illigs zur Schrift des Kaisers darlegen.

Meine Analysen sind vor allem in meinem 2003 veröffentlichten Ungarnbuch [= U.: hier 37-70] und in meinem Beitrag *Islamica VI* [2009] enthalten. Nach wie vor stehe ich zu Illigs Entdeckung, dass der „Erzfälscher“ Konstantin VII. einen entscheidenden Beitrag zur Schaffung der Phantomzeit geleistet hat: Die Verfasser der mehrbändigen *Historischen Bibliothek* („Theophanes Continuatus“) schrieben in seinem Auftrag und offenbar unter seiner Leitung eine fiktive Geschichte des 9. Jh. Nunmehr wies Illig [2011, 63] auch auf eventuelle Einflüsse der Tabari-Schule hin. Schon in meinem Georgien-Beitrag hatte ich nach entsprechende Analysen geschrieben [2000, 266]:

„Aus den so entstandenen islamischen, byzantinischen und auch armenischen Werken wurde dann im Lauf der Zeit das Bild der frühislamischen Geschichte geschaffen, wie wir es in jedem Geschichtsbuch finden.“

In *Islamica VI* nahm ich dann grundsätzlich zu der damals noch umstrittenen „Dialektik des Zeitsprungs bei Muslimen und Christen“ Stellung:

„Ich gehe davon aus, dass die Tabari-Schule, die durch islamisierte Perserkönige dazu angeregt und gefördert wurde, damit begann, Zeiten zu verlängern und zu erfinden. Die von Konstantin VII. begründete und geförderte Konstantin-Schule hat nicht viel später aus anderen Gründen Gefallen an dieser Methode gefunden; er ließ in eigenem Interesse die vorherige byzantinische Geschichte verlängern. Der deutsche Kaiser Otto III. übernahm dann unter dem Einfluss seiner byzantinischen Mutter um 1000 n. Chr. Konstantins Zeitsprung. Gerade diese Übernahme sollte sich als welthistorisch erweisen: Deshalb hat Illig zu Recht Konstantin VII.: als »Erzfälscher« bezeichnet“ [Weissgerber 2009, 133].

Mir ist sehr früh aufgefallen, dass die Geschichtsfälschungen der Konstantin-Schule nur in Werken enthalten sind, die anderen Autoren wie Theophanes Confessor und Theophanes Continuatus zugeschrieben wurden, nicht aber in den Texten des Kaisers selbst. Das gilt schon für seine frühe Schrift *De Thematibus*. In dieser beschrieb er die Geschichte und Gegenwart der byzantinischen Provinzen („Themen“), wobei er sich ausschließlich auf Schriftquellen von Homer bis zum 6. Jh. stützte. Ich schrieb 2003 [U. 61]:

„Mit anderen Worten: Der Kaiser kannte damals noch keine Phantomzeit (die er erst später erfinden sollte.). Nach seinem damaligen Verständnis ging das 6. Jahrhundert unmittelbar ins 10. Jahrhundert über.“

Genauso schätzte ich damals seine andere persönliche Schrift *De administrando imperio* ein:

„Wie in *De Thematibus* ging Konstantin durchweg von Ereignissen des 6. Jahrhunderts unmittelbar zu Ereignissen des 10. Jahrhunderts über. **Drei Jahrhunderte gab es in seiner Darstellung nicht!**“ [U. 65].

Die Glaubwürdigkeit dieser Schrift stützte ich vor allem darauf, dass es eine nicht für die Öffentlichkeit bestimmte „Geheimschrift“ war, was inzwischen durchweg anerkannt wird, wie deutlich im *Wikipedia*-Beitrag *De Administrando Imperio* zum Ausdruck kommt: „Die Schrift war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, da sie viele Staatsgeheimnisse enthielt, sondern nur für die Schulung des Romanos“.

Im Gegensatz zu Birken betrachte ich die Kapitel 14 bis 16 als unproblematisch. Kapitel 14 ist Muameth (Muhammad) gewidmet. Ich schrieb 2009 [130]:

„Diese Ausführungen zeigen, dass schon im frühen 7.||10. Jh. der Prophet von den Sarazenen verehrt wurde [...], aber auch, wie wenig der Autor damals über ihn wusste. Interessant ist seine Bemerkung, dass Anhänger des **Arius** mit ihren »blasphemischen« Ideen den als Kaufmann umherreisenden Muhammad sehr beeinflusst hatten. Allerdings identifizierte der Kaiser diesen Arius nicht mit Ali (»Alim«), den er im Kap. 25 als Stammvater der **Fatimiden** bezeichnete.“

In meinem Folgebeitrag *Islamica VII* [2009b] habe ich versucht, die absoluten Lebensdaten Muhammads zu ermitteln. Wie auch andere Autoren bin ich zu dem eindeutigen Ergebnis gekommen, dass der „Gesandte Gottes“ viele Jahre vor dem Jahr 614||911 gelebt und gewirkt hat. Ich bin auch deshalb überzeugt, dass der Kaiser unmittelbar (also nicht über die Tabari-Schule) von der Existenz Muhammads Kenntnis erlangt hat.

Das DAI-Kapitel über die „Fatimiden“ ist sehr kurz: Hier wird eigentlich nur berichtet, dass ein „arabischer Stamm“ mit dieser Bezeichnung sich in „Libyen“ (= heutiges Tunesien) niedergelassen hat. Auch diese Aussage ist

nicht problematisch: Aus allen zeitgenössischen Quellen ergibt sich, dass die Fatimiden ihren vorerst in Tunesien bestehenden Staat zu Beginn des 10. Jh., also zu Lebzeiten des Kaisers begründet hatten.

Die folgenden DAI-Kapitel 17 bis 22 werden im vorliegenden Text dagegen ausdrücklich als Auszug aus der *Chronographia* des Theophanes Confessor, also als Interpolierung, bezeichnet. Schon 2003 [U. 52-70] hatte ich diese Problematik unter verschiedenen Aspekten erörtert, wobei ich damals noch offen ließ, ob diese ein Produkt der Konstantin-Schule war.

„Für mich ist es aber nicht wichtig, ob Konstantin diese Schrift selbst verfasst hat. Dazu war er schon technisch nicht in der Lage. Immerhin wurden in diesem Werk 200 Jahre Geschichte mit Jahreszahlen erfunden, denen byzantinische Kaiser, arabische Kalifen und jeweils vier Patriarchen zugeordnet werden mussten. Eine solche Mammutarbeit konnte nur ein Kollektiv von Fachleuten bewältigen, wobei natürlich Unebenheiten nicht zu vermeiden waren“ [U. 55].

In *Islamica VI* [2009a, 132] ging ich dann konkret auf Birkens Ansichten ein:

„Die Theophanes-Exzerpte des DAI enthalten ausführliche Angaben über die ersten »Khalifen« nach Muhammad, allerdings wurden sie nur schlicht als »archegoi« bezeichnet, was ich nur als Stammesführer übersetzen kann. Nachdem ich erkannt hatte, dass Konstantin VII. ein Zeitgenosse Harun al-Raschids war, verwundern diese Texte nicht mehr. Die von der Tabari-Schule konstruierte islamische Frühgeschichte, soweit sie schon vorlag, wurde in den Theophanes-Text integriert“.

Vergleicht man den Text der *Chronographia* mit dem übrigen Text der DAI, besonders mit Kap. 25, sind grundsätzliche Widersprüche zwischen beiden nicht zu übersehen. Diese lassen nur den Schluss zu, dass der Kaiser entweder den von seinen Schülern verfassten Text, der Theophanes zugeschrieben wurde, nicht kannte oder, was ich für weitaus wahrscheinlicher halte, dass dieser erst nach seinem Ableben verfasst worden ist. Ich schrieb 2003 [U. 65]:

„Als DAI in Westeuropa in der Zeit der Renaissance und des Humanismus in lateinischer Übersetzung veröffentlicht wurde, mögen die Herausgeber den Widerspruch dieses Kapitels zu der *Chronographia* des Theophanes gespürt haben. Deshalb wurden die Kapitel 14 bis 22 hinzugefügt, die aber ausdrücklich als »Exzerpte« aus Theophanes bezeichnet worden sind. In diesen Texten (nur in diesen) finden wir die »Helden« der Phantomzeit: die byzantinischen Kaiser (nach Herakleios) bis zur Kaiserin Eirene (Irene) und die arabischen Kalifen einschließlich eines »Aron«, in dem unschwer Harun ar-Raschid zu erkennen ist“ [vgl. 2009b, 132].

Ergänzen möchte ich, dass in diesen Exzerpten Datierungen enthalten sind, die der heutigen konventionellen Chronologie voll entsprechen. All dies

spricht dafür, dass uns ein recht später Text vorliegt. Illig [63] ist übrigens in seiner „Einrede“, soweit es um die beiden Theophanes-Schriften (Th. Confessor/ Th. Continuatus) geht, zu dem gleichen Ergebnis gekommen: „Beide müssen aus Sicht des erfundenen Mittelalters später geschrieben haben.“

Das DAI-Kapitel 25 trägt den harmlos erscheinenden Titel „Aus der ‚Geschichte‘ des Heiligen Theophanes von Sigriane“; anscheinend stammt dieser von späteren Herausgebern, um vom eigentlichen Inhalt abzulenken. Die Bedeutung dieses Kapitels wurde von mir mehrfach [U. 131], zuletzt in *Islamica VI* betont. Schon in *Islamica I* [2000b, 427] schrieb ich: „Dieser Text liest sich so, als ob Illig ihn geschrieben hätte!“

Nachdem Konstantin ausführlich die Geschichte der Goten und Vandalen im 6. Jh. beschrieben hatte, folgten ihnen nach seiner Darstellung übergangslos die Sarazenen des 10. Jh., die drei Reiche bildeten:

1. ein Reich in Vorderasien mit der Hauptstadt Bagdad, beherrscht „von der Familie von Muameth“,
2. ein Reich in Nordafrika, beherrscht von der Familie des Alim (= Ali) und Fatime, „der Tochter von Muameth“,
3. ein Reich in Spanien, beherrscht „von der Familie des Mauias“.

Diese können unschwer mit den Reichen der frühen Abbasiden (die ihre Abkunft von einem Vorfahren Muhammads ableiteten), der Fatimiden und der spanischen) Umayyaden (die ihre Abkunft von Mauias (= Mu'awiya) ableiteten, identifiziert werden. Der Kaiser ignorierte völlig Geschehnisse, die nach konventioneller Geschichtsschreibung zwischen 614 und 911 geschehen sein sollen. Bemerkenswert ist, dass in diesem Kapitel weder der angebliche Sieg Karl Martells von 732 bei Tours und Poitiers über in Gallien einfallende Mauren noch der „große Karl“ erwähnt werden. Ich betrachte dies als wichtigen Beweis für die Zuverlässigkeit des eigentlichen DAI-Textes.

Problematisch sind lediglich die folgenden Kap. 26 (König Ugonos), 27 (Die Lagubardo) und 28 (Feldzug von König Pippinos nach Venetien), auf die Birken besonders hinwies. In Kap. 26 erwähnte der Kaiser einen „Basileos“ [= König] Ugonos, der sich gegen Widersacher als König Italiens zu behaupten suchte. Gemeint ist offensichtlich „Hugo Magnus“, der sich 926 in Mailand krönen ließ. Dieser regierte bis zu seinem Tod 956 faktisch Frankreich und war ein Zeitgenosse des Kaisers. Sein Vater war Robert I., der schon 923 starb. Sein Sohn Hugo bezeichnete sich nur als „dux francorum“ (Herzog der Franken); als solcher war er Graf von Paris, Herzog von Neustrien und später auch von Burgund und Aquitanien. Bis zu seinem Tod beherrschte er somit faktisch den größten Teil des damaligen „Westfrankenreiches“; dementsprechend bezeichnete ihn sein Zeitgenosse Konstantin VII. auch nicht als „fränkischen“ König. Die letzten Karolinger (Karl III. der Ein-

fältige und seine Abkömmlinge) waren offenbar nur Scheinkönige, ehe Hugo Capet, Sohn des Hugo Magnus, sich selbst 987 zum König krönen ließ. Im Kap. 26 ist eine sehr umstrittene Passage enthalten, die ich wörtlich [U. 70] zitiert habe:

„Der ältere Lotharios, König von Italien, Großvater des berühmten König Ugonos, war Abkömmling der Familie des älteren Karulos, eines Mannes, der gefeiert wird in Lied und Erzählung und heroische Kriegstaten vollbracht hat. Dieser Karulos war alleiniger Herrscher über alle Königreiche und regierte als ‘Monokrator’ über das große Frankenreich (Mega Frangia).“

Damals versuchte ich folgende Erklärung:

„Über Lotharios heißt es, dass er als König des Großfrankenreichs Rom erobert habe, aber auf dem Rückweg verstorben sei. Setzt man ihn mit dem Frankenherrscher Chlotar (konv. 584–629) gleich, ergibt sich ein Geschichtsablauf, der voll Illigs Phantomzeit-Theorie entspricht. [...] Ich halte es aber nicht für ausgeschlossen, dass damals schon eine Karls-Sage verbreitet war, die sich aber ursprünglich auf den ursprünglich auf den ersten Frankenherrscher Chlodwig bezogen hat, der unter diesem Namen nirgends von Konstantin erwähnt wurde. Der »ältere Karulos« wäre dann Chlodwig, der »jüngere Karulos« Carolus Simplex gewesen“ [ebd.].

Weiterhin schrieb ich damals:

„In konventionellen genealogischen Werken wird Hugos Abstammung von Karl dem Großen wie folgt (Vater – Kind) dargestellt: Karl der Große – Ludwig der Fromme – Lothar I. – Lothar II. – Berta (nichteheliche Tochter, verheiratet zunächst mit Theotbald von Tusciem, dann mit Adelbert von Tusciem) – Hugo (Sohn von Berta und Theotbald) [...].

Konstantin VII. gab eine ganz andere genealogische Abfolge: Lotharios – Athelbertos (verheiratet mit Berta) – Hugo (Kap. 26)“ [ebd. 69 f.].

Meine bisherigen Studien beruhten auf der von Moravcsik und Jenkins herausgegebenen DAI-Ausgabe, die den Vorteil hat, dass sie den überlieferten griechischen Text (aus dem ich mit entsprechenden Eigennamen zitierte) und sehr konkrete Analysen enthält. Illig [2011, 62 f.] stützte sich auf die von Belke und Soustal herausgegebenen deutsche Übersetzung der Schrift, in der auf Unklarheiten in der Textüberlieferung hingewiesen wird:

„Es gab nie eine Endredaktion, Widersprüche zwischen aus verschiedener Literatur gewonnenen Teilen wurden nicht ausgeglichen [B/S 54]. Auch die Gliederung wirkt nur wie der nachträgliche Versuch, eine gewisse Ordnung zu schaffen [B/S 56]; so gilt auch für das ganze Kapitel 26 mit dem Klosterbauer Karl; »wahrscheinlich eine spätere Einfügung« [B/S 26]. Die Sprache entspricht weder den sonstigen Schriften Konstantins noch dem

Usus im 10. Jh. [B/S 59]. Überliefert wurde das Werk nur in einer einzigen Handschrift, geschrieben »etwa zwischen 1059 und 1081 (eher gegen Ende dieses Zeitraumes)« [B/S 60].“

Schon im Ungarn-Buch [U. 63] bin ich auf diese Handschrift, den *Codex Parisium gr. 2009*, eingegangen. Ich betonte damals, dass dieser Text anscheinend schon im Byzantinischen Reich niedergeschrieben wurde, was ermöglicht, den ursprünglichen DAI-Text zu rekonstruieren. Dies hat m. W. allerdings noch kein Historiker versucht. Illig [2011, 63] schrieb grundsätzlich: „Es stellt sich also die berechnete Frage: Wie groß ist der Textanteil, der überhaupt aus dem 10. Jh. stammt?“

Diese Frage lässt sich nur beantworten, wenn endlich der Text des *Codex Parisium* textkritisch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Auch ich bin zu der Überzeugung gekommen, dass ein späterer Herausgeber, wahrscheinlich zur Zeit des Humanismus, die Kapitel 26 bis 28 ‘bearbeitet’ hat. So wurde anscheinend Chlodwig in „Karulos“, Chlotar in „Lotharios“ umbenannt. Dieser „Bearbeiter hat anscheinend auch die Passage hinzugefügt, dass der „ältere Karulos“ Klöster in Palästina errichten ließ, was auch Illig [62] erwähnte.

Natürlich habe ich mir inzwischen auch die Belke-Soustal-Edition beschafft, die mir allerdings wenig Neues gegeben hat. Es fehlt nicht nur der griechische Text, sondern auch jede konkrete Auseinandersetzung mit widersprechenden Überlieferungen. Vor allem wird die *Chronographia* und damit die angeblichen Exzerpte im jetzigen DAI-Text völlig unkritisch Konstantin zugeordnet. Natürlich entspricht die Sprache dieses Textes „weder den sonstigen Schriften Konstantins noch dem Usus im 10. Jh.“ [B/S 59], was auch meiner Auffassung entspricht. Allerdings betrachte ich diese Nichtübereinstimmung als weiteren Beleg dafür, dass die *Chronographia* erst nach Abfassung des DAI-Textes entstanden ist. Ich gehe dagegen davon aus, dass bis auf einige spätere Namensänderungen der ursprüngliche Text des Kap. 26 erhalten blieb; insofern steht er durchaus in Einklang mit der Phantomzeit-Theorie!

Das folgende Kapitel 27 über die „Lagubardo“ (Langobarden) betrachte ich nur in einem Punkt als problematisch. Konstantin hat schon vorher im Kap. 25, das eindeutig von ihm stammt, berichtet, dass der Ostgotenkönig Theoderich Italien eroberte. Im Kapitel 27 beschrieb er die Folgegeschichte, wie sie Prokopios geschildert hatte. Dass der Kaiser dessen Schriften kannte, ergibt sich aus allen Texten, die er selbst verfasst hat. Dann folgt im überlieferten Text von Kap. 27 eine interessante Passage: Nach seinem Sieg soll der byzantinische Feldherr „Patricius Narses“ mit der Kaiserin Eirene (!) in Streit geraten sein, woraufhin er die vorher in Pannonien siedelnden Langobarden ins Land gerufen habe. Prokopios ist in seinem *Gotenkrieg* auf diesen Streit eingegangen. Danach intrigierte jedoch Theodora, die selbstbewusste Gattin

Justinians, gegen Narses, was letztlich zu dessen Verrat führte. Offensichtlich hat ein späterer Herausgeber ihren Namen durch den der phantomzeitlichen Eirene ersetzt!

Im weiteren Text von Kap. 27 wird nur über Ereignisse berichtet, die während der Regierungszeit des Kaisers stattfanden: Die eindringenden Langobarden bildeten zunächst fünf Fürstentümer; vom einem einheitlichen Langobardenreich wusste Konstantin nichts und konnte auch nichts wissen, weil es nach dem dubiosen Buch des Paulus Diaconus erst in der Phantomzeit, also nach 614 entstanden sein soll. Dagegen ging der Kaiser in Kap. 26 sehr ausführlich auf die Kämpfe ein, die „Ugomos“ gegen Berengarios (= Berengar I.), Ludoikos (= Ludwig der Blinde) und Rodolphos von Borgonia (= Rudolf von Burgund) führte. Romanos II., der Sohn Konstantins, heiratete Berta (nunmehr Eudokia), die Tochter Hugos, die von einer Gesandtschaft begleitet wurde. Konstantin hatte somit Gelegenheit, sich aus erster Hand über die Geschichte Italiens zu informieren.

Im Kap. 28 wurde kurz ein fränkischer Feldzug unter Führung eines Königs Pippinos nach Venetien beschrieben. Bekanntlich gilt ein Pippin als Vater Karls des Großen. Belke/Soustal [139, Anm. 259] meinen, dass Pippin der Bucklige, ein Sohn Karls des Großen, der hier erwähnte Feldherr war. Beide sind phantomzeitliche Gestalten, was für eine spätere Fälschung spricht. Immerhin hat Konstantin in keinem von ihm stammenden DAI-Kapitel Ereignisse beschrieben, die in der Zeit zwischen 614 und 911 stattgefunden haben sollen. Wegen der allgemeinen Verwirrung halte ich es für nötig, die Problematik nunmehr etwas grundsätzlicher zu erörtern.

Venetien darf nicht mit Venedig verwechselt werden; die Stadt nahm erst sehr spät, offenbar erst nach der Lebenszeit Konstantins, diesen Namen an. Dagegen wurde die heutige italienische Region Venetien (Veneto) nach dem hier siedelnden Stammesverband der Veneti schon von den Römern als Venetia bezeichnet. Diesen Begriff übernahmen die Byzantiner als „Benetia“ (b = w); er blieb bis heute erhalten. Ihr sehr frühes Zentrum war die Stadt Verona (in DAI: Berona). Aus dem Text ergibt sich eigentlich nur, dass ein fränkischer König Pippinos in Venetien eingefallen ist. Da der „Herausgeber“ schon in den vorhergehenden Kapiteln Namen ausgetauscht hatte (aus Theodora wurde z. B. Eirene), traue ich ihm zu, im Kap. 29 einen ursprünglichen Namen durch den des „Pippinos“ ersetzt zu haben. Natürlich steht die Frage, wessen Name hier ausgetauscht wurde. Greifbar ist eigentlich nur, dass ein „fränkischer“ König einen Feldzug nach Venetien unternommen hat. In Betracht kommt jeder Herrscher, der im frühen 10. Jh. Feldzüge in Italien unternommen hat. Solange wir den ursprünglichen DAI-Text nicht kennen, möchte ich deswegen nicht spekulieren. Ich habe jedoch keine Zweifel, dass die abschließenden Ausführungen im Kap. 28 über die Gründung der Lagu-

nenstadt Venedig anachronistisch sind [so auch B/S 139, Anm. 258]. Anscheinend stammt auch diese Ergänzung von einem späten humanistischen Herausgeber.

Ich sehe jedenfalls keinen überzeugenden Grund, die Glaubwürdigkeit der DAI anzuzweifeln, insoweit es sich um Texte handelt, die vom Kaiser selbst stammen. Das gilt natürlich nicht für die später interpolierten Theophanes-Kapitel 17 bis 22. Bei den Kapiteln 26 bis 28 ist zu beachten, dass ein späterer Herausgeber offensichtlich einige Namen geändert hat. Grundsätzlich betrachte ich jedoch die Texte Konstantins über die Völker Osteuropas nach wie vor als glaubhaft. Ich stehe deshalb weiter zu meinem Beitrag *Slavica V*.

Benutzte DAI-Ausgaben

M/J = *De administrando imperio* (Hg. Moravcsik, Gyula/ Jenkins, Romilly J. H., 1967). Washington DC

B/S = *Die Byzantiner und ihre Nachbarn. Die De administrando imperio genannte Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos für seinen Sohn Romanos* (Hg. Belke, Klaus/ Soustal, Peter, 1995); Wien

Literatur

Birken, Andreas (2002): Byzantinische Phantomzeit und Islam; *ZS* 14 (3) 488-511

Illig, Heribert (2011): Aktualitäten aus der Karolingerzeit; *ZS* 23 (1) 51- 64

Weissgerber, Klaus (2000a): Zur Phantomzeit in Georgien (II); *ZS* 12 (2) 259-280

- (2000b): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); *ZS* 12 (3) 419-448

U. = (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken*; Gräfelfing

- (2008): Fundleere gegen Traditionen (Islamica V); *ZS* 20 (3) 702-708

- (2009a): Phantomzeit, früher Islam und die Zeitären (Islamica VI); *ZS* 21 (1) 109-138

- (2009b): Mekka, Muhammad und Ali. Chronologische Überlegungen (Islamica VII); *ZS* 21 (2) 398-427

- (2010): Die Slawenapostel und das Mährische Reich (Slavica V); *ZS* 22 (3) 386-393

ZS = *Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin*, Gräfelfing

Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh!

Teil 2: Italien (ohne Rom) und Thessaloniki

Michael Meisegeier

Gegenstand des ersten Teils meines Aufsatzes waren die „frühchristlichen“ Kirchenbauten in Konstantinopel, Jerusalem und Bethlehem sowie in Rom.

Ravenna

Natürlich gibt es auch andernorts angeblich Frühchristliches. Da wäre an erster Stelle Ravenna zu nennen. Ravenna ist von 402 bis 476 Hauptresidenz der weströmischen Kaiser (401 verlegte Honorius seinen Hof von Mailand nach Ravenna). 408 belagern die Westgoten unter Alarich die Residenz. Von 476 bis ca. 540 regierten die Ostgoten in Ravenna (Odoaker 476–493, Theoderich 493–526).

Ravenna gehört schon ab 540 wieder zu Ostrom bis zur Ablösung durch die Ottonen im 10. Jh. (967 Reichstag unter Kaiser Otto I.). Die Einnahme der Stadt durch die Langobarden im Jahr 751 fällt der Phantomzeit zum Opfer und hat mit Sicherheit nie stattgefunden. Im 11. Jh. gehört Ravenna dem Städtebund mit Ancona, Fano, Pesaro, Senigallia und Rimini an.

Die traditionelle Forschung sieht einen vorjustinianischen Kirchenbau in Ravenna sowohl zur Zeit, als Ravenna Hauptresidenz des Weströmischen Reiches war, also unter Honorius und Galla Placidia, als auch nach 493 unter Theoderich. Hatte Honorius nach seinem Rückzug aus dem unsicheren Mailand tatsächlich die Muße, sich mit dem Bau von Kirchen zu beschäftigen? Er hatte noch ein anderes Problem:

„Während der sehr wichtigen Jahre zwischen 407 und 413 wurde Kaiser Honorius (mit Sitz in Italien), oftmals gleichzeitig, von einer verwirrenden Abfolge von Usurpatoren herausgefordert“ [Ward-Perkins, 53].

Ich erachte sowohl den Kirchenbau unter Honorius und Galla Placidia, als auch später unter Theoderich als späteres christliches Konstrukt. Das Motiv? Vielleicht durfte der nach der Eroberung durch Ostrom unter Justinian errichtete Bau von San Vitale nicht als erster Kirchenbau Ravennas in die Geschichte eingehen. Den Emanzipationsbestrebungen der römischen Kirche im 10. Jh. wäre ein erster Kirchenbau durch Justinian sicher ein Dorn im Auge gewesen. Zum angeblichen arianischen Christentum der germanischen Invasoren siehe Teil 1. Als Christ hätte Theoderich sicher kein heidnisches Mausoleum als Grabmal für sich errichten lassen, sondern sich in 'seiner' Kirche bestatten lassen.

Erst nach der Einnahme Ravennas durch Ostrom, d. h. nach 540, waren die Bedingungen für einen monumentalen Kirchenbau in Ravenna gegeben.

Traditionell ist für Ravenna eine stattliche Anzahl an angeblich frühchristlichen Kirchenbauten überliefert. Ravenna steht damit Rom kaum nach. Sehen wir uns die angeblichen frühchristlichen Bauten Ravennas an:

San Giovanni Evangelista: Sie soll die älteste Basilika in Ravenna und von Galla Placidia gegründet worden sein. Leider sind kaum frühchristliche Bauteile erhalten. Die Kämpfer über den Säulenkapitellen des Mittelschiffs sollen die ältesten (!) Ravennas sein. Die Kirche zeigt heute den Zustand der Restaurierung von 1921. Im 2. Weltkrieg wurde sie sehr stark zerstört und danach wieder aufgebaut. Die Untergeschosse des über dem westlichen Joch des südlichen Seitenschiffs errichteten Campanile werden dem 10. Jh. zugeordnet. Das Triforium soll der Zeit um 1000 angehören. Der nicht erhaltene Mosaikschmuck soll die Gründungslegende der Galla Placidia erzählt haben. Es gab angeblich unterhalb des heutigen Fußbodens zwei tiefer liegende Fußbodenebenen, eine vom angeblichen Gründungsbau und eine frühmittelalterliche (ca. 1,75 m tief, 10./11. Jh.). Von beiden Fußböden sind nur spärliche Fragmente erhalten (nicht in situ). Mit dem Anheben des Fußbodenniveaus sollen auch die Mittelschiffssäulen erhöht worden sein. Insgesamt ist aufgrund der dürftigen Reste keine sichere Beurteilung möglich. Auffällig ist der fast identische Grundriss mit Sant'Apollinare in Classe und Sant'Apollinare Nuovo, die ich in das 10./11. Jh. datiere (s. u.). Meiner Meinung nach ist die Gründung im 10./11. Jh. erfolgt, womit der Campanile und das Triforium zum Gründungsbau gehörten. Die frühchristliche Gründung ist legendär.

Auch denke ich, dass der Fußboden nur einmal erhöht worden ist – wie bei verschiedenen anderen ravennatischen Bauten. Der mittelalterliche Fußbodenschmuck dürfte zum Gründungsbau gehören. Das tiefere Fußbodenniveau könnte von der vorherigen Bebauung stammen. Schließlich ist die Kirche innerhalb des Stadtgebiets errichtet worden, was eine ursprüngliche Bebauung sehr wahrscheinlich macht. Die Erhöhung des Fußbodens wird wie bei anderen ravennatischen Kirchen im 16. Jh. erfolgt sein. Außer der Gründungslegende gibt es nichts Frühchristliches. Die Säulen und Kapitelle könnten wiederverwendete Bauteile aus antiken Bauwerken sein. Sie weisen nicht zwingend auf einen frühchristlichen Kirchenbau hin.

Baptisterium des Neon oder Baptisterium der Orthodoxen: Angeblich von Bischof Ursus Anfang des 5. Jh. als Baptisterium für seinen gleichzeitigen Dom, der nicht erhalten ist, erbaut. Die Mosaikausschmückung soll um 450 erfolgt sein. Die Kuppel soll im Rahmen einer Erweiterung Ende des 5. Jh. errichtet worden sein. Das ursprüngliche Fußbodenniveau lag 3 m tiefer. Die Wandmosaiken zeigen die zwölf Apostel.

Auffällig ist die Außenfassade im oberen Bereich. Sie zeigt eine Gestaltung, die in frühromanischer Zeit besonders in den Gebieten südlich der Pyrenäen und der Alpen (Mittel- u. Oberitalien) verbreitet ist (von J. PUIG I CADA-FALCH 1935 als „Premier Art Roman“ bezeichnet). Ich denke, dass wir hier kein frühchristliches Bauwerk vor uns haben, sondern ein Werk des 11. oder sogar 12. Jh.

Das Kuppelmosaik wirkt sowohl von der Komposition als auch von der Darstellung der Figuren ungenau. Vom Motiv her ist das Kuppelmosaik im Wesentlichen eine Nachahmung des Kuppelmotivs im Baptisterium der Arianer.

Die Stuckdekoration in der Zone unterhalb der Kuppel könnte man auch der Renaissance zuordnen. Auch hier sind gestalterische Mängel offensichtlich, so dass mit Sicherheit nicht die besten Künstler am Werk waren. Für ein provinzielles Werk des 11./12. Jh. sicher nicht außergewöhnlich.

Mausoleum der Galla Placidia: Ein kleiner kreuzförmiger Bau, der als späterer (im 2. Viertel des 5. Jh.) südlicher Anbau an den Narthex der früheren, nicht mehr bestehenden Kirche S. Croce errichtet worden sein soll. Das Kuppelmosaik mit lateinischen Kreuz und den Evangelistensymbolen, die Mosaiken des Kuppeltambour mit acht Aposteln. Die Lünettenmosaiken: In der südlichen Lünette der hl. Laurentius mit dem Feuerrost als Hinweis auf sein Martyrium, in der nördlichen Lünette über dem Eingang der jugendliche Christus als guter Hirte mit dem Kreuzzepter inmitten einer Schafherde. Die Mosaiken in den Lünetten, insbesondere das der nördlichen Lünette mit Christus als guten Hirten, scheinen ikonographisch älter.

Die Kirche **S. Croce** soll einen kreuzförmigen Grundriss [Bustacchini, 69] besessen haben und als Hofkapelle durch Galla Placidia errichtet worden sein. Der kleine Anbau sollte ihr angeblich als Mausoleum dienen, wobei sicher ist, dass sie nie in diesem Bau bestattet wurde. Auch halte ich eine Funktion als Mausoleum für unglaubwürdig. Dazu ist der kleine Bau für eine Halbschwester Kaiser Honorius und Regentin des noch unmündigen Kaisers Valentinian III., auch im Vergleich mit den wesentlich stattlicheren Bauten früherer Herrscher, viel zu bescheiden.

„Galla Placidia starb 450 in Rom, wo sie fast mit Gewissheit im Mausoleum der theodosianischen Familie in S. Peter im Vatikan bestattet ist“ [Salera-Führer, 86].

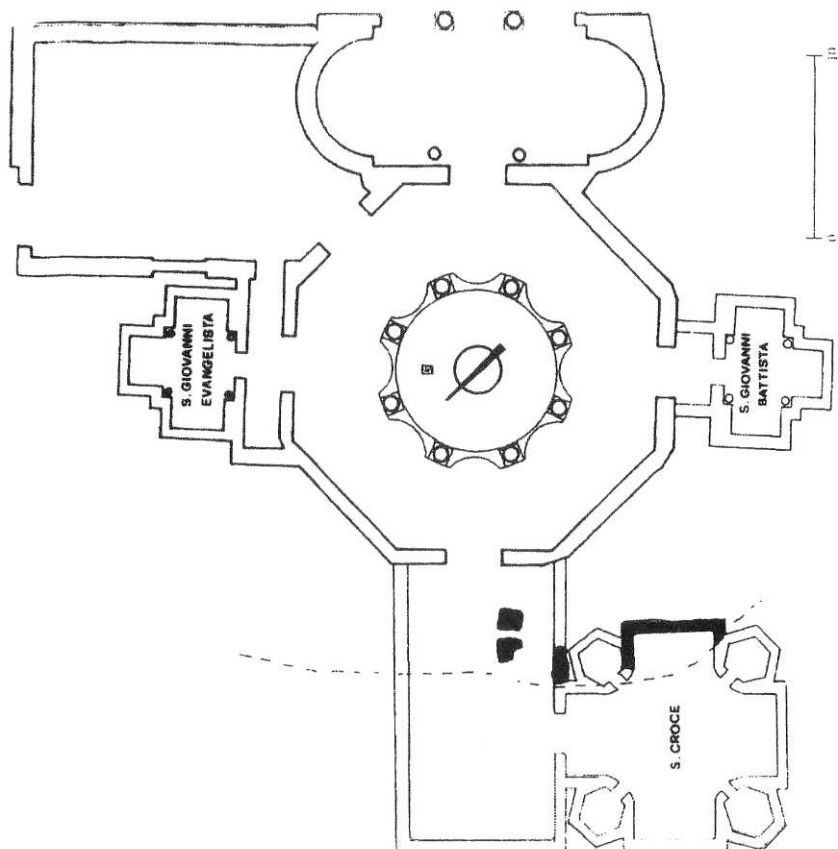
Ich denke eher an eine kleine Kapelle zur Verehrung des Märtyrers Laurentius. Die Kirche S. Croce ist nicht mehr erhalten, so dass eine Beurteilung ihrer Bauzeit schwer fällt. Der kleine kreuzförmige Anbau des „Mausoleums der Galla Placidia“ gleicht auffällig ähnlichen Anbauten an das Lateransbaptisterium S. Giovanni in Fonte in Rom. Dort sind an den Bau des Baptisteriums

im Nordosten und Südwesten kleine kreuzförmige Kapellen angebaut, die einmal S. Giovanni Evangelista und zum anderen S. Giovanni Battista gewidmet sind. Eine auffällige Übereinstimmung: Der nordwestlich an das Lateranbaptisterium angebaute Saal besitzt einen größeren kreuzförmigen Kapellenanbau S. Croce. Da ich sowohl das Lateranbaptisterium als auch die Laterankirche als Bauten des 10./11. Jh. sehe, möchte ich auch für das so genannte Mausoleum der Galla Placidia und die nicht mehr bestehende Kirche S. Croce das 10./11. Jh. als Bauzeit vorschlagen.

Meines Erachtens sprechen auch die ikonographisch älter wirkenden Mosaiken im „Mausoleum der Galla Placidia“ nicht gegen die späte Datierung. Bildliche Darstellungen mit Christus als guten Hirten verweisen nicht zwingend in eine frühere Zeit. Solche ältere Bildthemen sind logischerweise noch längere Zeit parallel zu den neueren Bildthemen zu finden. Durch den Entfall der Phantomzeit schließt sich das 10. Jh. unmittelbar dem 6. Jh. an.

Erzbischöfliche Kapelle: Die Erzbischöfliche Kapelle ist eine kleine kreuzförmige Kapelle mit Apsis nach Norden und Narthex im Süden. Sie ist dem hl. Andreas geweiht. Sie soll die Privatkapelle der Bischöfe gewesen und zur Zeit Theoderichs errichtet worden sein. Die Apsis wurde zu Beginn des 20. Jh. erneuert. Die angebliche Erbauung unter Theoderich ist nicht aufrecht zu erhalten. In welchem baulichen Zusammenhang befand sich die kleine Kapelle? Sie liegt unmittelbar östlich der Südostecke des heutigen Doms, also Anfang des 6. Jh. unmittelbar östlich der angeblichen Basilika Ursiana. Das ursprüngliche Bodenniveau des Vorgängerbaus des Doms (um 1000) lag mehr als 2 m tiefer. Die Basilika Ursiana müsste also mindestens ebenso tief gelegen haben. Für die erzbischöfliche Kapelle ist von einer Anhebung des Fußbodens nirgendwo Rede. Sie befindet sich etwa auf dem Niveau des heutigen Domes. Lag sie ursprünglich ca. 3 m oberhalb des Fußbodenniveaus der Basilika Ursiana und des Neubaus um 1000? Dann müssten unter ihr entsprechende Substruktionen sein. Aufgrund der unmittelbaren Nähe zur Kirche ist eine Gründung ohne solche nicht möglich. Oder ist die Kapelle erst im oder nach dem 16. Jh. errichtet worden? Die Bemerkung von BENDAZZI/RICCI [181], dass das Mosaik in einem ausgezeichneten Erhaltungszustand sei und das ganze Werk zweifellos von einem hervorragenden Künstler stammt, stützt vielleicht meine letzte Vermutung.

Sant'Apollinare Nuovo: Sant'Apollinare Nuovo soll nach der Überlieferung eine Stiftung Theoderichs und 561 katholisiert worden sein. Eine Inschrift innen an der Westwand, die ursprünglich in der Apsis des 6. Jh. angebracht gewesen sein soll, benennt Theoderich als Erbauer. Das Patrozinium des hl. Apollinaris trägt die Kirche angeblich erst seit der Reliquienüberführung in der 2. H. des 9. Jh. Der Gründungsbau soll Christus, dem



Rom, Lateranbaptisterium S. Giovanni in Fonte [Brandenburg, 264]

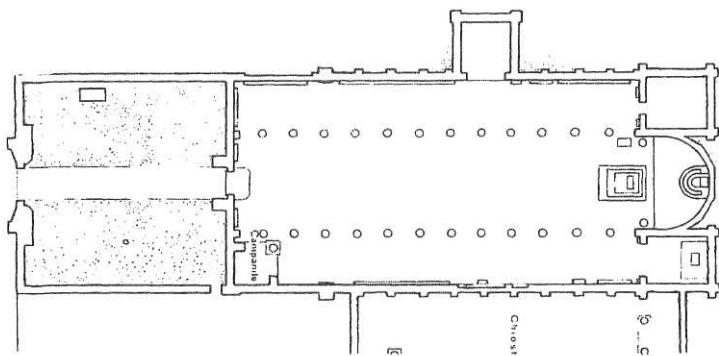
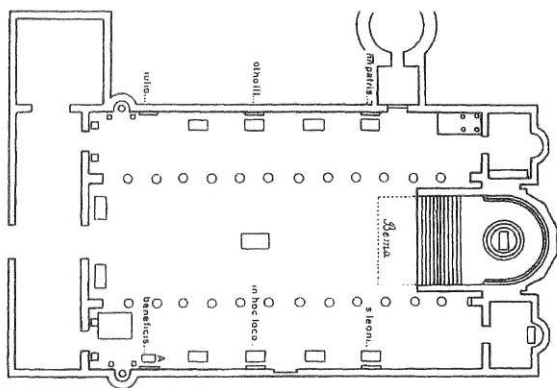
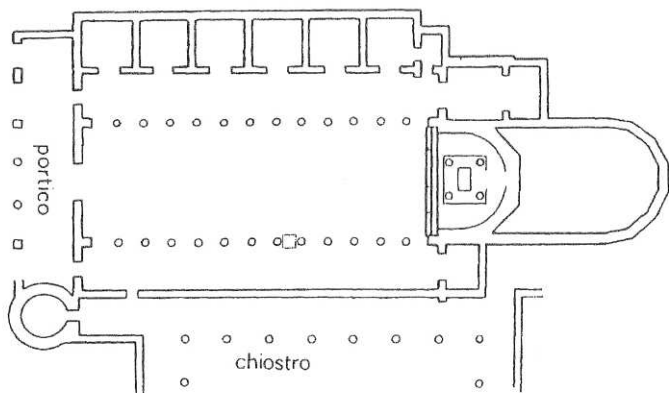
Erlöser, und nach der Rückeroberung durch Justinian dem hl. Martin geweiht gewesen sein. Der Zusatz „Nuovo“ im Namen soll sich nicht auf Sant' Apollinare in Classe beziehen, sondern auf eine kleine alte Kirche Sant' Apollinare in Veclo.

Der Campanile soll dem beginnenden 11. Jh. angehören. Im Ersten Weltkrieg wurde der Portikus durch eine Bombe zerstört. 1955 wurden nach dem Einsturz des Mittelschiffs beträchtliche Konsolidierungsarbeiten durchgeführt [Bustacchini, 105].

Auch hier wurde der Fußboden im 16. Jh. (1514–1520) höher gelegt, und zwar um 1,20 m. Dabei sollen aus der über den Arkaden befindlichen Mauerzone neue Arkaden herausgearbeitet worden sein. Dies ging zu Lasten der direkt unter dem Mosaikfries befindlichen Mauerzone, die angeblich ebenfalls mit vergoldetem Schmuck oder auch Mosaiken geschmückt war [Bendazzi/Ricci, 135]. Eine solche Verfahrensweise wird auch für San Michele in Affricisco beschrieben [Effenberger, 25]. Diese Arbeiten sollen zu dem späteren Einsturz des Mittelschiffs beigetragen haben [Bustacchini, 105].

Für mich scheint die überlieferte Geschichte der Kirche konstruiert. Die o. a. Inschrift ist sicher kein ausreichender Beleg für die Gründung zur Zeit Theoderichs. Wie oben bereits ausgeführt, waren weder die Goten noch Theoderich Christen und haben schon aus diesem Grund keine Kirchen gegründet. Warum erfolgte die Katholisierung erst 561? Ravenna wurde um 540 von Ostrom eingenommen. Die Katholisierung hätte unverzüglich erfolgen müssen. Ein jahrzehntelanges Nebeneinander „arianischer“ und katholischer Kultstätten ist unverständlich. Ich denke, dass wir es hier mit einer konstruierten Vorgeschichte zu tun haben.

Die vehemente Behauptung, dass sich „Nuovo“ nicht auf Sant' Apollinare in Classe bezieht, verweist m. E. besonders darauf. Sant' Apollinare in Classe lag außerhalb der Stadtmauern Ravennas. Im 10. Jh., in das ich den Bau von S. Apollinare verorte, hatte sicher der Hafen von Classe seine Bedeutung verloren. Ostrom war von der Apenninhalbinsel weitestgehend verdrängt. Diese Entfernung zur Stadt Ravenna brachte sicher infrastrukturelle Probleme mit sich. Die Pilgerscharen brauchten Unterkunft, Verpflegung etc., was außerhalb der Stadt schwierig zu bewerkstelligen war. Auch sollten die Einnahmen aus dem Zustrom der Pilger ausschließlich der Stadt zugute kommen. Möglicherweise war dieser abseitige Standort auch Piratenangriffen besonders ausgesetzt. Man verbrachte die Reliquien des hl. Apollinaris hinter die Stadtmauern von Ravenna und erbaute eine neue Kirche zur Aufbewahrung und Präsentation der Reliquien. Die neue Kirche hatte dieselbe Grundrisslösung, drei Schiffe, zwölf Säulenpaare im Mittelschiff, polygonale Apsis und Ringkrypta ähnlich Sant' Apollinare in Classe. Zur Krypta schreiben BENDAZZI/RICCI [136]:



Ravenna, Grundrisse: Sant'Apollinare Nuovo; Sant'Apollinare in Classe, San Giovanni Evangelista [Bendazzi/Ricci, 122, 209, 120]

„Sie hat die Form eines halben Ringes und ähnelt folglich der von Sant’ Apollinare in Classe, ist aber wohl etwas jünger als diese, hat ein Tonnengewölbe und besaß einen Mittelgang, der vielleicht nicht in die Kirche führte, sondern von ihr getrennt war durch ein Fenster.“

Die Verlegung der Reliquien in die Stadt und damit der Kirchenbau kann nicht allzu lange Zeit nach der Innutzungnahme von Sant’ Apollinare in Classe erfolgt sein. Die Wahl derselben Grundrisslösung und die Ringkrypta sind Beleg dafür. Ich denke, dass die Verlegung um 1000 erfolgt sein muss. Die Errichtung des Campanile Anfang des 11. Jh. erfolgte sicher zuletzt. Ein Indiz für die Gründung im 10. Jh. könnte das Patrozinium des hl. Martin sein. Der hl. Martin als Hauptheiliger des Frankenreiches ist für den oströmischen Bereich und auch für Italien äußerst ungewöhnlich. Vor dem Hintergrund jedoch, dass im 10. Jh. die Ottonen als Herrscher des ostfränkischen Reichs in Ravenna die Herrschaft übernehmen, würde das Patrozinium eines fränkischen Heiligen nicht mehr verwundern.

BENDAZZI/RICCI datieren die Mosaiken mit dem Zug der 22 Jungfrauen und den hl. Drei Königen und diejenigen der 26 Märtyrer in justinianische Zeit. Sie hielten folgende Erklärung für erforderlich:

„[...] während sich die Mosaikkünstler der Zeit Justinians nach den Gesetzen einer neuen Kunstvorstellung ausdrückten, die wir byzantinisch nennen, die die Tendenz hat, die menschliche Figur zu stilisieren, sie zu entmaterialisieren und also gleichsam zu vergeistigen, indem die Künstler sie in eine unwirkliche goldene Atmosphäre tauchen, wodurch sich diese Kunst der musikalischen Abstraktion nähert, nämlich durch ihren ständig wiederholten Rhythmus und durch regelmäßige Intervalle“ [Bendazzi/Ricci, 130].

Die Beschreibung ist vom Grundsatz her zutreffend, jedoch noch nicht für die Zeit Justinians, sondern um einiges später. Für die Jahrtausendwende kann dem voll zugestimmt werden. Die byzantinische Darstellung der thronenden Maria mit dem frontal auf ihren Knien sitzenden Kind gehört für mich der frühen Romanik an. Die Mosaiken am westlichen Ende des Jungfrauenzuges als auch des Märtyrerzuges sind für mich ikonographisch unverständlich. Wieso kommt der Jungfrauenzug aus Classe, wieso der Märtyrerzug aus dem Palast des Theoderich, wie BENDAZZI/RICCI [131 f.] die Stadtdarstellungen interpretieren? Sind diese Mosaiken vielleicht spätere Zutaten? An den Stadtdarstellungen scheinen auch die größten nachträglichen Änderungen vorgenommen worden sein.

Nach traditioneller Erklärung wurden hier „arianische“ Darstellungen bzw. Personen, die für den „Arianismus“ stehen, in justinianischer Zeit entfernt. Es könnten aber auch während einer späteren Restaurierung, z. B. im 19. Jh. Personen entfernt worden sein, die der Bauzeit um 1000 entstammten

und der Legende der Gründung durch Theoderich entgegenstanden. Beispiele solcher 'Korrekturen' sind nicht so selten. Merkwürdig ist, dass die 'Korrekturen' in der Stadtmauer von Classe nicht mit Mosiksteinen aus Glas, sondern aus Marmor erfolgt sind [Bustacchini, 118]. Zu justinianischer Zeit dürfte eine solche Verfahrensweise undenkbar sein. Die vielleicht noch spätantik wirkenden Mosaiken mit der Lebensgeschichte Jesu sind für mich auch noch um 1000 vorstellbar. Wir müssen bedenken, dass die Mosaikkunst in Ravenna auf eine lange Tradition zurückblickt und sogar noch 1916 hervorragende Mosaizisten aus Ravenna bei der notwendig gewordenen Ergänzung der 1916 zerstörten Mosaiken tätig waren. Es gab mit Sicherheit um 1000 verschiedene Werkstätten, die sich in ihrem Stil unterschieden, die einen moderner, die anderen traditioneller. Vielleicht wurde auch bewusst ein älterer Stil für die Mosaiken der Lebensgeschichte Jesu gewählt. Der noch um 1000 und im 11./12. Jh. hohe Stand der Mosaikkunst ist an den etwa zeitgleichen Bauten in der Nähe Ravennas, wie San Marco in Venedig und Torcello bei Venedig zu sehen, wobei z. B. in San Marco die höhere künstlerische Qualität und der stärkere byzantinische Einfluss deutlich hervortreten.

Ich denke, dass die Kunstgeschichte ein generelles Problem mit der zeitlichen Einordnung der Mosaikkunst in Italien hat. Im 10. und 11. Jh. ist für sie die ehemals hohe antike Kunstfertigkeit nicht mehr vorhanden. Sie ist in den „dunklen Jahrhunderten“ verloren gegangen. Dadurch werden von ihr qualitativ hochwertige Mosaiken i. d. R. in antike Zeit datiert, da dem 10./11. Jh. eine solche Qualität nicht zugetraut wird. Beim Streichen der „dunklen Jahrhunderte“ (= Phantomzeit) ist der unmittelbare Anschluss an die Spätantike wieder gegeben. Von der Kunstgeschichte ist die Einschätzung des 10./11. Jh. diesbezüglich sicher neu zu überdenken.

Baptisterium der Arianer: Angeblich auch eine Gründung Theoderichs von Ende 5.Jh./Anfang 6. Jh. Die Katholisierung soll 556 durch kaiserliches Edikt erfolgt sein. Ursprünglich war das Bauwerk von einem gewölbten Wandelgang umgeben, der in Resten noch erkennbar ist. Das Kuppelmosaik zeigt im Zentrum die Taufe Christi und darunter eine Apostelprozession. Der ursprüngliche Fußboden lag 2,3 m unter Straßenniveau. Abgesehen davon, dass unter Theoderich nach meiner Meinung kein Kirchenbau und auch kein Baptisterium errichtet wurden, stellt sich für mich auch hier die Frage, wieso die Katholisierung erst 16 Jahre nach der Wiedereinnahme durch Ostrom erfolgt sein soll. Bei dem Mosaik sind zwei verschiedene Künstler (zeitgleich?) am Werk gewesen. Die Apostel tragen hier zum allerersten Mal in der Kunstgeschichte einen Heiligenschein. Ein Indiz für die zu frühe Einordnung? Im Übrigen erinnert der Grundriss an San Vitale in Kleinformat. Der erhaltene Kernbau ist auch ein Oktogon, aus dem die Apsiden oder Nischen herausragen. Vielleicht waren die Wände zum umgebenden achtecki-

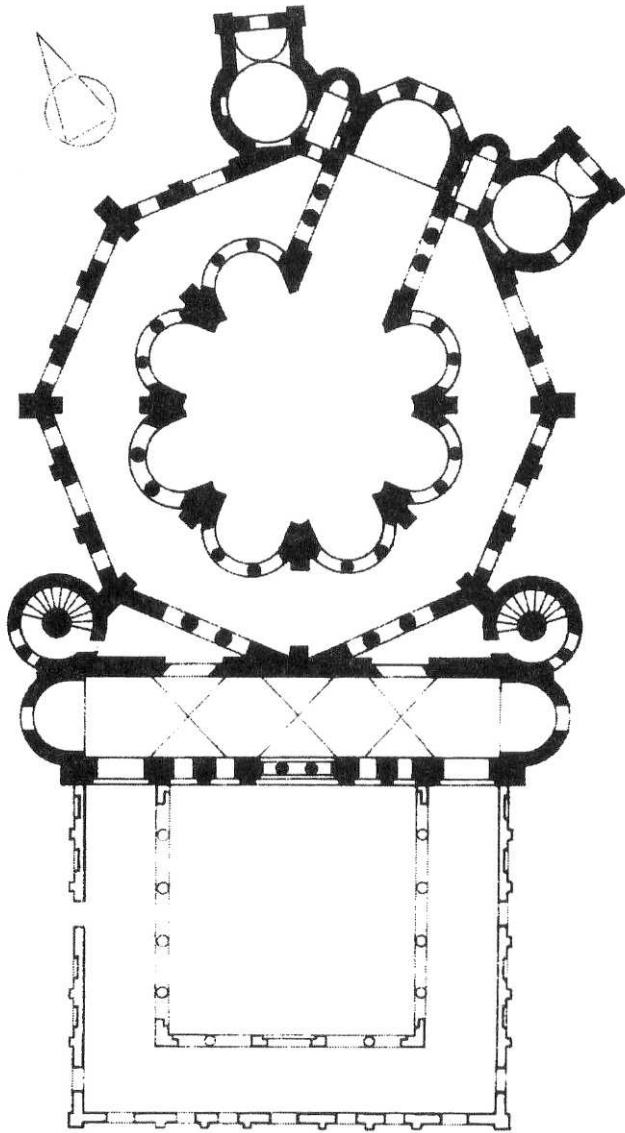
gem Umgang früher geöffnet? Ist dieser Bau eventuell von San Vitale inspiriert und damit zeitlich nach San Vitale einzuordnen?

Spirito Santo: Sie soll die „alte Kathedrale des arianischen Kultus“ gewesen sein und von Theoderich Anfang des 6. Jh. gegründet worden sein [Bustacchini, 105]. Dreischiffige Säulenbasilika mit 14 Säulenpaaren. Vom Ursprungsbau sei wenig erhalten. Die Kapitelle und Kämpfer sollen noch aus der Zeit Theoderichs sein. Mit diesen wenigen Angaben ist eine zeitliche Einordnung kaum möglich. Ich sehe auch keinen Ansatz für eine Datierung in vorjustinianische Zeit. Das derzeitige Erscheinungsbild lässt an eine Datierung in das 10./11. Jh. denken.

San Vitale: Der Baubeginn von San Vitale soll 526/27 unter Bischof Ecclesius erfolgt sein, der die Idee des Zentralbaus von seinem Aufenthalt in Konstantinopel mitgebracht haben soll. Es ist soweit zutreffend, dass die Bauform offensichtlich aus Konstantinopel importiert wurde. Die Kirche Sergios und Bakchos zeigt eine gleiche Grundrissgestaltung. Diese soll unmittelbar nach der Thronbesteigung Justinians im Jahr 527 begonnen worden sein, wobei ich von einer späteren Datierung ausgehe. Damit erscheint ein Baubeginn von San Vitale im selben Jahr völlig unwahrscheinlich. Die Idee müsste dann von einer anderen Konstantinopeler Kirche kommen, die unbekannt ist. Zum anderen ist die Errichtung eines solchen komplizierten Zentralbaus nur aufgrund einer Idee nicht vorstellbar. Für den Entwurf und die Bauausführung sind erfahrene Architekten und Bauhandwerker notwendig.

Wo sollen die um 527 in Ravenna her sein? Denkbar wäre der Import solcher Spezialisten aus Konstantinopel, das aber nicht vor der justinianischen Rückeroberung. Vermutlich ist San Vitale unmittelbar nach 540 begonnen worden. Ihr Bau könnte von Justinian angewiesen und befördert worden sein. Die notwendigen Spezialisten sandte er aus Konstantinopel nach Ravenna. Als Bauherr ließ er sich und die kaiserliche Familie gebührend in der Kirche verherrlichen.

Ich gehe davon aus, dass dieser Bau ursprünglich noch nicht das Patrozinium des Hl. Vitalis besaß. Meines Wissens taucht der Hl. Vitalis im Bildschmuck der Kirche nur ein einziges Mal auf: in der Kalotte der Hauptapsis. Auffällig ist, dass das Mosaik der Hauptapsis stilistisch von den anderen Mosaiken des Presbyteriums stark abweicht. Die offizielle Begründung hierfür ist, dass ein Künstler mit byzantinischem Einfluss zu Werke war, während die Mosaiken des Presbyteriums eindeutig der römisch-hellenistischen Tradition entstammen. Das Apsismosaik wird darüber hinaus bezüglich der „idyllischen Atmosphäre“ mit den Mosaiken von Sant'Apollinare in Classe verglichen [Bustacchini, 50]. Meiner Meinung nach ist das Mosaik der Hauptapsis später entstanden, nämlich im 10. Jh. Die Übergabe der Märtyrerkrone durch



Ravenna, S. Vitale. Grundriss [Effenberger, 245]

Christus an den Hl. Vitalis verweist für mich frühestens in das 10. Jh. Mit der Entstehung im 10. Jh. wäre es zeitgleich mit Sant'Apollinare in Classe (s. u.). Möglicherweise wurde ein ursprüngliches Apsismosaik – welches wir nicht kennen – durch dieses ersetzt. Wahrscheinlich erfolgte die Übertragung des Patroziniums des Hl. Vitalis erst mit der Gründung des Benediktiner-Klosters San Vitale, das erst seit dem 10. Jh. bezeugt ist. Eine Liste der Äbte beginnt ebenfalls erst im 10. Jh. [Bendazzi/Ricci, 20].

Sant'Apollinare in Classe: Die Weihe soll im Jahr 549 stattgefunden haben. Die Krypta soll aus dem 9. Jh., der Campanile aus dem 10. Jh. stammen. Somit haben wir mit Sant'Apollinare in Classe schon nach der traditionellen Forschung keinen vorjustinianischen Bau vor uns. Trotzdem denke ich, dass man sich diesen Bau etwas genauer ansehen sollte. Was spricht eigentlich außer dem überlieferten Weihedatum für das 6. Jh.? Wir haben eine dreischiffige Säulenbasilika vor uns, die bis ins 12. Jh. vorkommt. Die Kirche ist als Memorialbasilika „neben einem christlichen Friedhof“ [Bustacchini, 139] errichtet worden. Die halbringförmige Krypta mit einem mittigen, längs verlaufenden Gang, der ursprünglich angeblich in das Mittelschiff führte, soll Mitte des 9. Jh. nachträglich eingefügt worden sein. Sehr wahrscheinlich haben wir hier eine ziemlich reine Ringkrypta mit Grabstollen, Confessio und Fenestella vor uns. M. E. gab es ursprünglich keinen Durchgang zum Mittelschiff. Möglicherweise befand sich in der Wand zwischen Gang und Mittelschiff die Fenestella, durch die die Gläubigen vom Mittelschiff aus das Heiligengrab einsehen und ihre Devotionalien in die Confessio reichen konnten. Die früheste dieser Anlagen kennen wir aus Alt-St. Peter in Rom, welche im 7. Jh. (= 10. Jh.) errichtet wurde. Damit rückt für mich die Errichtung der Ringkrypta in Sant'Apollinare in Classe ebenfalls in das 7./10. Jh. An einen Vorläufer vor Alt-St. Peter kann ich nicht glauben. Nach meiner Auffassung sind reine Ringkrypten im 11. Jh. nicht mehr zu finden, so dass die Bauzeit der Krypta auf das 10. Jh. eingegrenzt werden kann. Da eine Memorialbasilika ohne Heiligengrab eigentlich keinen Sinn macht, dürfte die Kryptenanlage zum Ursprungsbau gehören und ist nicht nachträglich eingefügt worden. Damit rückt für mich die Gründung von Sant'Apollinare in Classe ins 10. Jh.

Wenn man sich den Mosaikschmuck betrachtet, so spricht gegen eine Datierung in das 7./10. Jh. relativ wenig. Außer den Mosaiken in der Apsiskalotte mit der Verklärung Christi am Berg Tabor, den vier Bischofsfiguren zwischen den Fenstern und den Bildnissen der Erzengel Gabriel und Michael sind sämtliche anderen Mosaiken bereits in der traditionellen Datierung Werke des 7., 9., 11. oder sogar 12. Jh. [Bendazzi/Ricci, 209 ff.]. Zum Mosaik der Apsiskalotte bemerkt BUSTACCHINI [141]: „Blumen so groß wie Bäume und riesige Schafe; Abstraktionen, die dem mittelalterlichen Kunstverständnis vorgeifen“. Ich meine, dass wir hier keinen Vorgriff auf das mittelalterliche

Kunstverständnis vorliegen haben, sondern einfach ein frühmittelalterliches Kunstwerk betrachten. Im Übrigen sieht BUSTACCHINI [141] nur in den Mosaiken zwischen den Fenstern eine Dekoration aus der Bauzeit Mitte des 6. Jh. Hier dürfte er irren. Aus der Bauzeit ja, aber aus dem 10. Jh., möglicherweise von einem Künstler, der der traditionellen Darstellungsweise noch verbunden war. Wir reden hier von einem Zeitunterschied von ca. 100 Jahren.

Santa Maria Maggiore: Errichtung angeblich durch Bischof Ecclesius „um die Jahre 525–532“ [Bendazzi/Ricci, 86]. Der Glockenturm soll dem 9./10. Jh. angehören. Der Ursprungsbau soll eine dreischiffige Kirche mit Querhaus gewesen sein. In der Apsis befand sich ein Mosaik, das die Mutter Gottes darstellte [ebd. 86]. Die alte Apsis ist noch erhalten, „außerdem noch die zwölf Säulen aus griechischem Marmor und die dazugehörigen byzantinischen Kapitelle aus dem VI. Jhd.“ [ebd. 86 f.] in Wiederverwendung. Heutiger Bau von 1671. Eine Datierung des Gründungsbaus aufgrund der wenigen Angaben erscheint schwierig. Ausgesprochen exotisch das angeblich ursprünglich vorhandene Querhaus. Es wäre das einzige Querhaus einer ravennatischen Kirche. Falls diese Angabe zutrifft, wäre m. E. frühestens an eine romanische Entstehung zu denken, was sicher nicht abwegig ist. Da die Glockentürme offensichtlich generell zu früh angesetzt sind, wäre auch an Gleichzeitigkeit von Kirche und Glockenturm zu denken.

San Francesco: Der heutige Bau geht auf einen angeblichen Wiederaufbau um 1000 zurück. Der Grundriss gleicht auffällig den Kirchen San Giovanni Evangelista, Sant'Apollinare in Classe und Sant'Apollinare Nuovo, die ich alle dem 10./11. Jh. zuordne (s. d.). Der Glockenturm steht wie bei S. Giovanni Evangelista über dem westlichen Joch des südlichen Seitenschiffs. Seine Errichtung wird in das 9. bis 11. Jh. datiert. „Vom ursprünglichen Bau ist so gut wie nichts erhalten“ [Bendazzi/Ricci, 101]. Der Fußboden des Ursprungsbaus lag angeblich 3,6 m tiefer. Darüber gibt es einen Fußboden aus dem 11. Jh., der 1,7 m unter dem heutigen Fußboden lag. Das östliche Säulenpaar steht auf diesem Niveau, ebenso der Fußboden der dreischiffigen Halbkrypta. Die heutige Fußbodenhöhe wurde Anfang des 16. Jh. hergestellt, wie bei den übrigen ravennatischen Kirchen. Wenn das östliche Säulenpaar auf der Ebene des Kryptafußbodens steht, dann war die Krypta im Bau des 11. Jh., sofern sie zum Bau des 11. Jh. gehört, nicht eingetieft, d. h. sie hat in voller Höhe herausgeragt, womit der Chorfußboden sehr erhöht gewesen sein muss. Eine solche Lösung ist für das 11. Jh. ungewöhnlich, möglicherweise aber wegen dem hohen Grundwasserstand gewählt worden. Denkbar ist aber auch, dass der Bau des 11. Jh. gar keine Krypta hatte und diese erst bei Anhebung des Fußbodens im 16. Jh. zur Schaffung eines erhöhten Chores aus Spolien errichtet worden ist, wobei man den damals sicher noch zeitweiligen

Grundwasserstand in der Krypta in Kauf genommen hat. Die zusammengestoppelten Stützen der Krypta könnten ein Indiz dafür sein. Vorstellbar ist, dass man im 16. Jh. einen alten Zustand für diesen Ort, an dem angeblich einst das Grabmal des Bischofs Neon stand und an dem im Mosaikfußboden eine diesbezügliche Inschrift sich noch heute befindet [ebd. 103], vortäuschen wollte. Das in 3,6 m Tiefe aufgefundene Fußbodenniveau gehört mit Sicherheit zu einer vorherigen an diesem Ort vorhandenen Bebauung. Ein Beleg, dass das eine Kirche war, existiert m. E. außer in späteren Schriftquellen oder Inschriften nicht. Die angeblich ursprünglich vorhandenen, nicht erhaltenen Mosaiken mit Darstellungen von Petrus und Paulus könnten auf die römischen Märtyrerkirchen des 10./11. Jh. hinweisen.

Sant'Agata: Angeblich gegen Ende des 5. Jh. erbaut. Durch spätere Umbauten stark verändert. Dreischiffige Kirche mit zehn Säulenpaaren. Alle Kapitelle und Kämpfer ganz verschieden, z. B. Kompositkapitell, korinthisches Kapitell mit Akanthusblättern, korinthischen Leierkapitell, Kapitelle aus der Renaissance. Fußbodenerhöhung Ende des 15./Anfang des 16. Jh. [Bendazzi/Ricci, 107] analog zu anderen ravennatischen Bauten. Erhalten vom Bau des 5. Jh. sollen der untere Teil der Apsis und Mauern des nördlichen Seitenschiffs sein, sowie Mosaikfragmente der Apsis, des Triumphbogens und des Fußbodens. Die Mosaiken sollen den thronenden Christus zwischen zwei Erzengeln dargestellt haben. Die dürftigen Reste erlauben keine zeitliche Einordnung. Für eine Erbauung im 5. Jh. kann ich aber auch keinen Beleg erkennen. Der Grundriss und das Sammelsurium an Kapitellen und Kämpfern sprechen eher gegen eine frühe Entstehung.

Dom: Angeblich die erste große katholische Kirche Ravennas, geweiht zu Beginn des 5. Jh. durch Bischof Ursus, deshalb auch **Basilika Ursiana** genannt. Sie soll eine fünfschiffige Basilika ohne Querhaus gewesen sein.

„Im Laufe der Zeit machte sie so viele Restaurierungen und Veränderungen durch, dass sie ihren ursprünglichen Charakter fast verlor und den einer Basilika des 9.-10. Jhds. annahm“ [Bendazzi/Ricci, 189].

1733/34 wurde sie abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. Vom Gründungsbau ist so gut wie nichts erhalten. Um 1000 sollen die Säulen erhöht und vielleicht auch die Außenwände erneuert worden sein [ebd. 189]. Die Krypta soll dem 10. Jh. entstammen, der Glockenturm dem 10./11. Jh. An den Fenstern des Glockenturms ist erkennbar, dass das ursprüngliche Fußbodenniveau tiefer gelegen haben muss: mehr als zwei Meter unter dem heutigen [ebd. 190]. Von einem ursprünglich „grandiosen“ Mosaikschmuck aus dem Jahr 1112 sind Fragmente erhalten. Einen Beleg für die frühe Entstehung kann ich nicht erkennen. Wann ist die Anhebung des Fußbodens erfolgt? Bei den anderen ravennatischen Bauten wurde der Fußboden etwa Anfang des 16. Jh.

angehoben. So auch bei dem unmittelbar benachbarten Baptisterium der Orthodoxen. Wieso sollen die Säulen um 1000 erhöht worden sein? Allgemein erfolgte die Erhöhung der Säulenarkaden und damit der Säulen im Zusammenhang mit der Anhebung des Fußbodens.

M. E. sprechen alle Indizien für einen Bau des 11. Jh. Die Fünfschiffigkeit wurde vielleicht von den römischen Kirchen des 10./11. Jh., der Laterankirche, Alt-St. Peter und Sankt Paul vor den Mauern übernommen.

Zusammenfassend ist in Ravenna bis auf das justinianische S. Vitale nichts Frühchristliches zu finden. Jetzt schließt sich auch die Lücke von rund 500 Jahren in der Mosaikkunst zwischen den angeblich frühchristlichen Mosaiken z. B. in Rom, Thessaloniki, Ravenna und der Fortsetzung in Torcello, Venedig, wie sie von ILLIG und NIEMITZ in ihrem Artikel „Hat das dunkle Mittelalter nie existiert?“ [1991] festgestellt wurde. Der Entfall von 297 Jahre Phantomzeit würde dazu nicht reichen.

Mailand

Neben Ravenna rühmt sich auch Mailand, Frühchristliches in seinen Mauern zu beherbergen. Mailand, in der zweiten Hälfte des 4. Jh. (353–402) zeitweilige kaiserliche Residenz, verweist auf einige angeblich frühchristliche Bauten aus dieser Zeit. Nach EFFENBERGER [136] sind das:

Basilika des Simplicianus (San Simpliciano): Angeblich eine Gründung des hl. Ambrosius. Der jetzige Bau ist romanisch. Portal und Glockenturm 12. Jh. Keine Anzeichen von Frühchristlichem.

Kirche der Apostel (San Nazaro): Die kreuzförmige Kirche soll nach einem Brand im Jahr 1075 unter Verwendung der alten Substanz wiederaufgebaut worden sein. 1571 wurde sie verändert, von 1946–1963 restauriert. Auch hier kein Beleg für Frühchristliches.

Bischofskirche der hl. Thekla mit Baptisterium: Fünfschiffige Basilika mit abgetrennten Presbyterium und Baptisterium östlich vor der Kirche an der Stelle des heutigen Doms, angeblich vom hl. Ambrosius erbaut. Das Baptisterium ist ein Oktogon mit acht Nischen, abwechselnd halbrund und rechteckig, so dass sich sowohl für die halbrunden als auch für die rechteckigen ein eingeschriebenes griechisches Kreuz ergibt. Die Orientierung des Baptisteriums stimmt nicht mit der der Kirche überein. Im 14. Jh. wurde die Kirche abgebrochen. Die unter dem heutigen Dom ergrabene fünfschiffige Kirche sehe ich in der Nachfolge der fünfschiffigen Märtyrerkirchen Alt-St. Peter und St. Paul in Rom. Als Bauzeit dürfte das 10./11. Jh. zutreffen.

San Lorenzo Maggiore: Der bedeutendste angeblich frühchristliche Bau Mailands. Zentralbau mit ursprünglich im Westen vorgelagertem Atrium. An

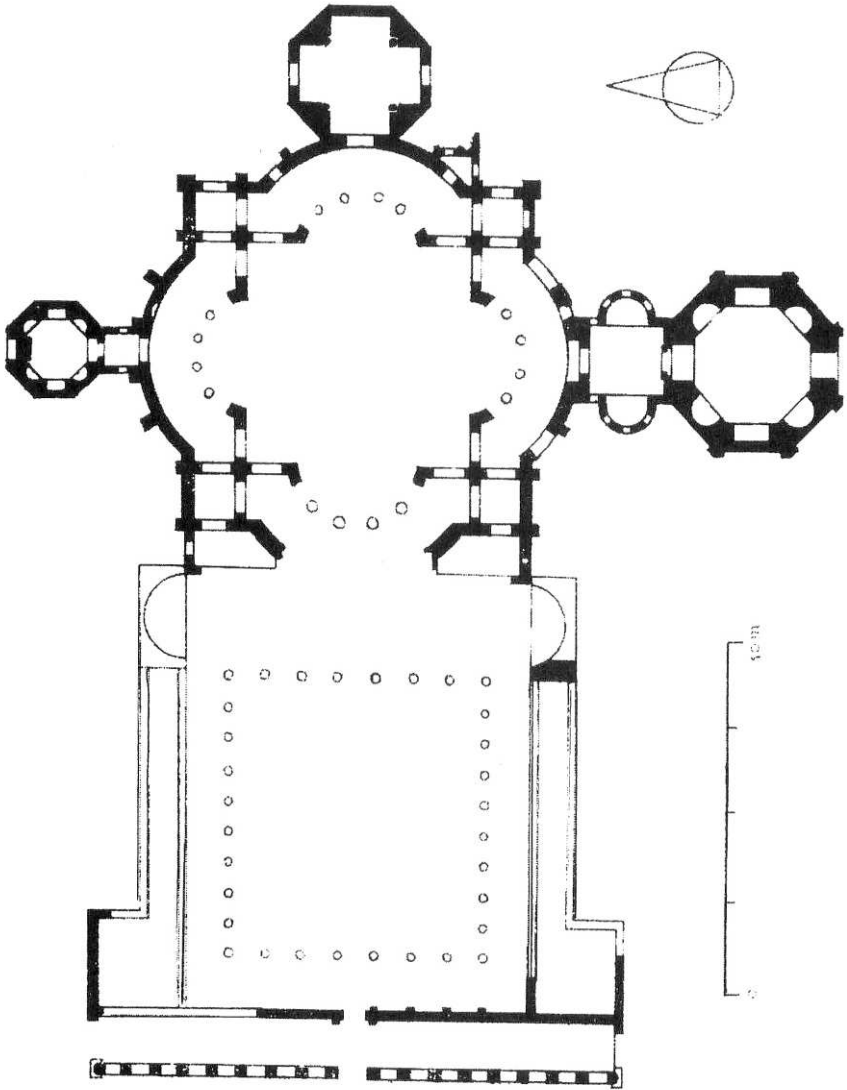
den Konchen außen Oktogone angefügt. Der oktagonale Tambour neuzeitlich verändert. Seitlich der flachen Konchen vier Ecktürme. Die Kirche wurde im 11. Jh. wieder aufgebaut und im 16. Jh. stark renoviert; in den 30er Jahren des 20. Jh. restauriert [sacred]. Nach *Wikipedia* [→ Basilica of San Lorenzo Milan] wurde der Dom im Barockstil wiedererrichtet, nachdem das Original eingestürzt war. Eine jüngere Detailuntersuchung der Wände identifizierte fünf Bauphasen, von Theodosius I. bis zur frühen lombardischen Periode [ebd.]. Das an der südlichen Konche angebaute Oktogon – ursprünglich angeblich ein Mausoleum – ist erhalten (Kapelle Sant’Aquilino). In dem zugehörigen Narthex und in der Kapelle sind Reste eines Mosaikschmucks und Wandmalereien angeblich aus dem 4. Jh. erhalten [Effenberger, 136 f.]. Das Mosaik im Narthex zeigt Christus als „Lawgiver“ oder möglicherweise als Lehrer [wiki → Basilica of San Lorenzo Milan]. Ihm zur Rechten und Linken je sechs Apostel.

Der Grundriss steht in der Architektur des 4. Jh. völlig isoliert. Mir ist kein Bauwerk des 4. Jh. mit einem solchen statisch komplizierten Grundriss bekannt. Selbst die Hagia Sophia in Konstantinopel wagt im 6. Jh. noch nicht die Auflösung der die Kuppeln tragenden Pfeiler, wie es San Lorenzo zeigt. Sieht man sich den Grundriss an, so zeigt er große Ähnlichkeit mit San Vitale in Ravenna, nur dass hier der Zentralraum auf Kosten des Umgangs vergrößert ist und die Pfeiler noch weiter aufgelöst sind. Ich bezweifle ernsthaft, dass wir mit San Lorenzo einen Bau des 4. Jh. vor uns haben. Die Detailuntersuchung der Wände, die angeblich fünf Bauphasen ab Theodosius I. festgestellt hat, wäre m. E. zu hinterfragen.

Um die mögliche Bauzeit für San Lorenzo Maggiore einzugrenzen, sehen wir uns die Geschichte Mailands an:

- 293 Kaiser Diokletian erklärt Mailand zur Hauptstadt des Weströmischen Reiches;
- 402 Belagerung der Stadt durch die Westgoten (Kaiserresidenz wird nach Ravenna verlegt);
- 452 Einnahme Mailands durch die Hunnen;
- 539 Eroberung und Zerstörung Mailands durch die Ostgoten während des sog. Gotenkrieges gegen Kaiser Justinian;
- 569 Eroberung durch die Langobarden;
- ab 774 Teil des Frankenreiches (entfällt wegen Phantomzeit).

Da das Christentum in Italien erst mit der Rückeroberung durch Justinian Mitte des 6. Jh. zur Reichskirche wird, dürften auch so gewaltige Kirchenbauten wie San Lorenzo Maggiore kaum vorher entstanden sein. Da Mailand aber nur kurzzeitig zu Ostrom gehörte und schon 569 an die Langobarden fiel, dürfte kaum Zeit für einen solchen umfangreichen Kirchenbau gewesen sein. Da ich San Lorenzo Maggiore als Nachfolgebau von San Vitale in Ra-



Mailand, S. Lorenzo Maggiore. Grundriss [Effenberger, 138]

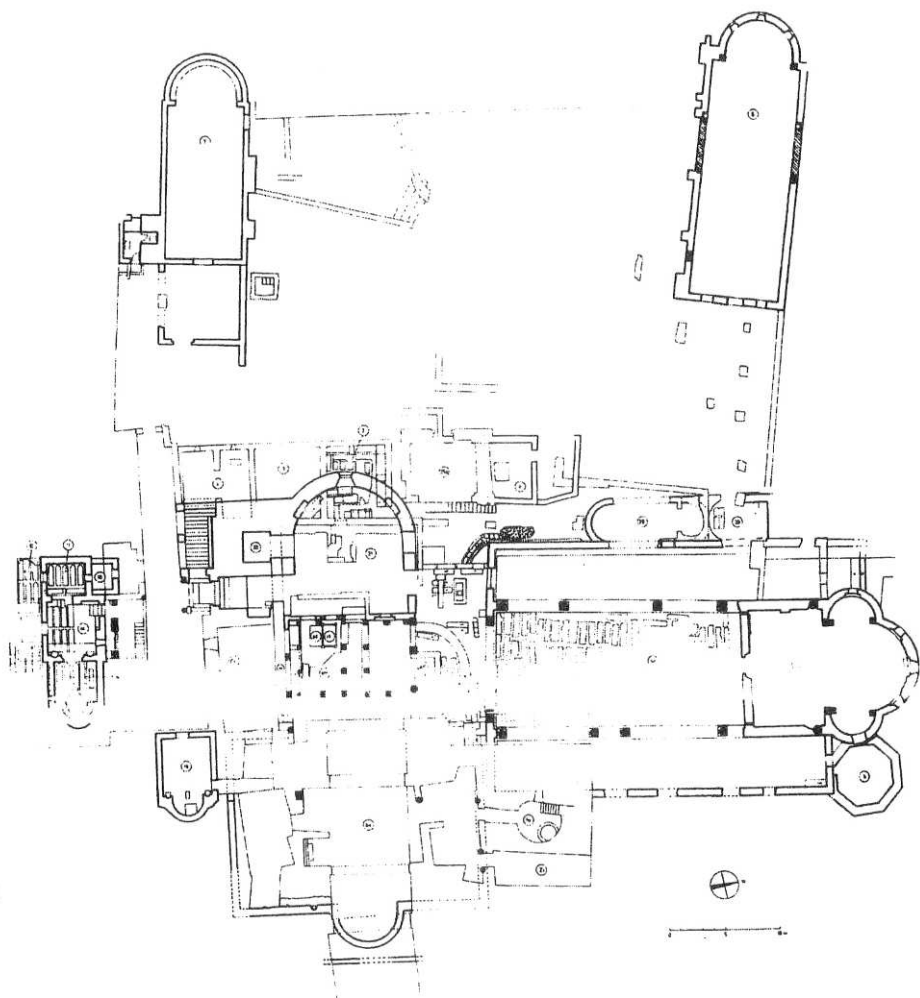
venna sehe, ist für mich ein Baubeginn vor 569 ausgeschlossen. Erst ab der Jahrtausendwende nach Rückdrängung der Ottonen und dem Erstarken der oberitalienischen Städte sind m. E. die Bedingungen für eine Bautätigkeit in einem solchen Ausmaß gegeben. Der sogenannte Wiederaufbau im 11. Jh. weist möglicherweise auf die tatsächliche Bauzeit hin. Der erhaltene Bau dürfte dagegen dem Barock angehören. Übrigens wurde im 11. Jh. auch ein anderer Zentralbau nach dem Vorbild von San Vitale errichtet, der auch vordatiert wurde: die Pfalzkapelle von Aachen. Die Kapelle Sant'Aquilino ist sicher zur gleichen Zeit errichtet worden, wobei ich davon ausgehe, dass der Bau kein Mausoleum war. Möglicherweise ein Baptisterium, was aber nicht zwingend ist. Das Mosaik kann ohne Probleme dem 12. Jh. zugeordnet werden. Auch sind kleinere Zentralbauten im 11. Jh. keine Seltenheit.

Sant'Ambrogio: Der Vorgängerbau der heutigen Kirche, ein dreischiffiger Bau, soll im 4. Jh. vom hl. Ambrosius gegründet worden sein. Sie steht über seinem vermeintlichen Grab. Der heutige Bau ist ein einheitlicher Bau des 12./13. Jh. Der Vorgängerbau wurde unter der heutigen Kirche ergraben. Er ist mit Sicherheit dem 10./11. Jh. zuzuweisen. Ein Hinweis in diese Richtung ist die vom Vorgängerbau erhaltene Krypta, die im späten 10. Jh. im Zuge einer „großen Renovierung der Ostteile der Basilika“ errichtet worden sein soll [*sacred2*]. Die angeblichen Gründungen des hl. Ambrosius sind meiner Ansicht nach pure Legende. Damit ist auch in Mailand nicht Frühchristliches zu vermelden.

Nola

Die Universität Münster untersucht als Forschungsschwerpunkt in Verbindung mit der Soprintendenza Archeologica, der Soprintendenza ai Monumenti (Neapel) und mit Unterstützung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom das frühchristliche Pilgerheiligtum in Cimitile/Nola, „das neben den Apostelheiligtümern in Rom das bedeutendste Pilgerzentrum der italienischen Halbinsel in der Spätantike war“ [*muenster*]. Nola – heute der Ort Cimitile – liegt nordöstlich von Neapel unweit des Vesuv. Der heutige Gebäudekomplex umfasst verschiedene Sakralbauten, die nach der traditionellen Forschung der Zeit vom 3. bis 14. Jh. zugeordnet werden. Das sind [*nach cimitile*]:

1. Basilica di S. Tommaso (6./7. Jh.)
2. Cappella dei Ss. Martiri (3. Jh./ Ende 9./ Anfang 10. Jh.)
3. Basilica di S. Felice (4. Jh.)
4. Cappella di S. Calonio (5. Jh.)
5. Cappella di S. Maria degli Angeli (14. Jh.)
6. Basilica nova, poi S. Giovanni (401–403)
7. Basilica di S. Stefano (6. Jh.).



Nola, Grundriss [Lehmann, Falttafel 2]
Zeitensprünge 2/2011 S. 393

Nach der Literatur haben wir in Nola ein frühchristliches Pilgerheiligtum – z. T. nur als Ruine erhalten – vor uns. Der Aktivität der Uni Münster verdanken wir eine umfängliche Veröffentlichung von LEHMANN, die aus meiner Sicht insbesondere wegen der ausführlichen Beschreibung der doch recht unübersichtlichen überlieferten Bausubstanz zu schätzen ist.

Neben der Beschreibung der Bauten bzw. Baureste versucht LEHMANN, die verschiedenen Bauten zeitlich einzuordnen und eine Rekonstruktion der Basilica Nova unter Zuhilfenahme der überlieferten „umfangreiche[n] Beschreibungen des römischen Exkonsuls und Bischofs von Nola Paulinus“ [*cimitile*]. Die Entwicklung des Komplexes sieht LEHMANN wie folgt:

- Über dem Grab des Hl. Felix (Nekropole aus dem Anfang 4. Jh.) wird zwischen 335 und 340 eine einschiffige Halle mit Apsis im Norden (sog. Aula) errichtet.
- Östlich der Aula wird nach 335/40 die Basilica Vetus errichtet, die von Paulinus Nolanus angeblich um 400 renoviert wurde (diese Ende 18. Jh. überbaut.).
- Nördlich der Aula wird die Basilica Nova errichtet (Anfang 5. Jh.).
- Bau der Kirche S. Tommaso. Ende 6./Anfang 7. Jh.
- Bau von S. Stefano zeitlich nach Basilica Nova
- Die Zerstörung der Basilica Nova bringt LEHMANN mit einem Brand und Einsturz im 10. Jh. in Zusammenhang.

Der von LEHMANN vorgetragenen Entwicklung des Komplexes einschließlich der Datierung der Bauten kann ich nicht folgen. Offensichtlich stand für ihn das Ergebnis im Voraus fest: Dieses Pilgerzentrum musste eine spätantike Anlage sein. Die Datierung der Bauten gewinnt LEHMANN auf folgende Art: Bei den Ausgrabungen wurde eine Asche- und Schwemmlandschicht gefunden, die möglicherweise von einem Vulkanausbruch des Vesuv herrührt und die Zerstörung des Komplexes hervorgerufen hat. (Soweit kann ich dem noch folgen.) Die Ausgrabungen haben ergeben, dass die Basilica Nova wie S. Stefano vor der Katastrophe errichtet wurden, während z.B. S. Tommaso in die Schwemmlandschicht hineingebaut wurde. Auch die Westapsis der Basilica Vetus wurde nach der Katastrophe errichtet. Die Schwemmlandschicht wurde jedoch nicht überall angetroffen, was aber auch auf frühere, wenig fachgerechte Ausgrabungen zurückgeführt werden könnte, wo diese nicht dokumentiert wurden. Nun musste Lehmann nur noch das Datum der Katastrophe finden. Das fand er natürlich. In der Schwemmlandschicht wurde ein Teller gefunden, der „drei Tauben angeordnet um ein lateinisches Kreuz“ zeigt [Lehmann, 55]. Damit ordnet er die Schwemmlandschicht der Zeit um 500 zu und verbindet die Katastrophe mit zwei Schriftquellen:

„Zum einen mit einem Eintrag in der Chronik ‚Paschale Campanum‘ unter dem 9. November 505 (Mons Besubius eructavit) und zum anderen mit

einem Brief des Theoderich aus den Jahren 507–512, worin es um Steuererleichterungen für das Nolanum territorium geht, da dieses vor kurzem von einem gewaltigen Vesuvausbruch und dadurch ausgelösten massiven Überschwemmungen schwer getroffen wurde.“ [Lehmann, 55 f.]

Ich denke, hier irrt LEHMANN. Aufgrund des in der Schwemmlandschicht aufgefundenen Tellers mit einem lateinischen Kreuz und drei Tauben die Katastrophe auf eine Zeit um 500 zu datieren, halte ich für fraglich. Für mich ist das Motiv des lateinischen Kreuzes nachjustinianisch. Auch könnte der Teller durchaus älter gewesen sein, als die Katastrophe einbrach. Zum anderen fand offensichtlich um 505 kein größerer Vesuvausbruch statt. Auf einer Internetseite [swisseduc] ist zu lesen:

„Nach 79 bis etwa 1500 befand sich der Vesuv in einer Periode der Dauerertätigkeit. Es wurden auch 11 grössere Ausbrüche verzeichnet: 203, 472, 512, 685, 787, 968, 991, 999, 1007, 1037, 1139. [...] Gegen Ende des 13. Jahrhunderts folgte dann eine Ruheperiode bis zum Ausbruch von 1631.“

Für das Jahr 505 ist zumindest kein größerer Ausbruch verzeichnet. Bis auf die Daten 685 und 787, die in die Phantomzeit fallen, ständen also auch andere Daten für eine solche Katastrophe zur Verfügung. Wenn wir das Jahr 512 beiseite lassen, wären wir schon im 10. Jh.

LEHMANN erwähnt jedoch mehrere Merkwürdigkeiten (Widersprüche), die für mich der Beleg dafür sind, dass seine Rekonstruktion nicht zutreffen kann. Die Basilica Nova ist im 6. Jh. noch in Benutzung, was durch die Anlage von Gräbern im späteren 6. Jh. belegt ist [Lehmann, 71]. Der westliche Apsisnebenraum befand sich zu dieser Zeit angeblich nicht mehr in Nutzung. Die Schwemmlandschicht in diesem Raum wurde erst bei den Grabungen 1995–1999 beseitigt [ebd. 113]. Auch aus dem östlichen Seitenschiff (im Süden) wurden die Eruptions- und Schwemmlandschichten nicht mehr entfernt [ebd. 78]. Obwohl die Basilica Nova weiter genutzt wurde, hat keiner die Schwemmlandschicht von 505 aus diesem Raum bzw. dem Seitenschiff entfernt?

„Das im Norden aus dem Langhaus hervorspringende Sanktuarium ist der am besten erhaltene Baukörper der Basilica Nova“ [ebd. 90].

„In der Architektur der Antike ist mir eine parallele Konstruktion nicht bekannt.“ [ebd. 94]

Im Übrigen ist die Apsis vom Langhaus als auch von den Apsisnebenräumen durch eine Baunaht getrennt. [ebd. 94, 112]

„Die Geschichte der christlichen Gemeinde Nolas in Spätantike und Frühmittelalter wird in der Forschung fast ausnahmslos durch das Sanktuarium in Cimitile bestimmt, da von Cimitile unabhängige Quellen nicht vorliegen. In der Stadt Nola konnte z. B. bisher kein frühchristlicher Kirchenbau literarisch oder archäologisch nachgewiesen werden.“ [ebd. 46]

Welch Glücksumstand, dass der berühmte Schriftsteller, römische Exkonsul und Bischof von Nola, Paulinus, uns mehr als 30 Briefe überliefert, aus denen wir heute die Umbauten der Basilica Vetus und die Basilica Nova rekonstruieren können. Paulinus wurde in Bordeaux geboren und ist erst spät zum Christentum konvertiert. In Gallien sei er sogar dem Hl. Martin begegnet. Eine schöne Legende.

Ich möchte ein anderes Szenario der Entwicklung von Cimitile entwerfen, das ich für glaubwürdiger halte, das jedoch zugegebenerweise nicht so schildernd ist.

Die im 10. Jh. in Rom errichteten Märtyrergedenkstätten für St. Peter und St. Paul und der daran geknüpfte Erfolg der Präsentation haben auch andersorts ähnliche Ideen aufkeimen lassen. Man hatte in Cimitile zwar keinen Märtyrer, aber angeblich einen bekennenden Christen Felix zu bieten und eine spätantike *Nekropole*. Diese erstreckte sich über ein größeres Areal und bestand in dem uns interessierenden Bereich aus z. T. zweistöckigen Grabbauten und Mausoleen, angeordnet um einen kleinen Platz. An der Nordseite dieses kleinen Platzes stand – mit der Fassade zu diesem Platz ausgerichtet – ein relativ großer dreischiffiger Bau, angefüllt mit Gräbern des 6. und 7. Jh. in zwei Schichten übereinander [Lehmann, 69 f.]. LEHMANN sieht in diesem Bau die von Paulinus im Zusammenhang mit der Verehrung des Felixgrabes Anfang des 5. Jh. errichtete *Basilica Nova*. Ich halte diesen Bau für eine spätantike Zömeterialbasilika, die vor Beginn der Aktivitäten um das Felixgrab bestand. Wie im 1. Teil zu Rom bereits ausgeführt, sehe ich in den Zömeterialbasilikern generell keine ursprünglich christlichen Bauten, sondern reine Zweckbauten für die Anlage von Grabstellen. Das heißt natürlich nicht, dass solche Bauten vielleicht später nicht christlich genutzt wurden.

Man brach einige störende kleinere Grabbauten ab und baute über dem angeblichen oder vielleicht sogar realen Felixgrab einen kleinen einschiffigen Bau mit einer weiten Apsis im Norden, die von LEHMANN bekannte Aula über dem Felixgrab. Die Nord-Süd-Ausrichtung des Baus war durch die vorhandene Bebauung um den kleinen Platz prinzipiell vorgegeben. Dieser kleine Bau wurde südlich in relativ geringen Abstand vor die Fassade der Zömeterialbasilika gesetzt. Im 10. Jh. wurden im Umfeld einige Mausoleen umgebaut, indem Apsiden angefügt und Altäre aufgestellt wurden und teilweise Ausma-
lungen erfolgten [ebd. 41].

Vielleicht noch im 10. Jh. hatte man das Bedürfnis, die Anlage zu vergrößern. Man legte die Apsis der Aula nieder und stellte eine bauliche Verbindung mit der Zömeterialbasilika her. Dieser wurde im Norden eine Apsis angefügt, später auch noch die Apsisnebenräume. Der Bau wurde damit umfunktioniert zur christlichen Kirche. Vermutlich im 11. Jh. wurde der östliche Apsisnebenraum abgebrochen und ein Oktogon (Baptisterium?) errichtet.

Die von LEHMANN beschriebene Naturkatastrophe geschah wirklich, jedoch nicht 505, sondern irgendwann im 11. Jh. Ob es einer der größeren Ausbrüche, z. B. 1007 oder 1039 war, ist nicht zu sagen und nicht zwingend. Nach dieser Katastrophe wurde der Bau aufgegeben und nicht weiter genutzt. Er fiel in der Folgezeit, bis im 14. Jh. der heutige Kirchenbau S. Giovanni über dem nördlichen Drittel errichtet wurde.

Nach der Katastrophe errichtete man einen Neubau, diesmal wie jetzt im Kirchenbau üblich ost-west-gerichtet, die von LEHMANN beschriebene *Basilica Vetus*. Von diesem Bau sind nur spärliche Reste übrig. Er wurde im Osten von der Pfarrkirche des 18. Jh. überbaut. Vor der angeblichen Restaurierung des Paulinus hatte die Basilica Vetus keine Säulen, sondern Pilaster (gemeint sind sicher Pfeiler) [Lehmann, 48]. Ich denke, dass dieser Bau des 11. Jh. zuvor als dreischiffige Pfeilerbasilika erbaut wurde. Bei einem späteren Umbau erhielt sie statt der Pfeiler Säulen. Der Bau hatte eine kleine Apsis im Osten. Das Verhältnis von Mittelschiffsbreite zur Breite der Seitenschiffe beträgt ziemlich exakt 2:1. Das erinnert sehr an das gebundene System der Romanik [ebd. 47]. Die Malereien an der Außenseite der Ostapsis, die eine Marmorinkrustation imitieren, sind m. E. romanisch. Im Westen, westlich vor dem so genannten Felixgrab, wurde dem Bau eine zweite, wesentlich größere Apsis angefügt (in die Schwemmlandschicht eingebracht). Möglicherweise war ein großer Neubau geplant, der jedoch nie ausgeführt wurde. Mit dem Bau der Westapsis entstand eine doppelchörige Anlage; eine verbreitete Bauform im 11. Jh. Der Westchor könnte der Verehrung des örtlichen Heiligen Felix zugeordnet worden sein.

Wie oben erwähnt, wurde der möglicherweise geplante Neubau nicht mehr ausgeführt. Denkbar wäre, dass die Bauarbeiten wegen Geldmangels steckengeblieben sind. Vielleicht war die Anziehungskraft des Felix doch nicht so groß wie behauptet. Anders kann ich mir den langsamen Verfall der Anlage (auch des Areals der Basilica Nova) nicht erklären.

Es gibt noch einen Zömeterialbau in dem betrachteten Gebäudekomplex – die heutige Kirche S. *Tommaso*. Auch dieser Bau ist mit gleichmäßig angeordneten Gräbern in zwei Schichten übereinander angefüllt. Bau und Gräber entstammen einer einheitlichen Planung [ebd. 124], d. h. der Bau wurde für die Grablegen erbaut. S. Tommaso ist in die Schwemmlandschichten hineingebaut, d. h. offensichtlich – wie LEHMANN bereits feststellte – nach der Katastrophe errichtet. Ich kann mir nicht vorstellen, dass während der christlichen Nutzung der alten Zömeterialbasilika regelmäßig Bestattungen im Kirchenschiff selbst vorgenommen worden sind. Vielleicht sind die an der Westseite später angebauten Annexräume (Baunaht zur Seitenschiffwand), die ebenfalls mit Gräbern angefüllt waren, zwischenzeitlich benutzt wurden. Erst mit der

Aufgabe des alten Baus nach der Naturkatastrophe bestand der Bedarf nach einem Ersatzbau. Die Bauzeit sehe ich Ende 11. Jh. oder sogar 12. Jh.

Ein zeitlich vor der Naturkatastrophe errichteter Bau ist die heutige Kirche **S. Stefano**. Im Gegensatz zu S. Tommaso ist sie offensichtlich nicht ausschließlich für die Aufnahme von Bestattungen erbaut worden. Die Langhauswände des gewesteten (Westapsis), einschiffigen Baus sind im Abstand von 5 m von der Apsisstirnwand durch je eine weite Arkadenöffnung durchbrochen, die später vermauert worden sind [ebd. 128]. Ich denke, dass sich an diese Arkadenöffnungen ursprünglich Kreuzarme angeschlossen haben. Ich sehe in S. Stefano einen etwa gleichzeitig mit der Aula über dem Felixgrab errichteten Kirchenbau. Die Westung ist im 10. Jh. noch nicht außergewöhnlich. Vorstellbar für mich ist, dass dieser Bau den täglichen Gottesdiensten diene, während die Aula die Pilgerscharen aufzunehmen hatte. Der Besucherandrang wird sicher keinen ungestörten Gottesdienst erlaubt haben.

Die heutige **Cappella dei Ss. Martiri** ist – wie LEHMANN zutreffend vermerkt – ein im 10. Jh. umgebauter spätantiker Grabbau [ebd. 41].

Der Vollständigkeit halber möchte ich die Kapelle **S. Calonio** noch erwähnen, ebenso wie Ss. Martiri ein ehemaliger Grabbau, der im 10. Jh. mit drei Blockaltären und Malereien in der Apsis ausgestattet wurde [ebd. 41]. Die Ostapsis ist m. E. ebenfalls erst zu dieser Zeit angefügt worden. Die Baumaßnahmen an Ss. Martiri und S. Calonio sehe ich zeitgleich mit der Errichtung der so genannten Aula.

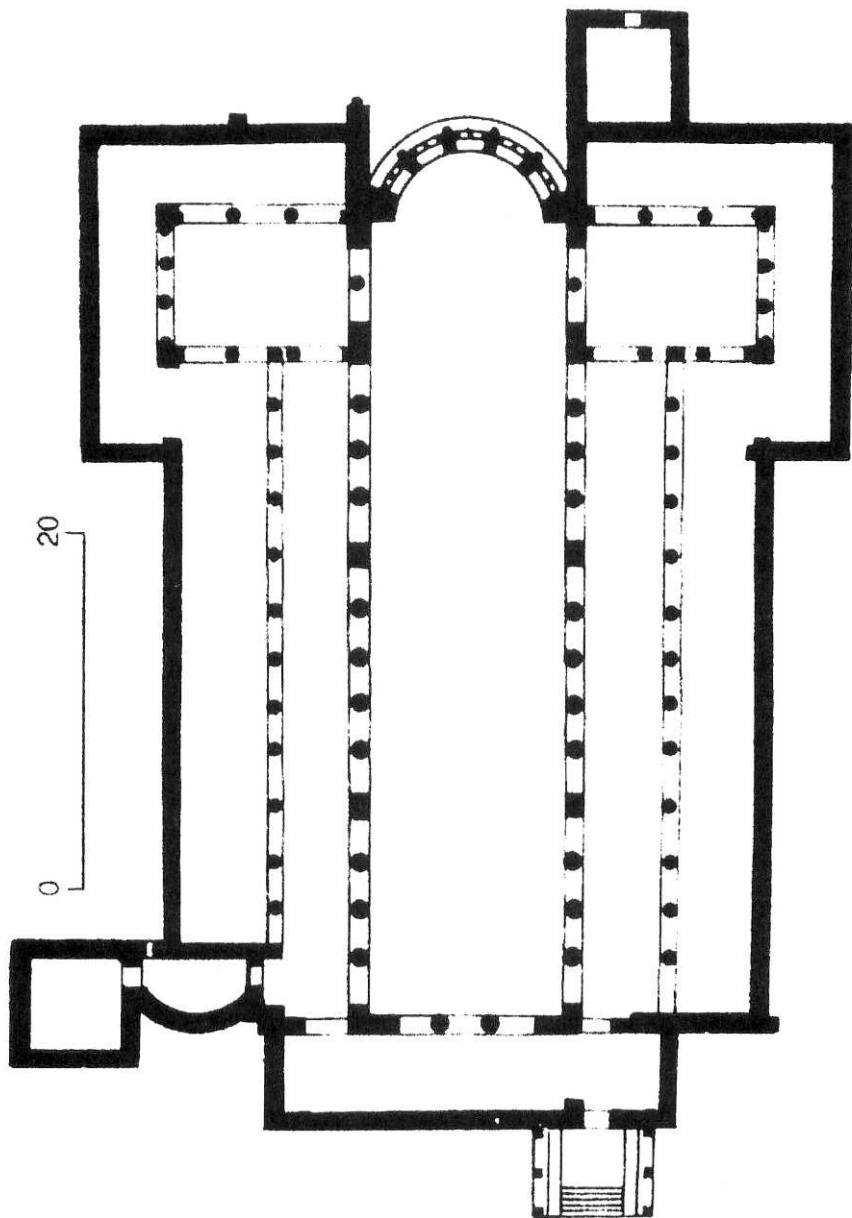
Die Biographie von Paulinus Nolanus scheint mir konstruiert zu sein. Möglicherweise ist dem berühmten Schriftsteller der Bischof von Nola angehängt worden. Die Briefe mit den „umfangreichen Beschreibungen“ zu Cimitile sind für mich eine spätere Hinzufügung – vielleicht kurz nach der Bauzeit entstanden –, vermutlich zu dem Zweck, die Anlage in Cimitile zu veralten und ihr durch die Person des Paulinus einen größeren Glanz zu verleihen. Auch der Hl. Ambrosius von Mailand musste für Nola herhalten, indem er Paulinus für die Anlage in Cimitile beratend zur Seite stand [Effenberger, 237].

Neapel und Perugia

Punktuell sind in Italien weitere angeblich frühchristliche Bauten in der Literatur vermerkt, so z. B. in Neapel und in Perugia.

In Neapel ist als frühchristlicher Bau lediglich das **Baptisterium** mit seinem Mosaikschmuck erhalten.

„Das Baptisterium soll durch Bischof Severus um 400 gestiftet worden sein. Aus dieser Zeit stammt jedenfalls das Kuppelmosaik, das somit das älteste erhaltene eines Taufhauses ist.“ [Effenberger, 237]



Thessaloniki, Demetriusbasilika [kirchbau]

Das Kuppelmosaik zeigt neben Aposteln die Evangelistensymbole sowie Szenen aus dem Leben Jesu. Außer der Stiftungslegende spricht nichts gegen eine deutlich spätere Entstehung, z. B. spätes 6. Jh. oder 7. Jh. (= 10. Jh.).

Perugia, Zentralbau Sant'Angelo: In Reiseführern allgemein als frühchristlicher Bau bezeichnet und um 500 datiert, ist ähnlich wie S. Stefano in Rom eine Nachbildung der Grabesrotunde in Jerusalem. Wie auch S. Stefano ist der Rundbau mit Umgang durch vier Kreuzarme durchdrungen, wovon nur noch die rechteckige Apsiskapelle erhalten ist. Als Nachbildung der Grabesrotunde ist eine Entstehung frühestens in der 2. H. des 6. Jh. möglich. Für mich erscheint eine Erbauung unter Verwendung von Spolien im 7./10. oder vielleicht sogar im 11. oder 12. Jh. mit dem Entstehen zahlreicher Nachbildungen der Grabrotunde, initiiert durch die Kreuzzüge, wahrscheinlicher. Auch dürften um 500 im Umfeld von Perugia unter der Herrschaft der Ostgoten die Bedingungen für die Errichtung eines solchen Baus gar nicht vorgelegen haben. Solche waren frühestens nach der Rückeroberung durch Ostrom um 554 vorhanden, wobei schon 568 die Langobarden in Italien einfielen. Erst ab dem 7./10. Jh. sind die Bedingungen für einen christlichen Kirchenbau wieder vorhanden.

Exkurs außerhalb Italiens: Thessaloniki

In Griechenland ist sicher die Demetriusbasilika in Thessaloniki der bekannteste Bau. Der Gründungsbau der **Demetriusbasilika** soll ein kleines Oratorium gewesen sein, das kurz nach 313 in den Ruinen eines römischen Bades errichtet wurde. Im 5. Jh. wurde angeblich an seiner Stelle eine dreischiffige Basilika errichtet, die 634 Opfer eines Brandes geworden sein soll. Danach soll sie zu einer fünfschiffigen Basilika erweitert und ausgebaut worden sein. 1917 wurde dieser Bau bei einem großen Stadtbrand vernichtet. Der Wiederaufbau dauerte bis 1949. Mit dem Jahr 634 befinden wir uns bereits in der Phantomzeit, d. h. der Ausbau dürfte nach dieser erfolgt sein. Die unter den Ostteilen rekonstruierte Hallenkrypta verweist für den fünfschiffigen Ausbau auf eine Bauzeit nach dem Jahr 1000. Der dreischiffige Vorgängerbau dürfte wenig früher, d. h. Ende des 10. Jh. oder um 1000 entstanden sein. Die frühchristliche Geschichte dieser Kirche erachte ich für Legende.

Im folgenden Teil werden einige angeblich frühchristliche Kirchenbauten im Mittelmeerraum – Tebessa in Nordafrika und Syrien – behandelt.

Literaturverzeichnis

Bendazzi, Wladimiro/Ricci, Riccardo (1984): *Ravenna. Mosaiken · Kunst · Geschichte · Archäologie · Monumente · Museen. Stadtführer.* Ravenna

Brandenburg, Hugo (2004): *Die frühchristlichen Kirchen in Rom vom 4. bis zum 7.*

- Jahrhundert. Der Beginn der abendländischen Kirchenbaukunst.* Mailand
Bustacchini, Gianfranco (1984): *Ravenna. Seine Mosaiken, seine Denkmäler, seine Umgebung.* Ravenna
- Christern, Jürgen (1976): *Das frühchristliche Pilgerheiligtum von Tebessa. Architektur und Ornamentik einer spätantiken Bauhütte in Nordafrika.* Wiesbaden
- cimitile* = <http://digilander.libero.it/centrostudicimitile/sezioni/basiliche.htm>_15.01.2009
- cimitile2* = www.uni-muenster.de/Archaeologie/forschung/cimitile.html_15.01.2009
- Effenberger, Arne (1986): *Frühchristliche Kunst und Kultur. Von den Anfängen bis zum 7. Jahrhundert.* Leipzig
- Illig, Heribert / Niemitz, Hans-Ulrich (1991): Hat das dunkle Mittelalter nie existiert? *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (1) 36-49 [siehe www.fantomzeit.de]
- Jacobson, Werner (1992): *Der Klosterplan von St. Gallen und die karolingische Architektur. Entwicklung und Wandel von Form und Bedeutung im fränkischen Kirchenbau zwischen 751 und 840.* Berlin
- kirchbau* = www.kirchbau.de
- Lassus, Jean (1974): *Frühchristliche und byzantinische Welt. Schätze der Weltkunst* Band 4. München · Wien.
- Lehmann, Tomas (2004): *Paulinus Nolanus und die Basilica Nova in Cimitile/Nola.* Wiesbaden
- muenster* = www.uni-muenster.de/Archaeologie/forschung/cimitile.html, 15.01.2009
- sacred* = www.sacred-destinations.com/italy/milan-san-lorenzo-maggiore, 01.03.2009
- sacred2* = <http://www.sacred-destinations.com/italy/milan-basilica-sant-ambrogio>
- Scheck, Frank Rainer / Odenthal, Johannes (2007): *Syrien. Hochkulturen zwischen Mittelmeer und arabischer Wüste.* DUMONT Kunstreiseführer. Ostfildern
- swisseduc* = www.swisseduc.ch/stromboli/perm/vesuv/history-de.html (28.03.2009)
- salera* = (ohne Verfasser- u. Jahresangabe): *Ravenna und seine Geschichte:* Edizioni Salera; Ravenna
- wiki* ↔ entsprechende Artikel, eingesehen am 01. 03. 2009

Dr. Michael Meisegeier, 99100 Schaderode, Auf dem Rode 10
michael.meisegeier@t-online.de

Kritik am spätantiken Byzanz, insbesondere an Justinian I.

Gerhard Anwander

Beim Durchstreifen der Kunstbände des Präsenzbestandes der Bayer. Staatsbibliothek geriet dem Autor ein aufwändig gestaltetes Buch ins Blickfeld, das ein Kurator des Louvre verfasst hat: Étienne Coche de la Ferté: *Byzantinische Kunst*, übersetzt aus dem Französischen, mit über 1.000 Illustrationen auf 610 Seiten. Er blättert ein wenig bei den *byzantinischen Kirchen* und hat – als notorischer Zeitenspringer – ein kleines déjà-vu-Erlebnis: vage Datierungen und – prima vista – eine karolingisch anmutende *Fülle der Leere*, was Kirchenbauten des Justinian I. (482–565) angeht. Es stellt sich also die Frage, wie groß und wie *real* ist Justinian wirklich? Hat er Hunderte von Bauwerken hinterlassen, wie es z.B. von Karl dem Großen behauptet wird oder gibt es auch hier Grund zum Zweifeln?

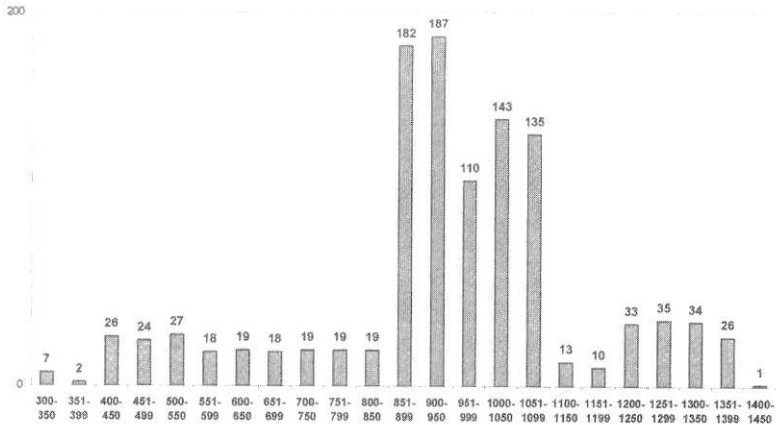
Der Autor beschloss daher, etwas genauer nachzusehen und eine kleine Statistik anzufertigen; entsprechende Erfahrungen und Routinen resultieren aus dem Bayernbuch [Illig/Anwander 2002]. Es sind hierbei natürlich keine endgültigen Antworten zu erwarten, dafür ist die Materie zu komplex, aber vielleicht gibt es andere, die sich mit dem Thema intensiver beschäftigen; erste Ansätze einer Aufarbeitung dieser und ähnlicher Themen fanden sich erfreulicherweise in jüngerer Zeit u.a. bei Koch, Meisegeier und Heinsohn.

Bei der Analyse musste sich der Verfasser auf das zitierte Werk und einige flankierende Internetrecherchen beschränken, wie seinerzeit auf den *Dehio* von Oberbayern [Anwander 1998] in Sachen Karolingerbauten. Da ein vergleichbares umfassendes Werk für den heutigen Raum des einstigen Byzanz (dessen raumzeitliche Dimension übrigens recht umstritten ist) fehlt, muss hierfür das gewichtige Werk des renommierten Autors aus Frankreich genügen. Es darf dabei davon ausgegangen werden, dass darin alle bedeutenden Kirchenbauten samt Ruinen aufgeführt sind.

Was den Autor bei seiner Arbeit leider gestört hat, ist die mangelnde unmittelbare Anschauung, die bei der Prüfung in Deutschland, Frankreich und Italien hilfreich war und ist. Bei den hier behandelten Werken kennt der Autor leider nur ein Gebäude aus eigener Anschauung, das von Poreč in Istrien!

Übersicht über erfasste Gebäude

Grafik 1: Byzantinische Kirchen datiert nach Ferté und Cappadocia Academy



Eine erste Grafik bringt eine Übersicht über die erfassten Kirchen in Sprüngen von 50 Jahren; die gesamte Anzahl der Kirchen beträgt 1107. Als Erfassungs- bzw. Entstehungszeitpunkt wurde der Baubeginn gewählt, was in den meisten Fällen die Entstehungszeit insgesamt gut wiedergibt. Antike Vorläuferbauten sind hier nicht vermerkt.

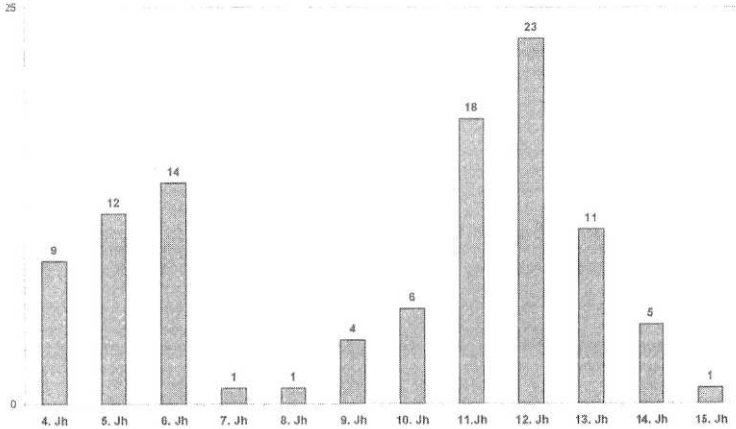
Als erstes fallen die hohen Säulen ab 851 auf – mitten in der Phantomzeit. Während in den Jahren 400–800 die Anzahl der Kirchen zwischen 19 und 26 schwanken, schießen sie ab 851 auf knapp 200 hoch. Das liegt an den Felsenkirchen Kappadokiens, die hauptsächlich ab der 2. Hälfte des 9. Jh. gesehen werden.

Bei der Zeitzuordnung dieser Kirchen ergab sich bei de la Ferté ein Problem: Er nennt für sie keine Zahlen und verteilt die Kirchen nur vage auf diverse Jahrhunderte. Um dennoch Zahlen zu bekommen, wurde hierfür die Internetveröffentlichung der *Cappadocia Academy* herangezogen.

Betrachten wir daher auf der Folgeseite eine Grafik ohne diese Felsenkirchen, auf die gleich noch eingegangen wird.

Hier nun taucht die bekannte Phantomzeitlücke auf. Wir haben es jetzt insgesamt mit nur noch gut 100 Kirchen zu tun und das für 1.100 Jahre Weltreich! Knapp die Hälfte der erwähnten Kirchen sind nach 1000 entstanden, ein gutes Drittel zwischen 300 und 550, wenn wir mutigerweise unterstellen, dass die Datierungen korrekt sind. Sechs Objekte und einige aus dem frühen 10. Jh. sind in die Phantomzeit datiert, doch ohne Sprengkraft gegen sie.

Grafik 2: Anzahl Kirchen ohne Kappadokien



Bevor man uns nun wegen der Entfernung der kappadokischen Kirchen Datenmanipulation zugunsten der Phantomzeittheorie vorwirft, einige Bemerkungen hierzu: Einigermaßen korrekte Datierungen sind bei ihnen nicht zu vermuten, muss doch die *Academy* selbst einräumen:

„Die Kirchen Kappadokiens und die oftmals noch erstaunlich gut erhaltenen Fresken sind in unzähligen wissenschaftlichen Werken weitgehend ausreichend dokumentiert. Lediglich zur Datierung einzelner Kirchen bleiben nach wie vor Fragen offen.“ [fairychimney]

Das liegt hauptsächlich daran, dass die Kirchen nach den Wandmalereien datiert werden (müssen) und das Vorgehen pauschalisierend wirkt:

„Zur ersten Epoche, die zwischen dem 5. Jh. und Mitte des 9. Jhdts. zu datieren ist, zählen etwa 15% aller in Kappadokien entdeckten Kirchen. Die ersten Maler bedienten sich der frühchristlichen Symbolsprache. Fische, Kreuzmotive in Medaillons, Palmbäume, aber auch der Weinstock werden oft in einfacher Weise angeordnet. Auch Flechtornamente und Pflanzendarstellungen sind verbreitet zu finden und säumen oftmals die figuralen Darstellungen, die meist vor dem Bilderstreit (Ikonoklasmus, also vor 726 bzw. zwischen 787–815) geschaffen wurden. Während des Ikonoklasmus erscheint dann das Kreuz als wichtigstes Symbol der Christenheit in besonders vielfältigen Variationen.“ [ebd.]

Sagen wir also: Vor dem – angeblichen – Ikonoklasmus gab es eher heidnische Motive, analog zum Westen, wo sich auf Kapitellen früher romanischer Kirchen kaum Christliches findet, dafür Römisch-Spätantikes. Danach erst,

hauptsächlich in der Gotik, kommt Christliches auf und das kann ohne Zwang frühestens ab der Jahrtausendwende gesehen werden.

Lassen wir also diese Kirchen außen vor, spielen sie doch für die Hauptfragestellung nach Kirchen des Justinian sowieso keine Rolle, da sie weitab vom Schuss – also weitab der Stadt Konstantinopel – in weichen Tuff geschlagen wurden, samt ganzen Städten.

Es fällt weiter auf, dass erstaunlich wenige Bauten, Ruinen und bloße Grundmaurereste in der Hauptstadt selbst wie im übrigen Reich zu verzeichnen sind:

„Trotz des zahlreich vorhandenen Materials ist unsere Kenntnis der byzantinischen Architektur noch immer sehr bruchstückhaft und unausgewogen. Man überlege sich die folgenden Tatsachen: Konstantinopel, das wir viel besser kennen als die meisten anderen byzantinischen Städte, besaß im Laufe des Mittelalters über 500 Kirchen und Klöster. Davon sind etwa 30 in unterschiedlichen Stadien des Verfalls erhalten geblieben – weniger als zehn Prozent. Die beiden kaiserlichen Paläste – der Große Palast und der Blachernenpalast – sind so gut wie spurlos verschwunden, und von den herrschaftlichen Häusern, die es zu Hunderten in der Hauptstadt gab, sind nur noch in zwei oder drei Fällen bedeutende Überreste vorhanden. Die Stadt mit der zweitgrößten Einwohnerzahl des Reiches – ich spreche jetzt von der früh-byzantinischen Periode – war Alexandria, und doch kennen wir nichts von ihrer christlichen Architektur. Die drittgrößte Stadt, Antiochia, hat man teilweise ausgegraben, aber von ihren bedeutenderen Bauwerken ist keines gefunden worden. Soviel über die Unvollständigkeit unseres Studienmaterials. Eine weitere schwerwiegende Beschränkung ergibt sich daraus, daß es nicht das gesamte Bauschaffen dieser Zeit repräsentiert. Man kann es dem Uneingeweihten kaum übelnehmen, wenn er meint, die Byzantiner hätten nichts als Kirchen gebaut; dabei haben sie vielerlei andere Bauwerke errichtet, Häuser und Paläste, Bäder, Zisternen, Befestigungsanlagen und Brücken. Aus der frühbyzantinischen Periode hat sich eine beachtliche Menge profaner Architektur erhalten, aus der mittleren und späten dagegen weit weniger; man hat ihr jedoch im Vergleich mit der kirchlichen Architektur nur sehr geringe Aufmerksamkeit geschenkt.“ [gzg]

Das wird besonders deutlich, wenn man allein romanische Kirchenbauten im Westen dagegenhält: Bayrisch-Schwaben und Baden-Württemberg zusammen verzeichnen heute noch etwa 700 Kirchen mit mehr oder weniger großen romanischen Resten aus dem Zeitraum von 1000 bis 1250.

Sicherlich hat der Islam Spuren beseitigt, so wie das für Konstantinopel behauptet wird (wo allerdings noch andere 'Vandalen' gehaust haben, wie diverse Kreuzfahrer, insbesondere die von Venedig gesteuerten). Andererseits

wurden Sakralbauten umgewidmet zu Moscheen (Hagia Sophia), so dass vermutet werden darf, dass dies bei kleineren Kirchenbauten ebenfalls geschehen ist, sollten welche vorhanden gewesen sein. Zu vermuten, dass Monsieur de la Ferté uns den Löwenanteil an byzantinischen Kirchen unterschlagen hat, sollte man einem derart seriösen Autor nicht unterstellen.

Für unsere eigentliche Fragestellung nach Justinianbauten spielt das aber letztlich keine Rolle, darum lassen wir diese Frage offen, denn dass sich der große Justinian mit der Stiftung und Errichtung von provinziellen Dorfkirchen, ob nun in Kappadokien oder sonst wo im byzantinischen Reich, beschäftigt hat, ist nicht zu erwarten.

Justinian und seine zeitgenössischen Kirchen [nach Ferté]

	Land	Ort	Kirche	Datierung nach Hauptbauzeit
21	Syrien-Palästina	Sinai	Katharinenkloster	548
20	Syrien-Palästina	Antiocheia	Stadt	500
19	Syrien-Palästina	Seleukeia Piera	Martyrion	490
18	Syrien-Palästina	Betlehem	Geburtskirche	326
17	Kleinasien	Nikaia	Hagia Sophia	500
16	Kleinasien	Brussa	Therme	500
15	Kleinasien	Ephesos	Johannes-Basilika (Ruine)	350
14	Italien	Porec	Basilika des Euphrasius	550
13	Italien	Ravenna	Sant'Apollinare in Classe	533
12	Italien	Ravenna	San Vitale	521
11	Italien	Ravenna	Baptisterium der Arianer	500
10	Italien	Ravenna	Erzbischöfliche Kapelle	494
9	Italien	Ravenna	Sant'Apollinare Nuovo	493
8	Griechenland (Makedonien)	Thessaloniki	Hosios-David-Kirche	500
7	Griechenland	Philippi	Basilika B	540
6	Griechenland	Philippi	Basilika A	490
5	Griechenland	Kastoria	Stadtmauer	500
4	Türkei	Konstantinopel	Theodor-Klosterkirche	1100
3	Türkei	Konstantinopel	Sergios-und-Bakchos-Kirche	527
2	Türkei	Konstantinopel	Hagia Sophia	360
1	Türkei	Konstantinopel	Hagia Eirene	350

Tabelle der Orte/Objekte, die nach Ferté mit Justinian I. (482*; 527–565) zu tun haben sollen.

21 Objekte werden also irgendwie mit Justinian in Verbindung gebracht; das wären etwa ein Viertel der Kirchen außerhalb Kappadokiens. Betrachten wir nach bewährtem Vorgehen diese näher, um zu prüfen, ob die Datierung stichhaltig, gar zwingend oder sonst irgendwie plausibel ist, oder ob sich Alternativen anbieten. Wir beginnen mit:

Nr. 21, Katharinenkloster auf dem Sinai

Es wird allgemein dem Justinian zugeschrieben. In den noch originalen Dachstuhlbindern von Klosterkirche und Mauern finden sich Einträge, nach denen ein Architekt Stephanos aus Aila 548 und 565 für den Bau verantwortlich zeichnet.

„In der ältesten Quelle über das Kloster, den Chroniken des Patriarchen Eutychios von Alexandria aus dem 9. Jahrhundert, wird Helena, die Mutter des Kaisers Konstantin, als Gründerin der Marienkapelle genannt“ [wiki ↪ Sinai].

Das mag so gewesen sein, dennoch bleiben Zweifel, wenn man z.B. bedenkt, dass Helena sich – ohne Flugverbindung – auch um Trier sehr verdient gemacht haben soll und dass Quellen aus dem 9. Jh. – das wir für fiktiv halten – nicht mehr besonders zuverlässig Vorgänge belegen können, die ein halbes Jahrtausend vorher stattgefunden haben sollen.

Zudem ist von hier aus nicht zu klären, wie diese Gebälkinschriften genau aussehen: Ist nur der Name des Architekten verzeichnet oder auch noch die Jahreszahl selbst, denn dann dürfte man sich eigens wundern über eine *annodomini*-Datierung im 6. Jh. Und Architekten namens Stephanus könnte es ebenfalls mehrere gegeben haben. Das wirkt wie Vergangenheitsverschönerung, wenn nicht noch andere Motive dahinter stehen, die momentan nicht ohne weiteres einsehbar sind.

Wir erlauben uns daher je ein dickes Fragezeichen zu setzen, eines hinter den Bauherrn Justinian und eines hinter Helena. Stilkritische Analysen des Katharinenklosters könnten theoretisch klären, ob der Bau nicht auch in ein anders Jahrhundert passen würde – wenn es denn solche für Byzanz gäbe.

Exkurs zur byzantinischen Architektur

Dem Autor ist noch keine allgemeine Stilentwicklung byzantinischer Architektur untergekommen, etwa analog zu der Evolution im Westen mit Romanik, Gotik, Renaissance etc. In Übersichtswerken wird lediglich das Aufblühen byzantinisch-ravennatischer Architektur im 5. und 6. Jh. gerühmt, mit den Hauptvertretern Hagia Sophia und San Vitale. Danach scheint das Aufblühen dieser Architektur fruchtlos geendet zu haben. Und nebenbei: Allein dieser Befund ist merkwürdig, denn Byzanz hat offensichtlich keine

Stilentwicklung in der Architektur hervorbringen können, lassen doch die zitierten Bauwerke allein eine Entwicklung nicht erkennen. Das ist für ein mehr als 1.000 Jahre währendes Weltreich ein armseliger Befund. Und noch einmal nebenbei: Betrachtet man die Bebilderungen byzantinischer Geschichtswerke [Norwich; Ostrogorsky], dann fällt wieder die *Fülle der Leere* auf. Wir fühlen uns stark an den Slogan für Bayern erinnert: „NichtsNiemandNir-gendsNie“ [Illig/Anwander, 9, 14 f.].

Wieder zurück zum Katharinenkloster: Wir haben es nur mit einer – von uns sogenannten – weichen Datierung zu tun, also mit einer, die nur auf leicht fälschbaren schriftlichen Zeugnissen beruht und nicht auf bautechnisch-stilistischen, also einigermaßen harten archäologisch-architektonischen Datierungsfakten.

Nr. 20 ist die Stadtmauer von Antiochia (heute: Antakya),

die Justinian erneuert haben soll. Das längst im Sand des Flusses Orontes versunkene Antiochia war eine der vier Hauptstädte der Antike neben Alexandria, Rom und Konstantinopel mit entsprechender Prachtentfaltung. Dieser umkämpfte Ort wird 526 von einem Erdbeben zerstört und verliert angeblich Hunderttausende seiner Einwohner, wird um 540 von den Persern und Chosrau I. erobert, zerstört und entsiedelt. Justinian erobert es zurück und renoviert die Stadtmauer. Sie bildet noch 1097/98 beim ersten Kreuzzug ein schwer zu überwindendes Bollwerk, das mittlerweile die seldschukischen Herrscher schützt. Die Stadt wurde dann zur Hauptstadt des Fürstentums Antiochia erhoben.

Ein brauchbarer Beleg für justinianisches Bauen ist jedenfalls aus ein paar Jahren Renovierungsarbeit nicht ableitbar. Vergessen wir daher den Zusammenhang Justinian – Antiochia, denn

Nr. 19, Seleukia Pieria, die Hafenstadt Antiochias

wird für Justinian nicht einmal explizit erwähnt. Gegründet im späten 5. Jh., erfolgen nach den Erdbeben von 526 und 528 Bauarbeiten, die der justiniani-sche Zeit zugerechnet werden. Als harten Beleg für Justinians Bautätigkeit können wir das nicht werten.

Die Geburtskirche in Bethlehem (Nr. 18)

steht an einem Platz, der schon unter dem weströmischen Kaiser Hadrian ein Adonisheiligtum war. Dann ließ die *weithinbauende* Kaisermutter Helena, unterstützt von ihrem Sohn Konstantin, eine Kirche im Jahre 326 darüber errichten. Merkwürdig hierbei ist:

„Die Kirche Konstantins ist wahrscheinlich nicht für liturgische Zwecke errichtet worden, denn bei den Ausgrabungen konnte weder ein Altar noch ein Eingang zur Grotte gefunden werden“ [Ferté, 517].

Eine fünfschiffige Basilika muss nicht unbedingt eine Kirche sein, sondern könnte im 4. Jh. das gewesen sein, was sie im römischen Kulturbereich schon immer war: ein Profanbauwerk.

Merkwürdig auch, dass Jesus hier in einer Grotte (Erdspalte!) zur Welt kam, quasi als Produkt der Gaia, dabei wurde uns im Religionsunterricht eingehämmert, das sei in einem Stall passiert, angesichts von Ochs und Esel.

Eutychios, der melchitische Patriarch von Alexandria erwähnt im 10. Jh., dass Justinian das Gebäude abtragen ließ, um es durch eine große Kirche zu ersetzen, die auf dem Grundriss des 4. (!) Jh. errichtet wurde. *Wikipedia* spricht von einer „nur wenig größeren Kirche“. Auch stammen Kapitelle und Säulenschäfte aus dem 4. Jh., sind also sozusagen recycelt. Und schließlich meint sogar die *Mainstream-Wikipedia*:

„Gegen einen Neubau unter Kaiser Justinian I. im 6. Jh. spricht der Bau dekors des 5. Jhs., und es liegen auch keine Quellen für eine Bautätigkeit seinerseits in Bethlehem vor.“ [wiki → Geburtskirche]

Wir halten fest: eine „Quelle“ erwähnt – aus welchen politischen Gründen auch immer – 400 Jahre nach dem fraglichen Ereignis den Bau durch Justinian. Wir finden keine stilkritischen Merkmale erwähnt, die für Justinian sprächen; auch hat die Kirche, wenn sie denn je eine war, wundersamerweise die Perserstürme des 7. Jh. überlebt. Eine vage Angelegenheit: Zeitkürzungen unterstellt, wäre auch denkbar, dass heute noch im wesentlichen die spätantike Basilika zu sehen ist, die von den Kreuzfahrern des 12. Jh. restauriert wurde. Wir erlauben uns daher, hier ausnahmsweise *Wikipedia* lobend zu folgen und verabschieden somit den großen Justinian aus Bethlehem und damit aus dem heutigen Syrien-Palästina, um uns nun Kleinasien zuzuwenden.

Nr. 17, Nikaia, Hagia-Sophia

Wir gelangen zu einer der zahlreichen Hagia-Sophia-Kirchen, in dem gegenüber von Konstantinopel gelegenen Nikaia oder Nicaea, dem Ort des berühmten Konzils von 325 unter Konstantin I. Das später zur Moschee umgebaute Werk existiert nur noch als Ruine, von der wiederum nur die Apsis erhalten ist. Es müssen somit Ausgrabungsbefunde gedeutet werden, die unter der Ruine zu finden sind, und de la Ferté [513] vermerkt: „Wahrscheinlich während der Regierungszeit Justinians gebaut, wurde sie bei einem Erdbeben im Jahre 1065 zerstört“.

Wir erlauben uns, das „wahrscheinlich“ in ‘Wir haben keine Ahnung, aber weil ER so berühmt war, wird ER es gewesen sein’ zu übersetzen und das Hei-

lige-Weisheits-Kirchen-Bodendenkmal von Nicäa als nicht-justinianisch zu verbuchen. Wir kennen diese Art der Argumentation aus dem karolingischen Westen: Findet man Reste im Boden, die keinerlei stilistische oder bautechnische Zuordnungen erlauben, und kommt nur das 1. Jahrtausend in Frage, dann waren es bestimmt die Karolinger unter ihrem Größten!

Nr. 16 – Brussa

Ein „wahrscheinlich“ bzw. dasselbe Vorgehen der Historiker taucht auch bei unseren nächsten Objekt auf, in Brussa – ebenfalls in Kleinasien:

„Das *Eskikaplica-Thermalbadehaus*, eine Anlage aus dem 14. Jh., weist byzantinische Bestandteile auf, wahrscheinlich Reste des prachtvollen kaiserlichen Bades, das nach Prokop an dieser Stelle von Justinian angelegt worden war.“ [Ferté. 506]

So kennen wir das auch von unserem Karl: ein Biograf (hier Prokop, dort Einhard) berichtet von einem Objekt in einer Stadt, man gräbt nun oder ‘findet’ Teile – in einer (hier um 800 Jahre) jüngeren Anlage und schon sind sie karolingisiert oder justinianifiziert. Wir streichen deshalb den Ort aus unserer Liste justinianischer Bauten.

Nr. 15, die Johannes-Basilika in Ephesos

ist bereits das letzte Objekt in Kleinasien, eine Ruine. Nach der Baugeschichte gibt es drei Bauperioden. Im 4. Jh. wird ein Tetrapylon über dem Grab des Apostels Johannes errichtet; unter Theodosios II. (408–450) wurde das Tetrapylon zu einer kreuzförmigen Basilika mit Flachdächern hin erweitert. Justinian und Gemahlin Theodora ersetzten die vorhandenen Gebäude und versahen die lange Basilika mit etlichen Flachkuppeln, wie die Modelle veranschaulichen. Zudem belegen einige Monogramme des Kaiserpaares auf Kapitellen die Bauherrenschaft.

Ein Befund, der zunächst unseren und anderer Leute Verdacht erhärtet, dass sich christliche Kirchen zum Teil aus antiken Bauwerken herausentwickelt haben, etwa aus Triumphbögen, insbesondere Tetrapylenen bzw. Vier-Säulen-Hallen [vgl. Klabas 89-95] oder Wachtürmen!

Dass der Apostel Johannes hier begraben liegt, mag glauben wer will; wir tun es nicht. Selbst zu Rom dürften weder Petrus noch Paulus ruhen, ebenso wenig wie Jakobus in Santiago de Compostela. Das sind einst plausible Mythen, die man 500 oder 1.000 Jahre später geschaffen hat, um das Ansehen der Kirche, des Klosters oder des Ortes zu heben.

Das Ganze ist – wie erwähnt – eine pittoreske Ruine. Bauaktive Zeiten dürfen bei diesem Ort an der Mittelmeerküste Kleasiens immer erwartet werden. Ob nun Justinian der tatsächliche Bauherr war, oder ob andere die

vorhandene Basilika des Theodosius erweiterten und ‘verkuppelten’ oder ob derselbe eine frühere Basilika bereits in den in Modellen gezeigten Zustand verbaute, mag offen bleiben. Monogramme auf Kapitellen lassen sich leicht nachträglich anbringen und sind kein Beweis für eine solide Datierung. Wir vermerken hier ein Fragezeichen: Das Gebäude könnte von Justinian stammen, muss aber nicht, weil es sich nur um eine weiche Urkunden-Datierung handelt.

Nr. 14, die Eufrasius-Basilika zu Poreč in Istrien

ist die einzige der zitierten Kirchen, die dem Autor gut bekannt ist. Sie ist in Sachen Justinian schnell abzuhandeln, da sie zwar von Bischof Euphrasius zu Justinians Zeiten (Mitte 6. Jh.) erbaut wurde, aber ohne seine Mithilfe, zumindest ist in keinem einschlägigen Werk von einer Mitwirkung Justinians die Rede. Wir lernen: Auch ohne Justinian konnten zu seiner Zeit prachtvolle Bauten entstehen; ob Euphrasius samt Basilika nun wirklich nur im 6. Jh. unterzubringen ist, wie es der offizielle Stand der Forschung will, ist eine andere Geschichte.

Die Nummern 13 - 9 in Ravenna

werden zusammengefasst, da es sich hierbei merkwürdigerweise um einen prominenten *justinianischen* Ort handelt. Wir sprechen von fünf Objekten:

- San Vitale
- Sant’ Apollinare in Classe
- Sant’ Apollinare Nuovo
- Baptisterium der Arianer
- Erzbischöfliche Kapelle.

San Vitale (13)

Am berühmtesten in Sachen Justinian dürfte San Vitale sein, da hier eine der seltenen Abbildungen in Form eines Mosaiks von Justinian und seiner Gemahlin Theodora existiert – zumindest wird das behauptet, denn eine Beschriftung existiert hierzu nicht und eine solche würde auch nicht weiterhelfen (inschriftlich benannt ist nur Erzbischof Maximianus). *Wikipedia* spricht gar von Porträts. Schlägt man x-beliebige Bücher über Byzanz auf, strahlt einem immer nur diese eine Abbildung entgegen, dazu ein Münzkonterfei. Die Situation ähnelt wiederum der bei Karl d. Gr.: ihm wurden nur drei zeitgenössische Darstellungen zugerechnet – auf einem Denar, die Stuckfigur in Müstair und das Reiterlein, letztere beide von den meisten Forschern viel später gesehen. Allerdings übertrifft er mit späteren Konterfeis Justinian bei weitem.

Dass es sich bei dieser musivischen Abbildung um ein Porträt oder wenigstens um eine entfernte Ähnlichkeit handelt, darf bezweifelt werden, denn ein Bauherr Justinian taucht für San Vitale nicht auf:

„Der ravennatische Chronist Agnellus berichtet im 9. Jahrhundert, dass der katholische Bischof Ecclesius, der sein Amt von 521 bis 532 innehatte, der Begründer des heute zu sehenden Baus gewesen sei. Dies wird bestätigt, durch ein Mosaik in der Apsis der Kirche, welches Ecclesius als Stifter des Baus präsentiert.“ [wiki → San Vitale]

Andreas Agnellus schrieb analog zum Buch der Päpste seinen *Liber Pontificalis Ecclesiae Ravennatis*, der in zwei Handschriften vorliegt: eine von 1413, die andere aus dem 16. Jh. Insofern wollen wir deren Glaubwürdigkeit nicht überschätzen. Der Bau zeigt weiter das Monogramm eines Julianus *Argentarius*, der als reicher Bankier – trefflich mit *Silbersack* einzudeutschen – den Bau (und auch den von Sant’Apollinare in Classe) finanziert haben soll – etwas verwunderlich, denn im allgemeinen hören wir vom Bankwesen und von reichen, mäzenatischen Bankiers erst aus der Zeit der italienischen Renaissance.

Weiter findet sich das Monogramm von Bischof Victor (537/38–544/45), unter dem wohl die eigentlichen Bauarbeiten durchgeführt wurden. Zu seiner Zeit erobert Byzanz Ravenna von den Ostgoten zurück. Laut Agnellus wurde die Kirche dann unter Bischof Maximian (546–556) geweiht [ebd.].

Immer wieder irritiert der runde Heiligenschein (Nimbus), der zumindest im Westen nur einem Heiliggesprochenen zusteht. Daneben gab es in der römisch-mittelalterlichen Kirche den Brauch, den Nimbus von Lebenden in Rechteck- oder Quadratform zu gestalten; allerdings wies Illig [1996b] darauf hin, dass dieser meist blaue Nimbus nur für Personen aus der Phantomzeit zum Einsatz kam. Es gibt freilich in Ravenna weitere vier runde, goldene Nimben bei phantomzeitlich einzuordnenden, hochstehenden Lebenden: In der Apsis von Sant’Apollinare in Classe verleihen gleich drei Vertreter des Kaiserhauses – Konstantin IV. Pogonatus sowie seine Brüder Heraclius und Tiberius – ein Privileg an die ravennatische Kirche, vertreten durch Erzbischof Maurus und den niederen, nimbuslosen Geistlichen Reparatus. Obwohl im Internet auch dieses Mosaik den justinianzeitlichen zugerechnet wird, muss es als Werk des 7. gelten [Peterich, 322], wird doch die Privilegienvergabe auf 666 datiert. Nachdem der Osten später ebenfalls Christus, Maria und alle Heiligen mit Rundnimben ausstattet, bleibt der runde Goldnimbus honoriger Lebender in Byzanz unerklärt. Einen Hinweis geben könnte, dass dem ganz linken Kaiserbruder ein rechteckiger Nimbus in den runden ‘eingebildet’ worden ist (s. Folgeseite).

Da Michael Meisegeier in diesem Heft bereits auf die weiteren vier genannten Bauten eingeht und keiner mit einem Bauherrn Justinian in Verbin-

Apsismosaik in Sant'Apollinare in Classe mit Kaiser Konstantin IV. (der bei der Privilegienvergabe noch nicht Kaiser war), Heraclius und Tiberius; ganz links der Kaiserbruder mit rundem und rechteckigem Nimbus [sacred]:



derung gebracht wird, übergehen wir hier *Sant'Apollinare in Classe* (12), *Sant'Apollinare Nuovo* (11), *Baptisterium der Arianer* (10) und die *Erzbischöfliche Kapelle* (9).

Abschließend sei zu Ravenna angemerkt: es baut, *kuppelt* und musiviert *byzantinisch* lange, bevor 540 die Byzantiner unter Justinians Herrschaft Ravenna erobern, beispielsweise abzulesen am Baptisterium der Orthodoxen. Sollte man da nicht besser von ravennatischer Kunst sprechen, die möglicherweise den alten römischen Osten befruchtet hat? Stimmen die Datierungen der Bauten? Einerseits werden leichte Gewölbe mit Tonröhren errichtet, andererseits wird für das Grabmal des Theoderich sicherlich mühsamst ein Monolith aus Istrien angeschleppt und ausgehöhlt. Geschah das aus Prestige-Gründen oder gehört das Grabmal in eine ganz andere Zeit, in der man weder die Tonröhrentechnik noch soliden Gewölbebau, noch das Betonieren wie beim Pantheon zu Rom beherrschte?

Wir nähern uns nun dem Stammland Justinians I. und kommen von Italien und Istrien nach Griechenland zu

Nr. 8 – Thessaloniki: Hosios-David-Kirche

Diese Kirche wird in der Liste aufgeführt, weil sie um 500 errichtet ist, also in justinianischer Zeit. Justinian wird aber nicht erwähnt, so dass wir diese Kirche von der Liste nehmen können.

Nr. 7 und 6 – Philippi

„Von der alten Basilika A, bestehen nur noch der Grundriß und Bruchstücke ihrer einstigen Ausschmückung, die von ihrer ungewöhnlichen Schönheit zeugen. [...] Ihre Datierung bleibt hypothetisch, da Inschriften wie historische Quellen fehlen, doch geht sie entweder auf das zweite Viertel oder das Ende des 5. Jh. oder etwa auf das Jahr 500 zurück“ [Ferté, 537].

Die 55 m lange Anlage streift nur die Justinianzeit und kann ohne diesen auskommen. Man sieht, ohne (gefälschte) schriftliche Quellen tut sich der Ausgräber beim Datieren schwer, schwanken sie doch hier zwischen ca. 425 und 510.

Von der Anlage B stehen noch einige Mauern, und eine Rekonstruktion des Aufrisses ist abgebildet. Ein erster Bau zerfiel nach einem Erdbeben möglicherweise 518, danach Bauzeit um 540–550:

„Die Basilika spiegelt eindeutig die Formensprache der großen justinianischen Kirchen wider. Sie zeigt auch in ihrem qualitativ hochwertigen Dekor den direkten Einfluß Konstantinopels (was sich übrigens auch durch die damalige Abhängigkeit Ostmakedoniens von der Hauptstadt erklären ließe). Die Kapitelle sind außergewöhnlich: aus einheimischem Marmor hergestellt, schließen sie sich in der bildhauerischen Ausführung jedoch vollkommen denjenigen der Hagia Sophia an.“ [Ferté, 538]

Hier waltet also der Einfluss Justinians über die Hauptstadt und deren Hagia Sophia und – wir lassen die Bewertung offen, bis wir dorthin gelangt sind.

Nr. 5 – Kastoria

In Kastoria finden sich fünf alte Kirchen, erbaut zwischen 900 und 1150. Justinianisch soll laut Prokop die Stadtmauer sein. Wir vermerken analog zu Antiocheia ein dickes Fragezeichen.

Nr. 4 – Theodor-Klosterkirche in Konstantinopel

Wir sind im byzantinischen Stammland angekommen und zwar in der Hauptstadt. Man ist sich nicht sicher, ob diese Kirche/Moschee ein byzantinisches Bauwerk war oder ist. Man glaubt jedenfalls, dass Steinplatten, Säulen und Kapitelle des Innenraumes aus dem 6. Jh. stammen und damit vielleicht auch aus justinianischer Zeit – ein Befund, der Justinian I. als Bauherrn nicht stützen kann, weshalb der Theodors-Bau aus der Liste gestrichen wird.

Bevor wir nun zu den Höhepunkten justinianischen Bauens kommen, sei eine kleine Zwischenbilanz erlaubt. Von 18 bisher betrachteten und vom Autor de la Ferté erwähnten justinianischen Bauten konnten 13 gestrichen

werden; die restlichen haben wir mit dicken Fragezeichen versehen müssen. Wäre also nicht die Hauptstadt, könnte man das byzantinische Reich auch als *justinianrein* betrachten, trotz bzw. gerade wegen Ravenna. Damit kommt der große Justinian dem großen Karl erstaunlich nahe. Bevor wir nun seine Hauptkirchen in der Hauptstadt untersuchen, sind daher einige Überlegungen grundsätzlicher Art zu Justinian angebracht.

Justinian der Gr. und Karl d. Gr. – eine Parallelaktion ?

Es gibt eine Reihe von erstaunlichen Analogien zwischen beiden Herrschern:

- Justinian wird um 482 als Bauernsohn geboren – nicht gerade standesgemäß [Ostrogorsky 45];
Karl wird am 2. April – außerehelich – geboren, im Jahre 742 oder 743 oder 747 oder 748.
- Justinian: Es wird ein Tauresium bei Justiniana Prima als Geburtsort genannt und zwar etwas vage, „weshalb sich bis heute verschiedene Orte in Serbien um den Stadtgründer streiten; zur Zeit liegt Caricin Grad in der Gunst vorn“. [wikipedia lt. Koch, 144]
Karl kam an 12 Ortschaften zur Welt, bzw. 12 Orte streiten um die entsprechende Ehre.
- Justinian erhielt zumindest zeitweise den Zusatz „der Große“;
Karl wird seit langem und bis heute mit dem Beinamen *der Große* geziert.
- Justinian gilt in den Ostkirchen bis heute noch als Heiliger;
Karl wurde zeitweise und regional begrenzt für heilig erklärt.
- Justinian gilt als einer der bedeutendsten Herrscher der Spätantike. Seine Regierungszeit markiert dabei eine wichtige Stufe des Übergangs von der Antike zum Mittelalter und somit den Übergang von römischer Tradition zu byzantinischer Regierung [lt. Wiki];
Karl der Große gilt als einer der bedeutendsten Herrscher der (späten) Spätantike. Seine Regierungszeit markiert dabei eine wichtige Stufe des Übergangs von der Antike zum Mittelalter und somit den Übergang von römischer Tradition zu fränkischer Regierung [frei nach Wiki → Karl].
- Justinian erbaut ein großes Reich, auf Basis des alten römischen;
Karl erbaut ein großes Reich, auf Basis des alten römischen.
- Justinian zeigt keine zeitgenössische Abbildungen, wenn man von fragwürdigen Münzen absieht;
Karl zeigt keine zeitgenössische Abbildung, da wir auch seine Porträtmünze dem Carolus simplex zuordnen.
- Justinian als Missionar [Ostrogorsky, 44 f.]:
„Ja, es war seine heilige Mission, römisches Land von der Herrschaft fremdstämmiger Barbaren und arianischer Häretiker zu befreien, um das

Imperium in seinen alten Grenzen wiederherzustellen als ein einziges römisches und orthodox christliches Kaiserreich. In den Dienst dieser Mission stellte sich die Politik Justinians I. (527–65).“

Karl hat auch eine Mission zu erfüllen. So schlachtet er bekannterweise die Sachsen ab, um sie zu katholisieren.

Einwurf: Man darf misstrauisch sein ob solch idealistischer Ziele, die diesen Herrschern unterstellt werden. Herrscher, die man genauer kennt, ob römisch, türkisch, chinesisches oder christlich-abendländisch (von Nero bis Wilhelm II.) lassen üblicherweise erkennen, dass sie neben dem Machterhalt hauptsächlich an Wein, Weib und Gesang interessiert sind und dafür – über Leichen gehend – Macht und Geld anhäufen; zwischendurch gibt es weltfliehende, mehr oder weniger sympathische Spinner, wie Ludwig II. von Bayern. Superidealistische Herrscher, die *höhere Ziele* verfolgen, darf man zunächst einmal als märchenhaft einstufen, bis wirklich harte Daten vorliegen, die den Idealismus tatsächlich belegen.

Doch weiter in unseren Parallelen:

- Justinian bemüht sich in Sachen Verletzung der Sexualmoral mit Hilfe seiner Ehefrau in rühriger Weise. Laut ‘Hofberichterstatter’ Prokop treibt es dieses *Gottesgeschenk* (griechisch für Theodora) mit allen und jeden. Karl als bester katholischer und ruhmreicher Staatschrist kennt Ehefrauen, Friedelfrauen und besitzt schließlich einen Harem.
- Justinian ist reformeifrig, aber nicht unbedingt erfolgreich:
„Die Verwaltungsreformen Justinians entbehrten einer allgemeinen klaren Richtlinie und vermochten keine grundlegende Neuregelung des veralteten Verwaltungswesens herbeizuführen. Sie schufen Mischformen und bildeten nur den Übergang von der klaren diokletianisch-konstantinischen Ordnung zu dem ihr entgegengesetzten, ebenso klaren Verwaltungssystem des Herakleios.“ [Ostrogorsky, 50]
Karl ist Superreformer und -erfinder, etwa (im Alphabet von G bis K): *Gartennormierer, Gelehrtenrepublikaner, Generalist, Germanist, Gesetzgeber, Gewerkschaftler, Gottessohn, Gottesstaatgründer, Grafschaftsverfasser, Grammatiker, Haupt der Welt, Hauptstadtgründer, Heeresreformer, Heilfürsorger, Heiliger, Herkules, Herr von Jerusalem, Hofspracheneinführer, Hoherpriester, Inquisitionsbeweiser, Jurist, Kaiseraspirant in Byzanz...* [Illig 1996, 396]
- ‘Copperfeldeffekt’ bei Justinian:
„Wenn wir über Mitteleuropa hinausschauen, dann finden wir im byzantinischen Reich noch dramatischere Zustände. Nach der Blütezeit unter Justinian I. (527–565) sind **fast 1500 Städte verschwunden und erst Jahrhunderte später wiederaufgetaucht.**“ [Illig 1996, 147; Mango 1980, 60-81]
Copperfeldeffekt bei Großkarl [s.u.a. Illig 1996; 141-148]:

Hunderte von Pfalzen, Klöstern, großen und kleinen Kirchen bzw. Kathedralen werden unter Karl errichtet und tauchen, wenn überhaupt, erst wieder ab dem 11. Jh. auf.

- Justinian hat einen höchst zweifelhaften Biografen namens Prokop:
„Von den modernen Historikern wird Prokop im Gegensatz zu früher für eine problematische Quelle gehalten [Börm 2007, 13]. Die erst im 17. Jh. wieder entdeckten *anekdota* hätte man liebend gerne einem anderen Autor zugewiesen. [...] Erst Autoren des 10. Jh. beziehen sich überhaupt auf die *anekdota*.“ [Koch, 143] Im Gegensatz zu Einhard ist Prokop erheblich ausführlicher, aber dafür um so widersprüchlicher bzw. unglaubwürdiger, insbesondere mit seinen Berichten über die Kaiserin Theodora, die er als Megahure hinstellt.
Karl hat einen höchst zweifelhaften Biografen namens Einhard, erschaffen vermutlich von Wibald von Stablo im 12. Jh.
- Justinians Reich zerfällt nach seinem Tod;
Karls Reich zerfällt nach seinem Tod.

Das sind m. E. genug der Parallelen, um Justinian unter Generalverdacht zu stellen: Ist er der große Karl des Ostens? Müsste Justinian – lat. für der *Gerechte* – dann wie Großkarl aus der Geschichte entfernt werden? Das kann doch nicht sein, werden viele einwenden denn:

„Die Tatsache, dass wir noch heute nach den Instituten des Römischen Rechts leben, war bis zum Inkrafttreten des BGB am 1. Januar 1900 triviales Allgemeingut. Von den Tagen der frühen römischen Republik an bis auf unsere Zeit [...] bewährt sich Römisches Recht als wichtiges gemeinsames Kulturerbe Europas, vermittelt durch das justinianische Regelwerk im *Corpus Iuris Civilis*.“ [Koch, 134]

So beginnt Marianne Koch ihren leider noch zu wenig beachteten Aufsatz über Justinian und seine – vermeintlichen – Wirkungen bis heute. Koch kann verschiedene, massive Ungereimtheiten zu Justinian und seinem Wirken nachweisen und das ausgerechnet auf dem Gebiet, das ihm seinen Beinamen der *Gerechte* einbrachte, also bei der Kodifizierung römischen Rechts [Koch 139 ff.]:

- Da gibt es Arbeitsteams, die in drei Jahren 3 Millionen Zeilen Rechtstext aufarbeiten;
- da wird neues Recht ausgerechnet im Jahre 1 nach dem großen Osterzyklus eingesetzt;
- da gibt es chronologische Irritationen im Betrag von 100 Jahren:
„Es besteht kein Zweifel: der gesetzgebende Kaiser, der sich Justinian (Rechtsjünger) nennt und seine Gesetze 533 erlässt, verortet sich selbst bei ca. 633 n. Chr. auf der Zeitskala!“ [Koch, 141]

Hier scheinen die nachträglichen Erfinder ungenau gearbeitet zu haben, was nicht verwundert, wenn die einen Werke ab dem 10. Jh. entstanden sein sollen, die anderen ab dem 17. Jh. *wiederentdeckt* werden.

Koch kann offensichtlich noch keine Angaben darüber machen, wer in wessen Interesse Justinian samt Prokop nachträglich erfunden hat, aber da wir hier noch am Anfang einer Entwicklung stehen, sind wir zuversichtlich, dass sie weitere wichtige Ergebnisse bringen wird.

Aber da sind doch noch die großartigen Bauten des Justinian. Sie sollen – wie Aachens Pfalzkapelle die Existenz Karls verbürgt – die Existenz des Justinian beweisen. Der Zeiteinsparer wird lächeln ob dieses Einwandes und auf Illigs Umdatierung der Pfalzkapelle ins frühe 12. Jh. [1996; 2011] verweisen oder auf die durch Volker Hoffmann [2004: s. Niemitz/Illig] ins frühe 6. Jh. Gelingt hier ähnliches? Nein, ich muss bekennen: vorerst nicht, dennoch bleiben die Zweifel.

Nr. 3, 2, 1: Sergios-und-Bakchos-Kirche • Hagia Eirene • Hagia Sophia

„Die Kirche [Sergius und Bacchos] wurde zwischen 527 und 536 im Hormisdas-Palast gebaut. Dieser lag am Ufer des Marmarameeres unterhalb des Hippodroms und diente während der Herrschaft Justins II. dem Thronfolger Justinian als Wohnsitz, den er auch nach seiner Thronbesteigung beibehielt. Der von Theodora in ein monophysitisches Kloster umgewandelte Palast hatte nach den historischen Quellen bereits eine den Aposteln Petrus und Paulus geweihte Basilika [...]

Vom ursprünglichen Dekor sind nur noch die plastischen Teile erhalten. Nach Prokop waren die Wände mit farbenprächtigem Marmor verkleidet, die Kuppel war mit Mosaiken geschmückt, und überall glänzte es von Gold. Heute ist der Verputz mit türkischem Dekor versehen.“ [Ferté, 499]

Wir haben es hier also mit einer *ganz sicher* von Justinian gebauten Kirche zu tun, zumindest laut schriftlicher Quelle: *De aedificiis - Bauwerke* von unserem 'überaus zuverlässigen' Prokop – also handelt es sich doch wiederum um eine weiche Datierung. Noch einmal hierzu Auszüge aus dem, was Koch [143] zusammengestellt hat: eine

„Doktorarbeit zur Beurteilung der römisch-sasanidischen Beziehungen im Werk Prokops enthüllt trotz Beschönigungen durchweg Prokops Unzuverlässigkeit und – soweit an anderen Quellen prüfbar – Falschinformation. Die Existenz des neupersischen Sasanidenreiches unter Chosrau und Nachfolgern bis zum Sieg des Islam gerät entgegen Börmers eigener Absicht [!] ganz erheblich ins Wanken. Nach ihm schildert Prokop Persien oftmals als Spiegel von Byzanz, z.B. den Nika-Aufstand. Parallele zeitnahe Quellen existieren nicht [Börm 2007, 69]. Erst im 10. Jh. berichten

arabische Autoren über den Sieg des Islam und dessen Vorgeschichte, wobei sie große Quellennähe zu Prokop bzw. seinen Fortsetzern wie Agathias, Theophylakt u.a. zeigen.“

Auf deutsch: Wir haben eine desolante Quellenlage. Ein Autor erfindet – wann und wofür auch immer – für Byzanz ‘Gschichterln’ wie z.B. den Nika-Aufstand, bei dem sich das *Gottesgeschenk* bewährt haben soll (das dann mit Heiligenschein angeblich zu Ravenna in San Vitale als Kaiserin musiviert ist) und verwendet es auch gleich für seine persischen Geschichtserfindungen; das reduziert den Erfindungsaufwand. Andere – arabische – Autoren, angeblich des 10. Jh., verwenden diese Motive zur Verherrlichung des Islam; heute kann man kaum mehr nachvollziehen, wer was wann zu welchem Zweck verfasst hat. Sicher erscheint m.E. nur eins: dass das alles höchst zweifelhaft ist, also vermutlich Zweckerfindungen mit geringem oder keinem realen historischen Hintergrund!

Die Zuschreibung unserer letzten drei Justinianbauten beruht also schwerpunktmäßig, wenn nicht ausschließlich auf Prokops Bautenkatalog! Hierzu wieder Koch [143 f.]:

„Justinians Bauprogramm ist laut *Bauwerke* gigantisch und umfasst beinahe das ganze Reich außer Italien. Die Bücher IV und V bestehen nur aus Aufzählungen, ohne jede Charakterisierung z.B. der Landschaft, der Logistik oder des genaueren Aussehens und der besonderen Funktion. Aber auch die wenigen Ausnahmen wie die Hagia Sophia werden weitgehend vom Gefühl her beschrieben, um dann mit Legenden zu Justinian selbst, aber auch zu Heiligen überprägt zu werden.“

Vor dem Hintergrund unserer oben dargelegten Statistik angeblich justinianischer Kirchenbauten leuchten diese Aussagen von Koch [144] besonders hell:

„Meines Erachtens ist der Bautenkatalog auch im Verein mit nachgewiesenen Bauwerken des 6. Jh. allein kein Beweis für die justinianische Existenz im selben Zeitraum, schon gar nicht für die gleichzeitige Existenz eines Prokop. Die archäologische Evidenz wird gleichsam durch die pergamentene Kalibrierung an Prokop unterwandert!“

Das Leuchten dieser Aussage entsteht eben dadurch, dass oben nachgewiesen wurde, dass außerhalb der Stadt Byzanz keine kirchlichen Bauwerke des Justinian existieren bzw. einigermmaßen plausibel nachweisbar sind.

Die *Sergios-und-Bakchos-Kirche* wurde offensichtlich nur durch schriftliche Quellen in das Zeitalter Justinians datiert. Und derart sensibilisiert betrachten wir nun, wie de la Ferté [496] die Hagia Eirene einschätzt:

„Diese Kirche existierte schon während der ersten christlichen Jahrhunderte als kleines Heiligtum, das Konstantin vergrößerte und dem Göttli-

chen Frieden (Eirene) weihte. Sie war die Kathedrale der Stadt bis zum Jahre 360, als die Bauarbeiten der ersten Hagia Sophia beendet waren, und auch während der Zeit, als diese nach dem Brand im Jahre 404 wiederaufgebaut wurde, In der Hagia Eirene tagte unter Theodosius I. 381 das zweite Ökumenische Konzil“.

„Die Hagia Eirene teilte bis zur Eroberung die Schicksale der Hagia Sophia. Zusammen bildeten sie die sogenannte »*Megale Ekklesia* - die Große Kirche« [...] Auch die Hagia Eirene brannte beim Nika-Aufstand (18. Januar 532) ab. Das heutige Gebäude wurde unter Justinian im Jahre 532 wiederaufgebaut: sie wurde nach der Hagia Sophia die größte Kirche Konstantinopels. Die beiden anderen Bauperioden datieren aus dem Jahre 564 nach einem zweiten Brand, bei dem das Atrium sowie ein Teil des Narthex beschädigt wurden, und aus dem Jahre 740, als sie nach einem Erdbeben durch Leon III. oder Konstantin V. Kopronymos wiederaufgebaut und erweitert wurde.“

Nach allerlei Umwidmungen unter den Türken

„wurde ihre ursprüngliche Gestalt aus der justinianischen Zeit wiederhergestellt, ohne daß jedoch die Instandsetzungen des 8. Jh. und die Hinzufügungen der türkischen Zeit beseitigt worden wären.“ [ebd. 496]

Derartige Einschätzungen sagen alles und nichts. Von bauhistorischen Untersuchungen ist keine Rede; alte Abbildungen fehlen im Buch und man behauptet einfach, dass der justinianische Zustand wiederhergestellt worden ist. Wer und was bürgt dafür, dass das nicht der Zustand von 740 ist, nach der Zerstörung durch ein Erdbeben; oder – die Phantomzeitthese unterstellt – dass es nicht der von 360 oder 404 ist. Zumindest kommt die Baugeschichte problemlos auch ohne Justinian aus.

Zudem hat das Abbrennen wichtiger Gebäude bei besonderen Ereignissen, so wie es hier geschildert wird, ein ‘Gschmäckle’. Bei diesem auch in Persien ähnlich abgelaufenem Nika-Aufstand rebellierten die Partei der Grünen und Blauen – plötzlich vereint – während einer Vorführung gegen den Kaiser. Wie geschildert wurden dann letztlich die Aufständischen in der Arena eingesperrt und nach Karlsart sachsenmäßig abgeschlachtet; bei Norwich [232] ist nachzulesen, dass es sich um 30.000 Tote handelte. Und wie das so nach Brandkatastrophen gemäß Nero-Syndrom abzulaufen hat, heißt es bei Norwich [233]:

„Viel Arbeit wartete auf Kaiser und Volk. Die Hauptstadt lag in Trümmern und mußte um jeden Preis wiederaufgebaut werden, wenn möglich in größerem, eindrucksvollerem Maßstab als zuvor. Dies war zwar in erster Linie Aufgabe des Stadtpräfekten und seiner Angestellten, die Gebäude im Zentrum der Hauptstadt waren aber eindeutig zu wichtig, um sie Untergebenen zu überlassen, und an oberster Stelle rangierte die Hagia

Sophia. Justinian entschied, daß dies sein Werk werden solle, und verlor keine Zeit. Am 23. Februar 532 [!] nur neununddreißig Tage nach ihrer Zerstörung, begannen die Arbeiten am dritten und letzten Bau der Kirche der Heiligen Weisheit.“

Franz Joseph Strauß hat uns den Begriff Byzantinismus als Bezeichnung für kriecheische und schleimende Unterwerfung durch Zitate und eigene Amtsführung wieder vertraut gemacht: Damit

„wird auf das aus neuzeitlicher, westeuropäischer Sicht völlig unakzeptable Hofzeremoniell angespielt, das sich im Byzantinischen Reich um die Person des Byzantinischen Kaisers herum entwickelt hatte. Dazu zählte beispielsweise der durch mechanische Vorkehrungen in die Höhe schwebende Thron, die Heerscharen weiß gekleideter Eunuchen und der Gebrauch der Proskynese, also das Gebot, sich bei Annäherung an die geheiligte Person des Kaisers flach zu Boden zu werfen“ [Wiki → Byzantinismus].

Diese rückgratslose Unterwerfung scheint damals angesichts dieser schnellen Umsetzung der Bauvorhaben noch nicht sonderlich ausgeprägt gewesen zu sein. Weiter muss man als Fortschritt der kaiserlichen public relations festhalten, dass nicht mehr der Kaiser persönlich im Verdacht stand, die Stadt zwecks Sanierung und grandiosem Wiederaufbau angezündet zu haben, wie weiland bei Nero, sondern die Opposition, die somit berechtigterweise gleich ausgelöscht werden muss.

Wir sind bereits beim letzten, vermeintlich justinianensischen Triumphbau gelandet, der *Hagia Sophia*, deren Baugeschichte parallel zu der der Eirene verläuft und die in mancherlei Hinsicht mehr als bewundernswert dasteht [Norwich, 234 f.]. Das Grundkonzept der Hagia Sophia

„präsentiert sich in der Tat als so revolutionär, daß Justinian höchstwahrscheinlich [!] bereits längere Zeit vor dem Nika-Aufstand mit den beiden ausgewählten Architekten Anthemios von Tralles und Isidor von Milet dran gearbeitet hat. Trotz ihrer unbestrittenen fachlichen Qualitäten hätten sie ihre Pläne kaum in weniger als sechs Wochen zeichnen können.“

Da kommt so ein Standbrand gelegen. Allerdings: „Über diese beiden Architekten ist nur wenig bekannt.“ [ebd. 234] Das dürfte wenig verwundern, viel mehr hingegen die wundersame Gewinnung von Kuppelbauspezialisten:

„Prokop zufolge ließ er Künstler und Handwerker »aus der ganzen Welt« [Wo gab es denn damals sonst noch große Architektur? In Ravenna? GA] kommen. Laut einer anderen Quelle ernannte er hundert Vorarbeiter, von denen jeder hundert Männer unter sich hatte, fünftausend auf der Nord- und ebensoviele auf der Südseite; beide Gruppen sollten sich gegenseitig zu größerer Eile anstacheln.“ [ebd. 235]

Aber es werden auch Ungereimtheiten vermeldet [Norwich, 236]:

„Interessanterweise erwähnen weder Paulos Silentarios [sic!] noch andere Zeitgenossen die Existenz figürlicher Mosaiken. [...] Hätte es aber welche gegeben, ist es unvorstellbar, daß Paulos und Prokop, ganz zu schweigen von anderen Autoren kein Wort darüber verloren hätten.“

Daher sei auch hier die Vermutung erlaubt, dass diese Hymnen auf die Hagia Sophia von Personen verfasst wurden, die diese Kirche gar nicht gesehen haben, oder nur in einem Zustand, in dem sie nicht musivisch geschmückt war. Die Datierung und Deutung von Mosaiken ist sowieso ein Problem für sich [Meisegeier 2011; Illig 1996, 310-315].

Alles hierzu klingt irgendwie märchenhaft und zu schön um wahr zu sein. Die Fertigstellung des Rohbaus [wiki ↔ Hagia Sophia] oder die Einweihung [Hotz, 155] wurde am 27. 12. 537 begangen, nur fünf Jahre, zehn Monate und vier Tage nach der Grundsteinlegung, indem der Kaiser mit seinem Triumphwagen in die Kirche preschte [ebd. wiki] und sowohl Gott wie dessen ersten Diener lobte:

„Preis und Ehre sei Gott, dem Allerhöchsten, der mich für würdig hielt, ein solches Werk zu vollenden. Salomo, ich habe Dich übertroffen!“ [Hotz, 155].

Schön erzählt. Wenn man erfährt, dass die Kuppel am 7. 5. 558 bei einem Erdbeben einstürzte und der Wiederaufbau allein fünf Jahre betrug (neue Einweihung am 24. 12. 563 [Hotz, 156]), dann ließe sich zumindest an eine Bauzeit von 532 bis 563 denken.

Bilanz

Die bisher dargelegten Befunde mit den zahlreichen Ungereimtheiten und märchenhaften Berichten lassen es m.E. zu, begründet an der Existenz Justinians zu zweifeln, analog zu der Karls des Großen. So ist der Kirchenbau im byzantinischen Reich zwanglos darstellbar ohne Justinian, den Marianne Koch ohnehin aus anderen Gründen für fiktiv erachtet. Dieser Ansatz zwingt auch dazu, sich neue, eventuell auch revolutionäre Gedanken über die Datierung früh-christlich-byzantinischer Kirchenbauten in Konstantinopel und insbesondere Ravenna zu machen, wie das jüngst Meisegeier [2010] dankenswerterweise schon begonnen hat.

Fällt die bisher so gesehene ‘chronologische Festung’ Justinian, so ergibt sich Raum für mögliche weitere nachchristliche Phantomzeitstücke. Ob diese nun direkt von 614 an nach rückwärts anschließen oder noch früher einsetzbar sind, bleibe zunächst dahingestellt. Weitere Forschungen schaffen hier in Zukunft hoffentlich mehr Klarheit zum überaus schwierigen sog. ersten nachchristlichen Jahrtausend.

Zitierte Literatur

- Börm, Henning (2007): *Prokop und die Perser*; Stuttgart
fairychimney = <http://www.fairychimney.com/deutsch/cappadocia/underground.htm>
Ferté, Étienne Coche de la (1982): *Byzantinische Kunst*; Freiburg
gzg = <http://www.gzg.fn.bw.schule.de/lexikon/byzanz/allgem.htm>
Hotz, Walter (21978): *Byzanz · Konstantinopel · Istanbul. Handbuch der Kunstdenkmäler*; München · Berlin
- Illig, Heribert (1996a): *Das erfundene Mittelalter*; Gräfelting
- (1996b): Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik. Eine Verschiebung und ihre Begründung; *ZeitenSprünge* 8 (3) 302-326
- (2011): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelting
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Gräfelting
Klabes, Heribert (Hg. A. Otte, 2008): *Corvey. Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas*; Oerlinghausen (1997)
- Koch, Marianne (2008): Prüfstein Rechtsgeschichte. Justinianische Spurenlese; *ZeitenSprünge* 20 (1) 134-145
- Meisegeier, Michael (2010): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel; *ZeitenSprünge* 22 (3) 612-639
<http://www.m-meisegeier.homepage.t-online.de/Rom.htm>
- (2011): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! Teil 2: Italien (ohne Rom) und Thessaloniki; *ZeitenSprünge* 23 (2) 375-401 [eingesehen in der Fassung von 2010]
- Niemitz, Hans-Ulrich / Illig, Heribert (2004): Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann; *ZeitenSprünge* 16 (2) 272-278
- Norwich, John Julius (1998): *Byzanz. Der Aufstieg des Oströmischen Reiches*; Düsseldorf
- Ostrogorsky, Georg (1963): *Geschichte des byzantinischen Staates*; München
- Peterich, Eckart (1958): *Italien. Ein Führer. Erster Band: Oberitalien · Toskana · Umbrien*; München
- sacred = <http://sacred-destinations.com/italy/ravenna-sant-apolinare-classe-photos/slides>

Gerhard Anwander, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5
Gerhard.Anwander@gmx.de

Byzanz im Visier

Zwischen Erinnerung und Zukunft

Heribert Illig

Wenn ich Gunnar Heinsohns Ansatz zu einer doppelt so radikalen Kürzung der christlichen Zeitrechnung mitsamt flankierenden Aufsätzen im Entstehen beobachte, dann tauchen etliche Erinnerungen auf.

Ab 1991 lief mein Versuch, die Dauer der gerade erkannten Phantomzeit festzulegen. Zwar rieten Wohlmeinende davon ab, weil man damit (zu diesem Zeitpunkt) scheitern müsse, andererseits konnte ich von niemandem Zustimmung zur Streichung einer ganzen Epoche erwarten, wenn der Urheber noch nicht einmal selbst die Größenordnung taxieren konnte. Also machte ich mich an Eingrenzung und Fixierung. Zunächst war alles möglich: 200, 300, 400, nicht zuletzt die 532 Jahre des großen Osterzyklus, der den großen Vorteil gehabt hätte, in Hinblick auf Wochentag, Schalttag und Mondposition gegen keine astronomische Regel zu verstoßen. Aber wie sollte das in Verbindung mit den architektonischen Überresten gebracht werden, die zunächst das Richtmaß bildeten, solange die Fülle der archäologischen Funde nicht hinreichend überschaubar war?

Im *Westen* scheinen die Römer nach ca. 350 keine profanen Großbauten mehr in Angriff genommen zu haben, nur noch christliche Kultgebäude wie Lateransbaptisterium, S. Stefano Rotondo, Santa Maria Maggiore, Santa Sabina (alle dem 5. Jh. zugewiesen) oder San Lorenzo fuori le mura (6. Jh.). Danach wird es öd und leer; allenfalls mit St-Jean in Poitiers wird ein römischer Zivilbau genannt, der vermutlich im 7. Jh. zum Baptisterium umgewandelt worden ist (Friedrich Prinz sprach in einer Rundfunkdebatte von einem „chronologischen Verschiebehahnhof“, in dem der Bau abwechselnd in die Zeit vor oder nach 600 gebracht werde [vgl. Illig 1996/1, 116].) Auch diese mobile Immobilie war zur Abgrenzung hilfreich.

Im *Übergangsbereich* von *West und Ost* entsteht um 300 der Palast des retirierten Kaisers Diokletian (Salonae palatium, Spalato, Split), der noch ganz antike Bau eines Christenverfolgers.

In *Byzanz* ist natürlich die Stadtanlage mitsamt der ersten Mauer Konstantinopels Zeugnis für das 4. Jh. Im 5. Jh. wird zunächst die große Landmauer, dann die Seemauer gebaut, die zusammen in ihrer teilweise gut erhaltenen letzten Ausgestaltung ungefähr so viel Material erfordern wie die Cheops-Pyramide. Da eine Umfassungsmauer für die von ihr geschützte Stadt bürgt, scheint damit auch das 5. Jh. belegt. Um 500 entstanden dann die 56 km langen Mauern zwischen Marmara-Meer und Schwarzem Meer. Im weiteren 6.

Jh. dominiert ohnehin bis zum Tod Justinians I. (565) die Fülle seiner Bauten, flankiert von dem Bautenkatalog Prokops. Nach wenigen weiteren Bauten scheint die Phokassäule, dem byzantinischen Kaiserermörder zu Ehren 608 in Rom errichtet, das letzte erhaltene Baudenkmal der Antike zu sein.

Angesichts dieser Fundlage im konventionellen Zeitgefüge entschied ich mich gerade wegen der byzantinischen Architektur gegen eine größere Streichzeit, beschränkte mich auf 297 Jahre (für die Mehrzahl gleichwohl 297 Jahre zu viel). So schien der Fundarmut Genüge getan zu sein.

Das blieb unser Forschungsstand ungefähr bis zum Jahr 2000. Damals sprach mich Mathias **Dumbs**, damals Freiburg, daraufhin an, dass er aus juristischer Sicht Gründe habe, eine Gleichsetzung von Konstantin I. und Justinian I. vorzuschlagen. Nach einigem Hin und Her kamen wir zu dem Schluss, dass die gesammelten Indizien noch nicht für eine Publikation ausreichen; vielleicht sollten sie heute dennoch gedruckt werden. 2006 stellte beim Jahrestreffen in Kassel das heutige Ehepaar **Anwander** einen auf römischer und romanischer Architektur basierenden Ansatz vor, der sogar zu mehr als 532 Jahre Streichzeit führen könnte. 2008 begann Marianne **Koch** damit, dem römischen Recht auf den Grund zu gehen und dabei Justinians Realexistenz zu gefährden, sieht sie doch 'sein' *Corpus Juris Civilis* erst im 7.||10. Jh. [ebd. 145]. Im Jahr 2010 entwarf Michael **Meisegeier** eine ganze Artikelfolge, um die frühchristliche Architektur von Grund auf umzudatieren. Der erste Aufsatz, der zugleich die arianische Bekehrung der östlichen Germanen über den Haufen warf [ebd. 619], obwohl erst 381 die 40-jährige Arianerherrschaft in Byzanz endigte [Demandt, 102], führte bei mir zu Bedenken, zumal im weiteren Beweisgang allzu oft anstelle einer Begründung Formeln wie 'Meines Erachtens' benutzt wurden und werden. Insofern stellte ich den zweiten Aufsatz dieser Reihe für ein Heft zurück. Doch da kam Gunnar **Heinsohn** aus Bali zurück und war auf weitere bedenkenswerte Lücken in der Stratigraphie gestoßen. Buchstäblich bis zur letzten möglichen Bearbeitungsstunde für das vorherige Heft weitete er den Gesichtskreis seiner Studie in Richtung Westen bis Byzanz aus. Mit den beiden nachstehenden Aufsätze bereitete er auch den Arbeiten von Meisegeier und Gerhard Anwander (nun über Justinian I.) den Weg zur Drucklegung, soll doch das Material für ein weiteres großes historisches Revirement zur Beurteilung vorliegen.

Für mich ist das wie die Rückkehr zum Jahr 1992, als ich Konstantin VII. Porphyrogenetos und die Rolle von Byzanz bedachte. Fiele fast 20 Jahre später meine damalige Antwort anders aus? Lassen sich wirklich bis zu 300 weitere Jahre im Westen und/oder Osten streichen? Wenn ich im Disput mit Renate Laszlo (s. S. 339) allein die britische Insel betrachte, so sind da ab der Zeitenwende sehr viel Funde, ist sehr viel Geschichte unterzubringen, die sicher nur mit großer Mühe parallel geführt werden kann:

- |0| Keltische Britonen; Römer ab +43 (Claudius);
- 300 römisch bis zum Hadrianswall, bis ca. 400; Pikten, Scoten;
- 430 Einfälle von Angeln, Sachsen und Jüten; Britonen, Pikten, Scoten;
- 600 Entstehen der sieben Kleinkönigreiche; Waliser, Pikten, Scoten;
- 900 Dänen dringen ein, dann Norweger;
- 1000 Königreiche v. England u. Schottland, danach dänisch u. normannisch.

So nur 300 Jahre für die Zeit von |0| bis 900 blieben, würden sie ab +43 allein von den Römern belegt, die sich dann gegen die Dänen zurückgezogen hätten. Wo wären nun die angelsächsischen Funde unterzubringen? Dürften die Römer nur ein Jahrhundert lang geblieben sein, bevor Germanen die Insel 'enterten' und kurzlebige Königreiche errichtet hätten? Oder sind andere zeitliche Parallelführungen möglich? Allerdings werden dort ohnehin schon zeitweilig sieben und mehr Regentenreihen zeitgleich geführt (s. S. 350).

Im Westen ist die archäologische Situation eine ungleich bessere, weil hier viel mehr Stratigraphien und viel mehr Gebäudekomplexe durch die Schichtenabfolgen hindurch erforscht worden sind. Ich nenne nur zwei Beispiele aus den *Zeitensprüngen*: St. Pantaleon in Köln, für das vor 1000 maximal 3 römische, 1 merowingische, 2 karolingische und 2 ottonische Bauphasen gesehen werden [Illig 2007, 344], deren Zeithorizont sich um 300 Jahre reduzieren lässt, schwerlich aber um 600 Jahre. Und die Kathedrale St-Pierre von Genf: Unter ihr liegt eine erstaunliche Menge an Fundamenten, die das Titelbild von Heft 1/1999 zeigt: zwei römische Bauphasen, ab ca. 350 dann nacheinander drei Kirchen und drei Baptisterien, bevor die Zeit um 1000 erreicht wird. Derartige Fundamentabfolgen sind nicht selten.

Meisegeier ist bereits vor Heinsohn daran gegangen, das Christentum der Spätantike ab ca. 400 auszukehren [ab Heft 3/2010]. Ich bin ihm insofern vorausgegangen, als ich die zwölf römischen Mosaik der Phantomzeit in die Zeit von 1060 bis 1130 umdatiert habe [Illig 1996/3, 319]. Dessen ungeachtet bringt er nun die ravnatischen Mosaik bis ins 10., ja 12. Jh. Allerdings scheint die völlig nackte Christusfigur der Taufbilder in beiden Baptisterien von Ravenna im vorgeschlagenen 12. Jh. (s. S. 377) kaum mehr möglich gewesen zu sein (erst Michelangelo wagte im 16. Jh. den gänzlich nackten Christus in Holz und Stein). Der personifizierte Flussgott Jordan wird hingegen durch den Hitda-Codex (um 1000) einigermaßen 'gedeckt'. Anwander wiederum will zeigen, dass keines der Justinian direkt zugeschriebenen Bauwerke etwas mit ihm zu tun hat. Der direkte Bezug erscheint hier freilich weniger wichtig als z.B. die auffälligen Parallelen zwischen Karl und Justinian (s. S. 415-418).

Im größeren Ganzen gibt es massive Probleme. Wie sollte nunmehr die Entwicklung des frühen Christentums vor sich gegangen sein? Immerhin wird

sie von einer erstaunlichen Anzahl von Splitterkirchen begleitet: Ein Ketzer-gesetz von 428 führt 23 verbotene Glaubensrichtungen auf, eine spätere Fas-sung sogar 34; Augustinus behandelt 88 Häresien! [Demandt, 135, 437] Wer hätte diesen gewaltigen religiösen Wust fälschen oder vom 1./2. ins 4./5. Jh. verbringen sollen? Wo sollten nun die Anfänge des Islam gesucht werden? Wie hätten islamische Gelehrte antikes Wissen ins Abendland retten können? Und wie könnten heidnische, 'solitäre' Kaiser von |0|-285 parallel geführt werden mit bis zu sechs oder sieben Augusti (so anno 409 bzw. 310 [Demandt, 119, 46]), die spätestens nach Julian Apostata (364) christlich waren?

Konträr steht auch das Argument für den Abstand zwischen Caesars und Gregors Kalenderreform, das in Heft 1/2011 abgeschlossen worden ist. Zu-gleich würde die archäo-astronomische Situation (alte Finsternisbeobachtun-gen, abweichender Retrokalkulationen) nicht leichter.

Heinsohn weiß natürlich um diese Schwierigkeiten, die sich 'im Osten' (Justinians Reich im Osten reicht freilich bis Spanien!) gegenüber den immer wieder anders bezeichneten Steppenvölkern weniger schwieriger darstellen mögen als im Westen, wo nach den Römern auf dem Festland z.B. die Fran-ken (Merowinger) zwingend vor den Ottonen unterzubringen sind. Das ändert nichts daran, dass die bislang von Heinsohn vorgebrachten Argumente schwer wiegen und der Nachweis wesentlicher Verdopplungen weit vorangeschritten erscheint.

Vielleicht lassen sich zwei Lösungshinweise geben. Der von Ulrich Becker, München, verbal gemachte bezieht sich auf den Umstand, dass im Osten möglicherweise mehr 'Luft' in der Chronologie zu finden ist; so gibt er zu bedenken, dass im Osten zweimal ein Zeiteinschub von 297 Jahren vorge-nommen worden sein könnte – etwa einer durch Byzanz selbst, ein weiterer durch die islamische Seite.

Zum anderen gibt die drastisch verkürzte Entwicklung des Christentums zu denken. Wenn wir bei |0| als Zeit Christi bleiben, können die ersten 300 Jahre nicht ohne weiteres mit einem 'unterirdischen' Katakombenchristentum gefüllt werden. Hier lohnt sich der Blick in ein rätselhaftes Buch, das seine Thesen sehr gut zusammenfügt, aber in keiner gängigen Erklärung unterzu-bringen ist. 1999 hat Francesco Carotta die Frage gestellt: *War Jesus Caesar?* und seine Titelfrage so beantwortet: „Nein, Jesus war nicht Caesar: Jesus *ist* Divus Iulius“ [ebd. 351]. Der Gedanke, das Christentum aus dem Totenkult um Caesar hervorgehen zu lassen, würde – das ist aber nicht mehr Carottas Ansatz – das Christentum ab Augustus als Staatsreligion ermöglichen. Somit entfielen die kryptogame Phase der Kirche und ließe Platz für die unendlichen Querelen um Trinität und ihre Ausgestaltung.

Carotta gibt übrigens eine Erklärung für das XP (chi-rho)-Zeichen, die bei Heinsohns Kritik weiterhelfen kann: Es sei ein Markierungszeichen in Texten

gewesen, Abkürzung für „*chrēstos*, «nützlich»“ [ebd. 227]. Da sich dieses Wort in hellenistischer Zeit wie *Christos*, «Gesalbter» aussprach, wurde es zum Kürzel für den Erlöser.

Angesichts solcher neuer Überlegungen mag der eine oder andere aufstöhnen, weil er nicht in weiterem Treibsand versinken will. Andererseits bleibt uns Friedells *Aperçu*: „Kultur ist Reichtum an Problemen“. Versuchen wir es also mit viel Kultur. Heinsohn hat auf sein Banner geschrieben, es trotz der unabwiesbaren Gefahr des argumentativen Zerhacktwerdens in die gegnerischen Linien zu werfen (s. S. 442). Wir dürfen gespannt sein, wie weit es fliegt, wie weit er und wir hinterhersetzen.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2011): Kritik am spätantiken Byzanz, insbesondere an Justinian I.; *ZS* 23 (2) 402-423
- Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar? 2000 Jahre Anbetung einer Kopie*; München
- Demandt, Alexander (1998): *Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian*; München
- Friedell, Egon (1989): *Kultur ist Reichtum an Problemen; Extrakt eines Lebens gezogen und vorgesetzt von Heribert Illig*; Zürich
- Heinsohn, Gunnar (2011/1): Gilt Asiens chronologische Lücke für die ganze Erde? *ZS* 23 (1) 164-193
- (2011/2a): Ist die Spätantike eine Phantomzeit? *ZS* 23 (2) 429-256
 - (2011/2b): Bato und Attila. Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels; *ZS* 23 (2) 457-473
- Illig, Heribert (1991): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; *VFG* 3 (1) 4-20
- (1992): Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine „beglaubigte“ Fälschungsaktion und ihre Folgen; *VFG* 4 (4) 132-139
 - (1996/1): Streit ums zu lange Frühmittelalter; *ZS* 8 (1) 107-120
 - (1996/3): Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik. Eine Verschiebung und ihre Begründung; *ZS* 8 (3) 302-326
 - (1999): Katastrophen zu Zeiten des Menschen. W. Pitmann - W. Ryan - F. de Sarre - D. Keys - F. Carotta. Eine Sammelrezension; *ZS* 11 (4) 658-670
 - (2011): Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre. Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter; *ZS* 23 (1) 65-76
- Koch, Marianne (2008): Prüfstein Rechtsgeschichte. Justinianische Spurenlese; *ZS* 20 (1) 134-145
- Laszlo, Renate (2011): Warum muss Alkuin in der Phantomzeit sterben? *ZS* 23 (2) 309-338
- Meisegeier, Michael (2010): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel; *ZS* 22 (3) 612-639
- (2011): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! Teil 2: Italien (ohne Rom) und Thessaloniki; *ZS* 23 (2) 375-401

Ist die Spätantike eine Phantomzeit ?

Gunnar Heinsohn

„Von keinem Teil des römischen Reiches sind so wenige Nachrichten erhalten und ist so wenig über das tägliche Leben und die soziale Entwicklung bekannt wie von den [östlichen] Provinzen, die sich vom Schwarzen Meer bis zu den Alpen und nach Süddeutschland erstreckten. Zwischen den *Lamentationen* und *Briefen von Pontus* des Dichters Ovid, der von 9 n. Chr. bis zu seinem Tod im Jahr 17 oder 18 in Tomi (Constanza) im Exil lebte, und den theologischen Schriften des Bischofs von Poetovio (Petta) Victorinus, der 303–304 als Märtyrer starb, besitzen wird nicht ein einziges literarisches Werk, das von einem Bewohner dieses Gebiets geschrieben worden wäre. [...] Nichtsdestoweniger ist dieser [später überwiegend byzantinische; GH] Teil des Reiches aus einer Vielzahl von Gründen einer der bedeutendsten überhaupt.“

Fergus Millar [1966, 224; Fettdruck GH].

I. *Victoria Augusti* als Münzbild im Rom Octavians sowie im Byzanz Konstantins des Großen

Nach herrschender Lehre wird die seit Sulla (138/34–78) verwendete Goldmünze Aureus unter Augustus (*-63; Kaiser von -31 bis +14) zur Standard-Goldmünze des Imperiums im Gewicht von rund 9,1 Gramm. Sie bleibe rund drei Jahrhunderte im Umlauf, bis sie bald nach 300 durch den nur halb so schweren, also rund 4,5 Gramm wiegenden Solidus ersetzt werde.

Allerdings gibt es den Aureus aus der Periode vor 300 auch zum halben Gewicht von nur rund 4,5 Gramm, das eigentlich erst mit dem Solidus nach 300 auftreten sollte. Dem gewichtshalbierten Aureus wird der Name Solidus allerdings verweigert, obwohl er in Form und Münzbildern – vor allem Octavians Siegesgöttin *Victoria Augusti* – dem Solidus ungemein ähnelt. Das aber dürfe nicht als Beweis für das Nebeneinander von Aureus und Solidus seit Augustus gewertet werden. Man habe es stattdessen mit einer Münzverschlechterung im 2. und 3. Jahrhundert zu tun. Gold sei als Metall knapp geworden, weshalb für dieselbe Geldmenge jetzt nur noch halb so viel Metall zum Zuge gekommen sein soll.

In der modernen numismatischen Literatur wird jede Goldmünze, die einem Herrscher der Zeit vor Konstantin dem Großen (*272/85; Kaiser 306–337) zugeordnet werden kann, deshalb auch dann als Aureus bezeichnet, wenn sie so viel wiegt wie ein Solidus und auch so aussieht wie ein Solidus.



Augustus-Aureus [*augustus*];

Aureus des Trajan Decius (249–251) im Solidus-Gewicht von 4,31 Gramm und mit Münzbild der Victoria Augusti, das auch den Solidus ziert. Legende: IMP C M Q TRAIANVS DECIVS AVG / VICTORIA AVGG = Victoria Augusti (Siegesgöttin des Augustus) [*trajan*]



Aureus von Konstantin dem Großen als Caesar; Trier 306–307 [trier-shop]

Es sei Konstantin der Große (*272/85; Kaiser 306–337) gewesen, der die Aureus-Münze endgültig abgeschafft und durch den – von Diokletian (236/45–312) konzipierten – Gold-Solidus im halben Gewicht von 4,54 Gramm ersetzt habe. Seit seiner Zeit habe es in der Regel keine römischen Goldmünzen im Gewicht von rund 9 Gramm mehr gegeben. Alle heute archäologisch aufgefundenen Stücke in dieser Gewichtsklasse seien ab 300 keine Geldstücke mehr gewesen, sondern Antiquitäten oder eingegrabene Altschätze.

Gleichwohl gibt es – als hätte er sich vom geliebten Altgeld nicht losreißen können – auch von Konstantin dem Großen einen Neungramm-Aureus aus der Münzstätte Trier (Augusta Treverorum). Er zeigt ihn als Caesar. Datiert wird er auf 306/07, was die Idee einer Münzverschlechterung hinter einem angeblichen Übergang vom Aureus zum Solidus noch merkwürdiger erscheinen lässt. Faktisch gilt aber, dass Konstantin zwei Goldmünzen unterschiedlichen Gewichts – Aureus und Solidus – gleichzeitig verwendet, wodurch ein geplantes Ersetzen der einen durch die andere fragwürdig erscheint.

Die bisher nicht angesprochene Schwäche der Argumentation mit der Münzverschlechterung besteht darin, dass Aureus und Solidus keine Denomination tragen. Will man eine Zehner-Münze als Zehner-Münze belassen, aber mit weniger Edelmetall auskommen, dann kann man das Gewicht reduzieren oder die Legierung so ändern, dass weniger Gold verwendet werden muss. In beiden Fällen aber muss eine 10 eingeprägt sein. Doch weder Aureus noch Solidus tragen eine Zahl, und der Goldfeingehalt ist bei beiden Münzen sehr hoch, so dass eine gewöhnliche Münzverschlechterung ausgeschlossen ist.

Die Münzgewichte entsprechen schlichtweg einem Bruchteil des römischen Pfundes (ca. 327,5 Gramm). Ein Aureus von rund 9,1 Gramm ist rund 1/36 Pfund. Deshalb kann eine reine Goldmünze mit dem halben Gewicht nicht ebenfalls als 1/36 Pfund umlaufen. Sie ist und bleibt 1/72 römisches Pfund. Selbst mit kaiserlichem Befehl kann – bei Beibehaltung des Gewichtsystems – 1/72 Pfund nicht plötzlich 1/36 Pfund werden. Ein Kaiser mag versuchen, Preise so zu fixieren, dass ab einem bestimmten Zeitpunkt noch 1/72 Pfund kostet, was vorher nur für 1/36 Pfund zu haben war. Mehr aber schafft bei denominationslosen Münzen auch ein Übermächtiger nicht.

Es spricht mithin alles dafür, dass beide Münzen gleichzeitig und nebeneinander umlaufen. Das aber würde die durch drei Jahrhunderte voneinander getrennten Herrscher Augustus und Konstantin, die beide mit Namen und Porträt auf Münzen abgebildet werden, in dieselbe Zeit rücken. Denn es ist der chronologische Glaube an eine Zeitdifferenz von 300 Jahren zwischen Augustus und Konstantin, der die verqueren Vorstellungen einer Münzverschlechterung bei einwandfreiem Goldfeingehalt vom Aureus zu Solidus erzwingt.



Gold-Solidus des Kaisers Flavius Arcadius Augustus (377/78–408).
Umschrift: D N ARCADIVS P F AVG / VICTORIA AVGGG = Victoria Augusti
(Siegesgöttin des Augustus) [solidus]
Früheste **Christus-Imago** mit Halo (links) auf Münze der Kaiser Basil II. und
Konstantin VIII. (976–1025) [numisology]

Die herrschende Chronologie aber gebietet einen 300-jährigen Zeitsprung von Augustus zu Konstantin. Auch die Christlichkeit des zweiten Kaisers scheint für eine solche Spanne zu sprechen. Aber ist Konstantin tatsächlich Christ?

II. Warum gibt es christliche Münzbilder nicht schon ab 300?

Die historische Numismatik kann sich nicht darüber beruhigen, dass vom Herrschaftsbeginn Konstantin des Großen im Jahre 306 bis hin in das 6. Jh. keine Christus-Bilder auf Münzen zu finden sind. Zumeist wird die *Victoria Augusti*, also die Siegesgöttin des Augustus eingeprägt, die 300 Jahre früher zum Zuge kommt und mit der allgemein geglaubten Abschaffung des heidnischen Aureus eigentlich längst überwunden sein sollte:

„Das alte römische Münzbild mit der *Victoria Augusti* als dem Kaiser den Sieg verleihenden Göttin wird [erst; GH] unter Kaiser Justin I. (518–27) einschneidend verändert. Aus der Victoria wird eine männliche Figur in Frontalansicht, die stehend in der rechten Hand ein einfaches Kreuz und in der linken einen kreuzgekrönten Erdball trägt. Diese Gestalt wird von den Numismatikern gewöhnlich als Engel oder als der heilige Michael gedeutet. Die Legende lautet unverändert ‚Victoria Augusti‘. Der Engel oder St. Michael gibt also jetzt dem Kaiser den Sieg. Dieses Münzbild hält sich lange, verschwindet aber im Zeitalter des Ikonoklasmus [717–741 und 813–820; GH], das aus dem Münzwesen alle figürliche Darstellung von Heiligen verbannt. Als nach der Aufhebung des Bilderverbots die Christusdarstellungen auf den Münzen zurückkehren – ebenso mit ihnen die Mariens und einiger Heiliger – erscheint auch der Erzengel Michael wieder, nunmehr als dieser spezifische Engel erkennbar mit dem eindeutigen Namensbezug. Kaiser Michael IV. (1034–41) lässt Münzen prägen, auf denen ihm der heilige Michael das Labarum überreicht, die Fahne mit dem Christogramm, von dem Konstantin [306–337; GH] geträumt hatte: ‚Durch dieses Zeichen mögest du siegen.‘ Mit dem heiligen Erzengel erscheinen auch weiterhin Kaiser auf Münzen, keineswegs nur nach ihm benannte“ [Mitterauer 1993, 128 f.].

Christus-Münzbilder werden zur Regel also nicht schon unter dem vermeintlichen Christentums-Bringer Konstantin dem Großen (306–337), sondern erst sechs Jahrhunderte später unter den Kaisern Basil II. und Konstantin VIII. (976–1025).

Lediglich ein als Justinian II. geführter Kaiser [konventionell 668 (685 Herrscher) bis 711] soll schon einmal mit einer Christusmünze vorgeprescht sein. Sie enthält allerdings keine Zählung hinter dem Kaisernamen. Der Verwunderung über diese Alleinstellung will man dadurch entkommen, dass ge-



Solidus (4,42 Gramm) eines „Justinian II.“ (konvent. 668 [685 Herrscher] –711) mit (links) Christus-Imago; Umschrift: dN IHS CHS REX REGNANTIUM / DN IUSTINIA NUS MULTUS A [*justinian*]

Nummus-Münze Konstantins des Großen (*272/285; Kaiser 306–337) mit Sol Invictus („Unbesiegter Sonnengott“) und Kreuz. Umschrift: IMP CONSTANTINVS PF AVG = Kaiser Konstantin Augustus / SOLI INVICTO COMITI = Sol Invictus neben Kreuz [*numisology*]

rade diese weltlich-schnöde Verwendung der Christus-Imago dem Ikonoklasmus (Bilderverbot) entscheidende Nahrung geliefert habe. Erst ab dem 10. Jh. habe sich an solcher Blasphemie niemand mehr gestört.

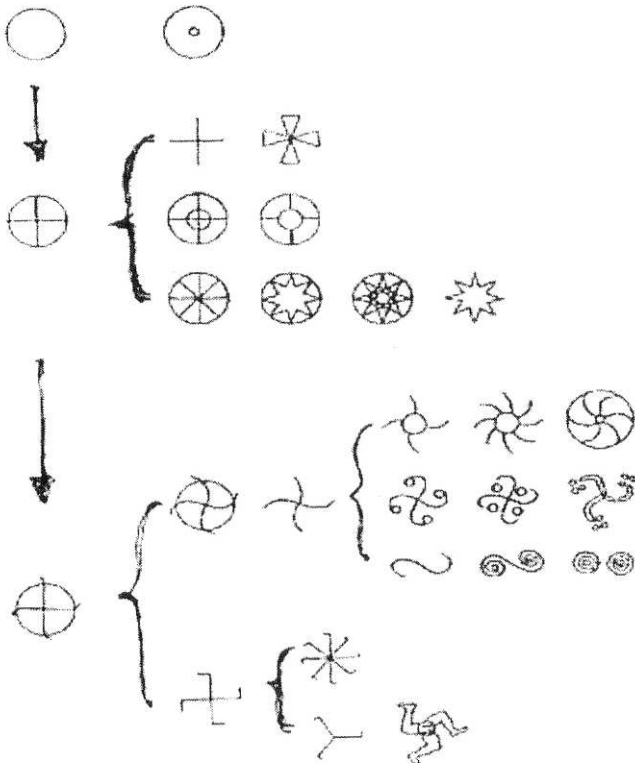
Zwischen dem 4. und 6. und dann wieder bis zum 10. Jh. gibt es – mit der uns noch beschäftigenden Ausnahme von Heraclius (610–641) und einem ins 7. Jahrhundert gesetzten Konstantin – auf Kaisermünzen allenfalls Symbole, die im Nachhinein als christlich gedeutet werden. Bereits gen Himmel gewendete Augen sollen einen frommen Christen beweisen, aber auch Balkenkreuze oder das so genannte Christogramm aus einem durchgekreuzten P bzw. den griechischen Buchstaben chi (X) und rho (P) als Anfangsbuchstaben von Χριστος (Christos). Von der Chi-Rho-Münze kennt die Welt allerdings nur ein einziges Stück. Es handelt sich um die berühmte „Spes Publica“ mit Heeresfahne (labarum) und darüber gesetztem XP (chi rho). Die Alleinstellung dieser 1911 vom Berliner Münzkabinett erworbenen Münze hat immer überrascht. Denn als Bronzemünze sollte sie erstens sehr viel häufiger vorhanden und zweitens vor dem Einschmelzen viel besser geschützt sein als Stücke aus Gold oder Silber. Dass auch danach keine Spes-Publica-Münzen mit *chi rho* auftauchen, verschafft diesem Unikat keine sonderlich starke Beweiskraft.

Das Auftauchen des Querhaken-Kreuzes auf der *Sol Invictus*-Münze Konstantins des Großen wird besonders gerne für seine Christlichkeit herangezogen. Es spricht aber mehr dafür, dass es sich um ein Symbol handelt, das ob seiner Popularität später auch von Christen übernommen wird und nicht aus sich heraus eine christliche Signatur darstellt. Denn das Kreuz als Sonnensymbol ist bereits prähistorisch nachweisbar.

Auch der – unstrittig schon jesuanische – „Heiligenschein“ (Halo) der Münze der Kaiser Basil II. und Konstantin VIII. (976–1025) liegt ja bereits im 2. Jh. als Symbol des Sol vor.

Da Konstantin der Große den *Sol Invictus* auch direkt als seinen ganz eigenen Gott herausstellt, ja sich mit ihm erhöht, spricht alles dafür, die mit *Sol Invictus* auftauchenden Kreuze als Sonnenkreuze zu deuten. Schließlich trägt – worauf Franz Altheim schon 1957 aufmerksam macht – auch der Konstantinsbogen in Rom die Bilder des *Sol Invictus* und der dreihundert Jahre älteren *Victoria* des großen Augustus.

„IMP CAES FL CONSTANTINO MAXIMO P F AUGUSTO SPQR“, also dem „Kaiser Flavius Constantinus Maximus, dem frommen und glücklichen Augustus, haben Senat und Volk von Rom“ diesen Bogen gewidmet. Auf ihm findet sich allerdings von irgendwie Christlichem schlichtweg nichts. Eher könnte man ihn für einen Bogen aus dem 1. Jh. halten. Behauptet wird ohnehin, dass hier lediglich ein Bau des Hadrian (76–138) neu verwendet worden sei. Auch Elemente der *Basilica Ulpia* (106–113) vom Trajansforum hätten Verwendung gefunden.



Auf 327 datierte und in Konstantinopel verortete **Spes Publica-Münze** Konstantins mit chi (X) und rho(P) sowie labarum (Feldzeichen); Münzkabinett, Staatliche Museen zu Berlin [museum]

Als **Sonnensymbole** gedeutete prähistorische Zeichen [nach Déchalette 1906]



Sol- oder auch Apollo-Mosaik des 2. Jh. (Tunesien) [apollo]
Sol Invictus im Heiligenschein (rechts mit Kreuzträger) und Mithras beim Stieropfer (3. Jh.; Vatikanische Museen [musei])



Römische **Medaille** mit Sol Invictus (links) und Kaiser Konstantin (rechts) [*invictus*];

Auf -41 datierter **Aureus** (8 Gramm) mit Mark Anton auf der Vorder- und Octavian auf der Rückseite. Umschrift: M ANTON IMP AVG III VIR R P C M BARBAT Q P / CAESAR IMP PONT III VIR R P C [*octavian*]

Selbst Teile des ebenfalls dreitorigen Bogens des Kaisers Augustus (auch Partherbogen genannt) könnten in Konstantins Bogen Verwendung gefunden haben. Denn der Augustusbogen ist so restlos abhanden gekommen, dass bis heute nicht einmal eindeutig geklärt ist, wo er gestanden haben könnte. Da jedoch Cassius Dio (163–229) in seiner *Römischen Geschichte* mitteilt, dass der Senat dem Octavian „einem trophäengeschmückten Bogen“ [Buch 54, §8. 3] bauen ließ, will man ihn auch nicht einfach als Phantasie abtun. Noch abenteuerlicher würde gewiss die Vorstellung anmuten, dass der Konstantinsbogen selbst das gesuchte Stück wäre, dem unter Trajan oder Hadrian erst später so einiges hinzugefügt worden wäre.

Fehlt im Westen Octavians Triumphbogen, so mangelt es in Byzanz an Kaisersärgen. So hätten Konstantin und Justinian in der Apostelkirche – 337 entstanden und nach der Hagia Sophia wichtigster Kirchenbau im Osten – ihre letzte Ruhe gefunden. Rund 700 Jahre lang seien dort die östlichen Kaiser begraben worden. Der Markusdom in Venedig sei der Apostelkirche direkt nachempfunden. 1203 aber habe Kaiser Alexios III. für die Aufbesserung seines Budgets die Gräber der früheren Kaiser geplündert. Was er nicht angerührt habe, sei 1204 beim vierten Kreuzzug von Venezianern gestohlen worden. Sie hätten Justinians Sarg geöffnet und auch die – nach angeblich 600 Jahren Totenruhe noch haarverklebte – Krone des Heraclius mitgenommen. Daheim im Markusdom hätte vieles eine neue Heimat gefunden. Und doch sind dort einzelnen Kaisern aus der Zeit zwischen 300 und 900 direkt zuweisbare Stücke nicht aufzufinden.

Am Ende habe Sultan Mehmed II. (1432–1481) die Apostelkirche 1461 abreißen lassen, um Platz für die Fatih-Moschee zu schaffen. Dass dabei die Sarkophage zerstört worden wären, wird allerdings nicht überliefert. Der Patriarch selbst zieht in die Pammakaristos-Kirche, deren Baubeginn bei 1291 gesehen, aber auch ins 8. Jh. datiert wird [Mamboury 1934]. Dass der Patriarch die Sarkophage mitgenommen hätte, wird ebenfalls nicht behauptet. In jedem Fall gibt es auch in dieser Kirche keinerlei Spuren von Kaisersärgen des ersten Jahrtausends.

Solche Befunde provozieren die Frage nach Alter Egos zwischen Herrschern, die ihr Zentrum im Westen oder im Osten finden. Bei Feinden des Reiches ergeben sich Gleichsetzungen relativ zwanglos: Goten des 1./2. Jh. sind Goten des 4./5. Jh. Entsprechend sind dann Franken, die um 200 mächtig werden, Chlodwigs Franken von 500. Die Langobarden, die 166 ins Imperium eindringen, sind die Langobarden, die 485 ins römische Niederösterreich vordringen und sich dort niederlassen.

Die Hunnen des 4./5. Jh. sind Xiongnu des 1./2. Jh., Attila in Pannonien ist Bato in Pannonien [Heinsohn 2011b]. Mit den Hunnen werden die Markomannen aus ihrer Verdopplung vom 1./2. zum 4./5. Jh. befreit. Entsprechen-

des gilt für die Wandalen. Die den Hunnen unterworfenen Thüringer können von neuen Theorien befreit werden. Bis vor einem Jahrzehnt stammen sie – dabei westlich datiert – von den Hermunduren ab, die zwischen 50 und 180 militärisch aktiv sind. Seit Heike Grahn-Hoek [2002] aber sollen sie von den gotischen Terwingern abstammen, die – östlich datiert – gegen 375 stark werden. Thüringen soll nun keine Probleme mehr dadurch haben, dass es erst 452 – für die Hermunduren eine 300-jährige Verspätung – zum Königreich wird. Gleichwohl gibt es im Land nicht plötzlich zwei Archäologien – erst eine für Hermunduren sowie 300 Jahre später und stratigraphisch darüber für die Terwinger. Ohnehin bringt die Vergabe der thüringischen Krone an diese Goten nicht viel. Denn auch die müssen nach ihrer Abwanderung aus dem Norden im 1. oder 2. Jh. ja 300 Jahre irgendwo bleiben (s.u. Kapitel VIII), bevor sie königlich werden. Einmal mehr gilt, dass es bestenfalls eine Portion Archäologie für zwei Portionen Geschichte gibt.

Wie aber steht es mit all den Augusti, Caesares und Imperatores? Unbestritten ist ihre gleichzeitige Vielfalt mindestens seit Octavian und Mark Anton, der in Ägypten wie ein Pharao auftritt. Unstrittig ist aber auch die Nicht-Identität dieser beiden. Beim Nachweis von Gleichheiten sowie nicht-identischen Gleichzeitigkeiten wird der Hauptteil der weiteren Arbeit liegen müssen oder eben auch scheitern. Dabei muss der Schnitt nicht unbedingt bei |0| und 300 liegen, was Augustus und Konstantin zwangsläufig parallelisiert. Die beiden Zeitpunkte sollen vor allem den Überblick erleichtern zwischen Perioden mit und ohne Archäologie. Beim Herrschaftspersonal selbst müssen die Überschneidungen womöglich anders gelegt werden. Auch interne Korrekturen an Chronologiestücken, die hier noch gar nicht in Frage gestellt sind, könnten erforderlich werden und dann ganz andere Paarungen ermöglichen. Gleichwohl geht nur der Weg des Fähnrichs, der das Regimentsbanner ins Zentrum der gegnerischen Linie schleudert und beim Nachsetzen versucht, so spät wie möglich zerhackt zu werden.

III. Was machen lateinische Buchstaben auf griechischen Kaisermünzen des 10. Jahrhunderts?

Chronologisch auffällig und in der Sache mysteriös wirkt immer schon, dass Byzanz nach sechs Jahrhunderten griechischen Kaisertums im 10. Jh. seine Herrschermünzen immer noch mit lateinischen Buchstaben beschriftet. Und erst ab dem 10. Jh. bzw. ab Konstantin Porphyrogennetos (*905; 913–959) kommen die Patriarchen-Kreuze auf den Münzen nicht mehr Jahrhunderte lang abhanden, so dass unstrittig von einem kontinuierlich orthodoxen Kaisertum gesprochen werden kann.



Follis (5,40 g). des Konstantin Porphyrogenetos (913 –959) und seiner Mutter Zoe mit reicher Kreuzsymbolik sowie Beschriftung in lateinischen Buchstaben (datiert 914–919. Umschrift: CONS TANTINO CE ZOE b ASILIS ROMEOON [follis])

Zwischen 659 und 661 gesetzter **Gold-Solidus** aus Konstantinopel (4,44 g) mit Büste mindestens eines Konstantins sowie Globuskreuz zwischen einem Heraklius und einem Tiberius. Umschrift: DN Consta [ritter]



Heraclius mit Heraclius Constantin und Heraclonas auf **Kreuz-Solidus**, zwischen 610 und 640 datiert [*ancient*]

Zwischen 963 und 969 datierter sowie lateinisch beschrifteter **Gold-Solidus** (4,42 g) des Nikephoros Phokas II. (Kaiser 963 –969) mit seinem Ziehsohn Basileos II. (976–1025). Umschrift: +IHS XIS REX REGNANTInm / NICHFOR, CE bASIL' AUGG bR' [*nomisma*]

Ist womöglich Porphyrogenetos jener Konstantin, der dem Christentum zum Durchbruch verhilft, zugleich aber – wie alle andere Geschichte ab 900 auch – 600 Jahre früher anzusetzen ist? Und gehören vielleicht zu ihm auch die zahl- und kreuzreichen Exemplare eines Konstantin-Solidus, die jetzt einem in die dunklen Jahrhunderte (600 bis 900) versetzten Konstans II. (641–668) zugeordnet werden? Denn um die 600-Wende, die mit Illig real ins 10. Jahrhundert muss, konzentrieren sich Kreuzmünzen, die von 300–600 fehlen und von 700 bis 900 auch wieder verschwunden sind. Allein in Jerusalem werden 2008 mehr als 250 kreuzreiche Goldmünzen des Heraclius (610–641) ergraben [Virtual Jewish Library 2008], die – abzüglich Illigs Phantomzeit zwischen 600 und 900 – ins konventionelle 10. Jh. gehören und damit ganz nahe bei Porphyrogenetos und Konstans „II.“ liegen.

Die Verwendung der lateinischen Sprache in einem griechischen Kaiserum à la Konstantin Porphyrogenetos (momentan 913–959 datiert), das direkt auf ein bereits im 3. Jh. versinkendes lateinisches Reich folgt, würde Sinn machen. Aber die Verwendung des lateinischen Alphabets auch noch 600 und mehr Jahre nach der Emanzipation von Rom, wo ab 400 und dann gleich bis über 500 hinaus mit Boethius gespenstischerweise auch nur noch ein einziger Autor lateinisch schreibt (s.u. Kapitel V), harrt der Erklärung.

Seit dem Porphyrogenetos-Enkel Basileos II. (*958; 976–1025) findet sich auf den Münzen schließlich nicht nur das Kreuz, sondern zusätzlich auch noch die Herren-Ikone (Christus-Porträt). Christlicher wird es numismatisch dann nicht mehr. Ein Christentum als Staatsreligion bliebe gleichwohl an der Schwelle zum 4. Jh. und bekäme dafür die jetzt um 600 und dann wieder um 900 datierten Stoffe, die aber – wie Illig zeigt – direkt aneinander gehören. Zwischen 300 und 900 gibt es kein Christentum, wenn diese Periode insgesamt als Phantomzeit global entfällt.

IV. Wo sind die archäologischen Schichten für Byzanz von 0| bis 300?

Will man die ersten drei nachchristlichen Jahrhunderte der Stadt Rom parallelisieren mit dem 4. bis 6. Jh. von Byzanz, dann wird es für die Archäologie schwer, mit Funden aus der Byzanz-Periode von 0|–300 dagegen zu halten. Obwohl diese Stadt -667 gegründet worden sein soll und Hauptakteur an der Seite von Pescennius Niger (135/40–194; mit eigenen Kaisermünzen) im – verlorenen – Krieg gegen Septimius Severus (145–211) wird, bleiben seine drei ersten nachchristlichen Jahrhunderte dunkel. Und das gilt ja nicht nur für die Metropole selbst, sondern für sehr viel größere – vor allem nördliche – Teile des byzantinischen Territoriums, in denen zwischen Ovid, der ab 9 in Tomi/Constanza lebt, und dem Bischof Victorinus, der 304 als Märtyrer endet, „nicht ein einziges literarisches Werk“ [Millar 1966, 224] gefunden werden konnte.

Dabei muss Byzanz eine mächtige Stadt und gewaltige Seemacht gewesen sein, wie der Bericht des Cassius Dio (163–229) aus dem nicht weit entfernten Nikaia über die zweieinhalbjährige Belagerung der Metropole durch Septimius Severus nahelegt: Er

„erklärte, bevor er die Belagerung und die Zustände innerhalb der Stadt ausführlich beschrieb, die fortifikatorische Stärke der verschiedenen Mauerschnitte, die zudem mit Kriegsmaschinen, ausgestattet mit verschiedener Abwehrtechnik, bestückt waren. Hinzu kam eine ansehnliche Flotte von 500 mit Rammspornen versehenen Ein- und Zweiruderern: [...] Byzantion war [...] reich an Vorräten, und lange Zeit gelangte Nachschub zu Wasser in die Stadt: mutige Kaufleute wagten es unter großem Risiko, in den Hafen zu gelangen, konnten aber mit um so größerem Gewinn davonfahren. Aber die Zeit spielte gegen die Belagerten, Nahrungsmittel und Kriegsmaterial wurden knapp: Häuser wurden abgerissen, um Schiffsbauholz zu gewinnen, aus den Theaterbauten abgetragene Steine, Bronze- statuen und Bronzepferde dienten als Schleudermaterial gegen die anstürmenden Belagerer. Als der Hunger unerträglich wurde, versuchte ein Großteil der Bevölkerung, die nächst erreichbaren Landstriche auszuplündern, indem sie bei Sturm in See stachen in der Hoffnung, vor Verfolgern unbehelligt zu bleiben; viele ertranken bei diesem Unternehmen. Nichtsdestoweniger zwang schließlich die Not dazu, die Stadt ganz zu verlassen; die meisten kamen dabei ums Leben, weil die völlig überladenen Boote entweder kenterten oder eine leichte Beute der Flotte der Belagerer wurden. [...] Die prachtvollsten öffentlichen Bauwerke, Theater und Bäder, wurden niedergelegt, die stolzen Befestigungsanlagen abgetragen. Cassius Dio hat letztere vor und nach ihrer Zerstörung gesehen, lobt die sieben »sprechenden« Türme der Landseite, sofern man am ersten Turm ein Geräusch erzeugte, das sich über die übrigen Türme fortsetzte, und beklagt den späteren jammervollen Zustand, von dem man nicht glauben möchte, dass ihn die Römer selbst herbeigeführt hätten. [...] Dann] bewirkte die Fürsprache des Kaisersohnes Caracalla, [...] dass Severus einige Jahre später Byzantion seinen alten Status als freie und selbständige Polis zurückgab und sicher auch den Wiederaufbau der Mauern und zerstörter Gebäude finanziell unterstützte“ [Halfmann 2007; Hinweis M. Koch].

Fundamente der bis 190 errichteten Paläste, Tempel, Theater und Mauern bleiben auch dann erhalten, wenn die Bauten selbst geschleift werden. Und was dann zwischen 200 und 300 seit Septimius Severus wieder aufgebaut wird, sollte noch reichere archäologische Schätze preisgeben. Wo aber sind die? Was ist, wenn – wie in Asien [Heinsohn 2011a] – auch in Europa nicht nur die Jahre 600–900 [Illig seit 1991] eine Phantomzeit darstellen, sondern auch das 4.–6. Jh. aus dem Zeitstrahl heraus und wieder zwischen |0| und 300 sei-

nen Platz finden muss? Zumindest erübrigen sich dann Absurditäten der Numismatik über eine Abwertung massiv goldener Münzen ohne Denominati-on. Aureus und Solidus wären nicht von |0| bis 300 bzw. von 300–600 hinter-einander, sondern von |0| bis 300 gleichzeitig verwendete römische Goldmün-zen gewesen – die eine als 1/36 und die andere als 1/72 römisches Pfund.

Das rätselhafte Fehlen archäologischer Schichten und Bauten für Byzanz in den ersten drei nachchristlichen Jahrhunderte erklärt sich dann nicht mehr aus einer damals angeblich vollkommen bedeutungslosen Siedlung, sondern aus der chronologischen Verschiebung dieser Evidenz-Jahrhunderte von |0| –300 in die Phantomspanne von 300 bis 600.

Die so anachronistische anmutende Verwendung der Siegesgöttin des Augustus der Zeitenwende (*Victoria Augusti*) auf den Rückseiten von 300 Jahre späteren Münzen ab dem 4. Jh. ist in Wirklichkeit die gleichzeitige Ver-wendung dieser Bilder im 1. Jh. Die Seltenheit christlicher Münzsymbole zwischen 300 und 900 verlore seine Rätselhaftigkeit, weil die jetzt zwischen 300 und 600 datierten Münzbilder in die Zeit zwischen |0| bis 300 zurück müssten und die Zeit von 300 bis 600 zusätzlich zur Zeit von 600 bis 900 schlicht entfielen.

Die faktische Teilung des römischen Reiches in Ost und West durch den Krieg von -32 bis -31 zwischen Octavian und Mark Anton wäre nach dem Sieg Octavians nicht etwa rückgängig gemacht, sondern nur in geordnete Bahnen gelenkt worden. Auf ein und derselben Münze werden ja auch diese beiden Herrscher ausdrücklich schon als „Imp[erator]“ geführt.

Merkwürdig wirkt immer schon der Umstand, dass für die 45 Regierungsjahre (-31 bis +14), in denen Augustus das Imperium neu ordnet, durchaus eine Reihe persönlicher Aktionen im Westen und Norden bekannt ist, wäh-rend für den Osten lediglich für das Jahr -20 die friedliche Rückerlangung eine Legionsadlers vermeldet wird, den die Parther in der Schlacht von Carr-hae -53 erbeutet haben sollen. Ob dieser Rückerlangung einer Fahne sei ihm der Triumphbogen am Forum Romanum errichtet worden sein, der heute als unauffindbar gilt.

Jenseits so magerer Befunde kann der Eindruck entstehen, als hätte das gewaltige Augustusreich keinen Osten gehabt. Aber vorhanden gewesen sein muss diese Reichshälfte in üppiger urbaner und somit auch ergrabbbarer Viel-falt. Immerhin lässt Octavian sein politisches Testament dort gleich dreimal in Stein meißeln: in Ancyranum (Ankara) sowie in Apollonia und Antiochia in Pisidien [*Monumentum Ancyranum* 2011; *Res gestae* 2011].

Eine Parallelisierung von Rom |0| bis 300 mit Byzanz 300 bis 600 – wenn nicht gar von Augustus- und Konstantinsbogen – erinnert selbstredend an Fomenkos [2005, 2 ff.] Gleichsetzungen zur römischen Geschichte. Die Periode von Lucius Sulla („*Restitutor Urbis*“; 82–78) bis zu den Gotenkriegen im 3.

Jh. sieht er verdoppelt in der Spanne von Lucius Aurelian („*Restitutor Orbis*“; 270–275) bis zu den Gotenkriegen im 5. Jh.

Wiewohl Fomenkos Verbringung dieser Periode in die Zeit nach konventionell 1000 als archäologisch abwegig zu verwerfen ist, könnte eine archäologische Gleichzeitigkeit der – rund gerechnet – drei Jahrhunderte |0|–300 und 300–600 darauf verweisen, dass ihm Beobachtungen gelungen sind, die man erst verwerfen soll, wenn man sie auch archäologisch aushebeln kann. Er hat – wie jeder andere – das Recht auf die stratigraphische Überprüfung seiner Ansichten. Und wenn zehn davon als absurd abzuweisen sind, darf das nicht blind machen für eine womöglich treffende elfte. ‘Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht’, mag im bürgerlichen Leben Geltung beanspruchen. Ein Wissenschaftler aber bekommt auch dann für ein allererstes $1+1=2$ den höchsten Preis, wenn er zuvor hundert Mal daneben gelegen hat.

V. Warum ist Athen zwischen 300 und 900 ohne Christentum und unstrittige Bauten?

Wie für Asien [Heinsohn 2011a] wird auch für Europa behauptet, dass für die Periode |0|–900 (immer rund gerechnet) nur 300 Jahre reale Geschichte vorliegen, die der Zeit |0|–300 angehören. Das Ende der von Illig entdeckten Phantomzeit gegen 900 knüpft mithin an den um 300 endenden Stoff an, der für Byzanz momentan aber zwischen 300 und 600 platziert wird.

Was an Ereignissen und Bauten im Westen von Italien bis Portugal und England momentan zwischen 300 und 600 datiert wird, hat diese Zeitstellung von der 300–600-Periode der Byzantiner. Deren 300–600-Periode aber muss in die für Byzanz momentan archäologisch nackte Periode |0| bis 300 zurück. Dadurch zieht sie die – von ihr her datierten – westlichen 300–600-Vorkommnisse und Bauten ebenfalls in die Zeit von |0| bis 300 zurück.

Das stärkste archäologische Argument für das Ende des Imperiums bereits im 3. Jh. liefern selbstverständlich die vielzähligen Limesbefestigungen. Wo immer sie aus westlichen Quellen datiert werden, finden sie im 2. Jh. ihre größte Ausdehnung und gehen im 3. Jh. unter, wobei für das Ende mal die Zeit der Reichskrise von 235 genannt wird, aber auch ihr angeblicher Abschluss gegen 280 bevorzugt werden kann [s.a. Heinsohn 2011b].

Allerdings gibt es auch im Osten Städte, die zwischen 300 und 600 archäologisch nichts hergeben. Das liegt daran, dass sie nach westlichen Quellen von |0| bis 300 und ausnahmsweise nicht nach östlichen von 300 bis 600 datiert werden. So überschreitet Athen seinen städtebaulichen Höhepunkt bereits im 2. Jh.:

„Als Pausanias [115–180] Athen besuchte, beschrieb er eine Stadt auf dem Gipfel ihrer urbanen Entwicklung. Sie war voll berühmter alter Monumente neben großartigen zeitgenössischen Ergänzungen, die die Rolle der Stadt als führendes kulturelles und akademisches Zentrum des Mittelmeerraumes widerspiegeln“ [Camp 2001, 221 f.].

Wenigstens mit dem Bringer der neuen Religion hätte man einen neuen Aufschwung erwarten dürfen. Doch

„selbst der offizielle Beginn des Christentums unter Konstantin 325 scheint die Stadt kaum beeindruckt zu haben. Athen blieb heidnisch bis zum Ende der Antike [gegen 600]“ [ebd. 223].

Da die Stadt auch danach zwischen 600 und dem 9. Jh. „eine dunkle Zeit“ [Athen 2011] durchlebt und damit Illig bestätigt, bleibt die Griechenmetropole rund sechs Jahrhunderte lang ohne Spuren des neuen Staatskultes. Für den harten Grabungsbefund sieht es kaum anders aus:

„Die meisten archäologischen Überreste für die spätrömische Stadt [300–600] liegen unerforscht im östlichen Teil, versteckt unter den modernen Bauten der Plaka“ [ebd. 226].

Dennoch hören Untersuchungen und Zuweisungen für die Zeit nach 300 nicht auf. Schließlich werde Athens Geistesleben erst unter – dem östlich bzw. byzantinisch datierten – Justinian I. im Jahre 529 durch Schließung aller Akademien abgewürgt. Bis dahin

„belegen die schriftlichen [östlich datierten] Quellen eine überragende ökonomische Komponente der Stadt. Die philosophischen und rhetorischen Schulen blühten [nach 300] weiter. Sie zogen Gelehrte und Studenten aus dem gesamten Mittelmeerraum an“ [ebd. 226].

Das klingt kaum bescheidener als die Blüte im 2. Jh. Wo haben nun all diese Leute sich aufgehalten? Darüber weiß man bisher nichts. Jedoch „gelten als Wohnungen der Philosophen Villen am Nordabhang des Aeropag und an den Südhängen der Akropolis“ [ebd. 227]. Diese Bauten werden nach den byzantinisch datierten schriftlichen Quellen und deshalb nach 300 datiert. Mysteriöserweise werden in ihnen aber „Sammlungen früherer Skulpturen“, also aus der Zeit vor 300 gefunden [ebd. 227].

Noch gespenstischer wirkt die Schriftlosigkeit Athens. Eine Metropole, die vom 4. bis 6. Jh. ein kombiniertes Bologna-Paris-Oxford-Heidelberg-Harvard gewesen sein soll, hinterlässt nicht einen einzigen Text – keine Philosophie, keine Medizin, keine Gesetze, keine Dramen, keine Komödien, keine Historien, keine Chroniken, keine berühmten mitgeschriebenen Reden *à la* Demosthenes (384–322), ja nicht einmal Graffiti, Briefe oder Testamente. Die vermeintlich blühende Zeit wirkt von dieser Seite her so, als hätte es sie nie gegeben. Nicht einmal Eunapius (348–414 datiert), der eines von Athens

Lehrhäusern (des Julian von Kappadokien) beschreibt, stammt nicht aus der Stadt selbst, sondern kommt aus Sardes in Kleinasien.

Während also aus östlichen Quellen datierte Regionen zwischen |0| und 300 ihre Texte verlieren [Millar 1966, 224] bzw. an 300 bis 600 abgeben müssen, verlieren westlich, also zwischen |0| und 300 datierte Regionen auch dann zwischen 300 und 600 (und dann weiter bis 900) ihre Texte, wenn sie wie Athen im Osten liegen.

Das gilt auch umgekehrt. So hat der Westen im Italiener Boethius (480/85–524/26) den letzten großen Schriftsteller und Philosophen – von 400 bis ins 6. Jh. sogar den einzigen. Ihm sei es darum gegangen, die geistigen Werke des Hellenentums in Übersetzung zugänglich zu machen, „da die Griechischkenntnisse im lateinischsprachigen Westen Europas stark abgenommen hatten“ [Boethius 2011]. Hätte Boethius über unser modernes Wissen verfügt, hätte er dieses Vorhaben niemals in Angriff genommen. Ein lateinischer Westen ohne Kenntnisse des Griechischen war gewiss schon schwer auszuhalten, aber Griechenlands Herz Athen ohne jedes geschriebene Wort in irgendeiner Sprache während seiner eigenen Lebenszeit hätte ihm das Herz gebrochen. Die furchtbare Einsicht schließlich, dass seit einem vollen Jahrhundert er selbst der Einzige ist, der seine Muttersprache schreiben und wohl auch lesen kann, hätte ihn in den Wahnsinn getrieben. Hier scheint ein veritabler Don Quijote des Lateinischen an die Arbeit gegangen zu sein.

Aber der gelehrteste Mann seiner Zeit hat noch manch anderes nicht wissen müssen. Dass seit einem Vierteljahrtausend das Christentum die Religion des Landes ist, wird ihm gnädig verschwiegen. „Seine“ fünf theologischen Kleinschriften – *Opuscula sacra* – gelten bis spät ins 19. Jh. ohnehin als unecht. *De fide catholica* wollen auf Genauigkeit bestehende Forscher ihm bis heute nicht zuordnen [Obertello 1974, I, 257–285; Glej 1998, 211].

Auch die Zweifel an den übrigen vier Texten wären rehabilitiert, wenn die Boethius-Periode 300 Jahre verliert. Denn in seinem unstrittigen Hauptwerk (*Vom Trost der Philosophie*)

„gibt sich Boethius nirgends als Christ zu erkennen. Er erwähnt den christlichen Glauben überhaupt nicht. [...] Dies ist um so auffälliger, als der Autor hier seine eigene hoffnungslose Lage zum Ausgangs- und Angelpunkt seiner Ausführungen macht. Für einen antiken Christen wäre es unter solchen Umständen eigentlich selbstverständlich, sich auf die biblische Verheißung zu konzentrieren. Statt dessen erörtert Boethius sein Schicksal ausschließlich aus der Perspektive und in der Terminologie der antiken philosophischen Tradition“ [Boethius 2011].

All diese Absonderlichkeiten weichen und der Philosoph wirkt wieder rational, wenn die östlich-byzantinische Datierung des Boethius verstanden ist, die eben auch einen Westler vom 3. bis ins 6. Jh. katapultieren kann.

VI. Was gibt es im römischen Jerusalem von -70 bis +325?

In wohl keiner Stadt der Welt wird länger und intensiver gegraben als in Jerusalem. Und nur wenige Städte verfügen über mehr dokumentierte römische Geschichte als diese Stadt, weil hier zusätzlich die jüdischen Quellen fließen. In der Tat enttäuscht die Fundlage für die kurze Zeit zwischen -37 und |0| nicht. Da ist „Robinsons’s Arch“, da sind die herodianischen Mauern zur Befestigung des Tempelbergs und da ist das Wohnviertel (gelegen im heutigen „Jewish Quarter“) aus der Zeit des Herodes (73–4).

Von |0|–325 aber wird es mager. Zugeordnet werden dieser westlich bzw. römisch datierten Periode Gräber westlich des Jaffa-Tores und eine so genannte Dritte Mauer (nördlich der jetzigen „Old City“). Dazu gibt es Inschriften aus der Zeit Hadrians (76–138) und der so genannten Tempel-Legion, die aber nicht bestimmten Bauten zugeordnet werden können, sondern Streufunde sind. Damit gelangt man gerade mal bis zum Jahr 130, das westlich bzw. über Hadrian datiert ist. Wohnviertel oder Tempel sucht man zwischen |0| und 130 vergebens. Für die anschließenden 200 Jahre bis 325 werden nicht einmal Gräber behauptet. Der Befund liegt hier schlicht bei Null [Jerusalem Archaeological Park 2011].

In Jerusalems östlich bzw. byzantinisch datierter Periode von 325 bis 634 sieht es archäologisch wieder gut aus. Die Grabeskirche und die Eleona-Kirche kommen in das 4. Jh. Im 5. Jh. folgen Stadtmauer, die Cardo-Straße quer durch die Stadt, die Wohnviertel südlich des Tempelberges, die Kirche aller Nationen in Gethsemane, die Kirche der Aufnahme Marias in den Himmel sowie St. Peter in Gallicantu. Im 6. Jh. kommt eine noch größere Geschäftsstraße (Cardo Maximus) und die gewaltige Nea-Kirche des Justinian „I.“ (482–565) hinzu [Jerusalem Archaeological Park 2011]. Dunkel wird es dann wieder zwischen 750 und 1070 [s.a. Heinsohn 2000]. Auch Jerusalems Archäologie gewänne an Plausibilität, wenn der Zeitblock 300–600 in das Fenster |0| bis 300 geschoben würde.

VII. Wie kommt es zum Rahmen von rund 900 Jahren für eine nur 300-jährige Geschichtsperiode?

So viel dafür spricht, dass die globale Geschichtsperiode |0| bis 900 nur rund 300 Jahre hat, die zwischen |0| und 300 gehören, so offen bleibt bisher die Schöpfung des Gesamtrahmens |0|–900. Wo wird zuerst mit einer chronologischen Konstruktion gearbeitet, die womöglich unbeabsichtigt oder einfach durch Unaufmerksamkeit eine Zusatzperiode von 500–600 Jahren in den Zeitstrahl bringt? Denn zwingend muss vor der Befüllung von Zeiträumen der zu befüllende Zeitrahmen |0|–900 festgelegt sein.

Ist Georgios Synkellos [Hinweis Beaufort 2011] der Zeitschöpfer? Er wird heute ins 8./9. Jh. datiert (mit Tod gegen 810) und arbeitet mit einer alexandrinischen Ära, die den Beginn der Schöpfung bei -5493 sieht. Er sei bei Abfassung seines Werks nur bis zu Diokletian (236/45–312) gelangt, habe also die Reichsgeschichte nicht vollenden können, da die gesamte byzantinische Zeit ab 300 fehle. Aber hat er die Arbeit vielleicht doch fertiggestellt, weil das Römische Reich realiter nur bis ins 3. Jh. besteht – womöglich nur bis zur so genannten Reichskrise von 235 mit Kaiser Maximinus (235–238) als erstem gotischen Herrscher?

Hat danach Theophanes (760–818), den man für einen Freund und Fortsetzer des Synkellos hält, die Geschichte der östlichen Reichshälfte einfach hinter den Synkellos-Abschnitt gestellt, obwohl er realiter parallel dazu liegen müsste? Dafür spricht immerhin, dass Theophanes für die Zeit von 300–600 Detailinformationen bringt, die „ansonsten nirgendwo zu finden sind“. Damit hören die Merkwürdigkeiten jedoch nicht auf. Denn für die Zeit von 602 bis 813 ist Theophanes nicht nur eine sehr wichtige, sondern „teils sogar die einzige Quelle“ [Theophanes 2011]. Da die von ihm behandelte Periode von 284/85 bis 813 reicht, stehen hier schon einmal 528 oder 529 Jahre – nahe an einem Osterzyklus von 532 Jahren – zur Disposition. Ebenfalls nahe an einem solchen Zyklus liegt die Summe aus der Romzeit von |0| bis 235 (beinahe tödliche Reichskrise) plus der Periode von 300 bis 600. Für die Zeit von 800–900 wird es für Byzanz auch im herrschenden Chronologiedenken fundmäßig ungemein knapp. Die Phantomgeschichte dieses Jahrhunderts wird mithin von jemandem komponiert, der jenseits von Synkellos-Theophanes antritt. Vielleicht ging es erst einmal nur um die Fixierung des Jahres 800 nach Vergöttlichung des Nazareners.

Wie Synkellos seine Romgeschichte nur bis ins 3. Jh. führt, so endet auch die *Historia Augusta* [2011] gegen 285 – mit Unklarheiten und Lücken allerdings schon ab 230/240. Ihre Überlieferungsgeschichte ist exemplarisch auch für andere Geschichtswerke, die – wie *Aurelius Victor* [2011] oder die *Epitome de Caesaribus* [2011] – angeblich im 4. Jh. geschrieben werden, dann aber einfach verschwinden.

Die erste Handschrift der *Historia Augusta* wird ins 9. Jh. datiert. Bis dahin seien sämtliche Kopien zu 100 Prozent verloren gegangen. Dasselbe wird über die Epitome behauptet, die ans Ende des 9. Jh. gesetzt wird und in der Wolfenbütteler Herzog-August-Bibliothek liegt. Ihre zahlreichen überaus prächtigen Blätter umfassen rund 9.500 Wörter – rund 40 Prozent mehr als dieser Essay. Die üppigen, mehr als foliogrößen Seiten seien seit dem 4. Jh. immer wieder kopiert worden. Doch nicht eine einzige Ecke von einem einzigen der herrlichen Blätter selbst der vorletzten Kopie, von der dann die Wolfenbütteler Abschrift erstellt worden sei, habe sich erhalten.

Ab dem 10./11. Jh. gibt es weitere 18 Kopien dieser wichtigsten lateinischen Romquelle des Mittelalters – alle schlechter ausgeführt als die Wolfenbütteler Variante. Bis zur ersten Druckfassung von 1504 stehen mithin immer Handschriften zur Verfügung. Sie gehen ab rund 900 also nie mehr verloren, während das zwischen dem 4. Jh. und 900 ununterbrochen passiere. Nimmt man die Epitome jedoch nach Faktenlage, dann wäre die Variante, die jetzt als erste nicht vernichtete Kopie geführt wird, schlicht der erste Text selbst. Fünf bis sechs fehlende Jahrhunderte in der Textüberlieferung wären dann der Nichtexistenz dieser Zeitspanne geschuldet. Das 4. wird zum 10. Jahrhundert.

VIII. Ergebnisse und Folgerungen zu den aufstrebenden Mächten der Goten und der Hunnen

Hier wird nicht nur das 7. bis 9. [Illig seit 1991], sondern global auch das 4. bis 6. Jh. als Phantomzeit gesehen. Die Befüllungen der Gesamtperiode vom 4. bis zum 9. Jahrhundert können allerdings regional höchst unterschiedlich ausfallen. Bei weniger wichtigen Städten – also bei den allermeisten – können Befüllungen sogar ganz unterbleiben. Aber die zu befüllende Zeitspanne selbst ist für alle Gelehrten in gleicher Länge vorgegeben.

Die einen ziehen es vor, Lücken zu überpfuschen, während andere sie auch in ehrlicher Nacktheit stehen lassen. Exemplarisch dafür heißt es etwa zu Lecce – immerhin Metropole des Salento (Stiefelhacken Italiens) – ganz ungeschönt:

„Der Ursprung der Stadt Lecce [konventionell datiert auf -1211; GH] ist in Dunkel gehüllt. Noch weniger ist über die Periode vom 4. bis 11. Jahrhundert bekannt“ [Lecce 2011].

Schwenkt man 1.250 km nordwestlich nach Nîmes (Nemausa) in Südfrankreich, das durch die besterhaltene römische Wasserleitung des Altertums (50 km Länge) angesteuert wird, die im Pont du Gard ihren Höhepunkt findet, so gibt es den denselben mysteriösen Befund – und das an der seit -118 aktiven Handelsroute Via Domitia:

„Seit dem 4. Jahrhundert wurde die Pflege der Wasserleitung zusehends vernachlässigt, Ablagerungen füllten bis zu zwei Drittel des Wasserkanals. Im Laufe des 9. Jahrhunderts wurde der Aquädukt vollends unbrauchbar“ [Pont du Gard 2011].

Auch die imposanten Bauten von Nîmes stammen aus der Zeit vor 300. Es ist nicht ersichtlich, was die (östlich datierten) Westgoten 407 dort hätten erobern wollen – Verdurstete inmitten von Ruinen? 650 km weiter nördlich hat Trier von der Größe her die wirklich imperialen Bauten im 2. Jh. und nicht in den wenigen Gebäuden, die wegen der Datierung Konstantins noch ins 4. Jh. gelangen. Die so genannte Kaisertherme von 300 ist viel kleiner als die

gewaltige Barbaratherme aus dem 2. Jh. Mit 45.500 m² ist sie damals – nach der Trajanstherme in Rom – das zweitgrößte Badehaus im gesamten Imperium. Als „staatlich finanziertes Projekt“ [Barbarathermen 2011] ist sie überdies eindeutig kaiserlich, als Trier Kaiserstadt noch gar nicht sein soll. Auch die Porta Nigra, die man – Konstantins Datum zuliebe – früher gerne ins 4. Jh. setzte, gehört – nebst Stadtmauer – ebenfalls ins 2. Jh. [Porta Nigra 2011].

Archäologisch gibt es für die Periode |0|–600 mithin nur die Jahre |0|–300. Die Gesamtzeit |0|–600 für ein bestimmtes Land oder Imperium kann dann so befüllt werden, dass in einer Metropole die |0|–300-Periode beibehalten wird, sie dafür aber von 300 bis 600 ohne glaubhafte Funde dasteht. In einer anderen Stadt desselben politischen Raumes wird die |0|–300-Periode dem Zeitraum 300–600 zugeschlagen, was sie aber zwischen |0| und 300 archäologisch entleert.

Die |0|–300-Periode einer Stadt kann aber auch umgehend der von Illig gefundenen Phantomzeit 600–900 zugeschlagen werden. Das gilt etwa für Xi'an als Hauptstadt der chinesischen Tang-Dynastie, die durch Verlegung ihrer |0|–300-Periode in die Zeit 600–900 gleich von |0| bis ins 6. Jh. ohne Geschichte auskommen muss [Heinsohn 2011a].

Zwischen Rom und Byzanz verläuft es – wenn man so will – konservativer. Roms |0|–300-Periode bleibt bei |0|–300. Roms Spanne 300–600 erhält dadurch ein Stück ehrlicher Dunkelheit. Was dort angesiedelt bleibt, bekommt seine Datierungen aus östlichen Texten. Die |0|–300-Periode von Byzanz hingegen wird zwischen 300 und 600 geschoben, so dass diese Megastadt zwischen |0| bis 300, in der sie real da ist und aus westlichen Quellen auch glänzend bezeugt wird, im Dunkel verschwindet. Was ihr zwischen |0|–300 an Ereignissen (nicht Funden) zugesprochen wird, hat sie also aus Texten westlicher |0|–300-Datierung. Konsequenterweise haben dann beide Hauptstädte – anders als asiatische Metropolen – zwischen 600 und 900 nichts Überzeugendes vorzuweisen. Und eben diese konservative Vorgehensweise beschert Europa sein dunkles Frühmittelalter, bis Illig es 1991 als Phantom offenbart. Gleichwohl liefern Rom und Byzanz keineswegs nur eine Verdopplung ein und derselben Information. Die Überlieferungen beider Städte steuern Details zur Gesamtgeschichte bei, die von einer Seite allein nicht zu haben sind.

Die Gebiete Asiens – exemplarisch China und Japan – stehen oberflächlich nur deshalb besser, also ohne dunkles Frühmittelalter 600–900 da, weil bei ihnen die Zeitbefüllung anders funktioniert. Dortige Historiker lassen nicht nur in Städten à la Xi'an (Tang-Dynastie), sondern auch in Indochina et al. gleich 600 Jahre ausfallen – also die gesamte Periode |0|–600. Und eben diese Spanne |0|–600 wird dann mit anderen – oft nur wenig entfernten –

Städten befüllt, die ihrerseits in der Gesamtperiode von |0| bis 1200 nur 600 Jahre auch belegen können.

Typische Befüllungsmuster für den Zeitraum |0|–900, der real jedoch nur die Periode |0|–300 hat

	600–900 <i>Xi'an (Tang Dyn.)</i> (leer 0 –600)
	300–600 <i>Byzanz</i> (leer 0 –300** u. 600–900) <i>Jerusalem</i> (leer 120–320 u. 750–1050) <i>Nara/Yamato</i> (leer 0 –250)
 0 –300 <i>Rom</i> (leer* 300–900) <i>Yayoi-Tokio</i> (leer 300–800/900)	

* 300–600 Gesetztes aus östlicher Datierung

** Vor 300 Gesetztes aus westlicher Datierung

Für Japan etwa sieht das so aus, dass sein Norden mit Yayoi-Tokio von |0| bis 300 korrekt blüht, dann aber gleich bis 800, also bis zum Ende der Theophanes-Chronologiekonstruktion verschwindet. Hingegen fehlt in Japans Süden mit Nara/Yamato die Periode |0| bis 300, die realiter aber existiert hat. Dafür darf Nara/Yamato zwischen 300 und 800 glänzen.

Für Europa bedeutet die Verbringung der byzantinischen Blütezeit 300–600 an ihren korrekten Platz |0|–300, dass sich die gesamte jetzt 300–600 datierte europäische Geschichte in der Periode |0|–300 abspielt. Die zukünftigen Germanenherrscher Westeuropas begeben sich also nicht zweimal auf die Völkerwanderung – zuerst im 1./2. und dann noch einmal im 4./5. Jh., sondern tun das nur einmal ab dem 1./2. Jh.

Der Autor hat das zuerst an den Goten verfolgt. Unstrittig verlassen sie im 1. Jh. oder bald danach ihre Siedlungsgebiete im Weichseldelta, wo sie mindestens seit der Zeit des Augustus leben und von Tacitus (58–120) als „Gotonen“ bezeugt sind. Wenn die Geten, die der Gote Jordanes für Goten hält,

wirklich Goten sind, gegen die Trajan (53–117) jenseits der Donau zwei Jahre Krieg führt (101–102), dann begänne die Abwanderung bereits im 1. Jh. Die Goten verlassen das Weichseltal gleichwohl nur einmal und nicht noch einmal im 4. oder 5. Jh., um dann – im Ringen mit den Hunnen [dazu Heinsohn 2011b] – Herren von Spanien, Südfrankreich und Italien zu werden.

Natürlich wissen die Historiker um die chronologische Spreizung germanischer Wanderungen um 300 Jahre. Um der Verlegenheit über das frühe Losziehen im 1./2. Jh. bei einer Machtergreifung erst im 5. Jh. zu entkommen, wird der frühe Abmarsch der Goten von der Ostsee von einzelnen Forschern als „Fiktion“ gesehen. Oder es wird die These bemüht, dass im 1./2. Jh. „allenfalls der Name“ der Goten das Weichseldelta verlassen habe, nicht aber das Volk aus Fleisch und Blut [Goten 2011]. Diese Namenwanderungstheorie bereichert die Enzyklopädie der Theorien zur Wegerklärung chronologischer Lücken, die einmal von A bis Z zu schreiben wäre, eine kleine Fortsetzung aber bereits bei „Bato und Attila“ findet (in diesem Heft).

Literatur

- Altheim, F. (1957), *Der unbesiegte Gott: Heidentum und Christentum*, Reinbek
ancient = <http://www.ancientresource.com/lots/ancient-coins/gold-coins.html>
apollo = <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Apollo1.JPG&filetimestamp=20060318211402>
- Athen (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Athen>
augustus = http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Avgustus_Aureus.jpg&filetimestamp=20061101182140
- Aurelius Victor (2011), http://de.wikipedia.org/wiki/Aurelius_Victor
- Barbarathermen (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Barbarathermen>
- Beaufort, J. (2011), E-Mail an den Autor vom 14. 6. 2011
- Boethius (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Boethius>
- Camp, J. M. (2004), *The Archaeology of Athens*, New Haven · London
- Déchalette, J. (1906), „Le culte de Soleil aux temps préhistoriques“, *Revue Archéologique*, Bd. XIV
- Epitome de Caesaribus* (2011), http://de.wikipedia.org/wiki/Epitome_de_Caesaribus_follis = Follis-Constantine VII and Zoe-sb1758.jpg
- Fomenko, A. T. (2005), *History: Fiction or Science? Chronology 2*, Paris et al.
- Frantz, A. (1988), *Late antiquity, A.D. 267-700, Athen*: American School of Classical Studies at Athens
- Glei, R. F. (1998), *In carcere et vinculis? Fiktion und Realität in der Consolatio Philosophiae des Boethius*, Würzburger Jahrbücher f. d. Altertumswissenschaft, Bd. 22
- Goten (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Goten>
- Grahn-Hoek, H. (2002), „Stamm und Reich der frühen Thüringer nach den Schriftquellen“, *Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte*, Bd. 56, 7-90
- Halfmann, H. (2007), *Belagerung und Zerstörung der Stadt Byzantion von Septimius Severus*, <http://constantinople.ehw.gr/Forms/LemmaBodyExtended.aspx?lemma>

ID=11843

- Heinsohn, G. (2000), Jerusalems mittelalterliche Synagogenabfolge, *ZS* 12 (1) 53- 58
- (2011a), Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde?, *ZS* 23 (1) 164-193
 - (2011b), Bato und Attila: Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels, *ZS* 23 (2) 457-473
- Historia Augusta* (2011), http://de.wikipedia.org/wiki/Historia_Augusta#Die_Quellen_der_Historia_Augusta
- Illig, H. (1991), „Die christliche Zeitrechnung ist zu lang“, *VFG* 3 (3/4) 4-20
invictus = <http://cdn.counter-currents.com/wp-content/uploads/2011/03/Sol-invictus-constantine.jpg>
- Jerusalem Archaeological Park (2011), <http://www.archpark.org.il/justinian> = en.wikipedia.org/wiki/File:Solidus-Justinian_II-Christ_b-sb1413.jpg
- Koch, M. (2011), E-Mail an den Autor vom 16. 6. 2011
- Lecce (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Lecce#Geschichte>
- Mamboury, E. (1934), *Byzance - Constantinople - Istanbul*, Istanbul
- Millar, F. (1966), *Das Römische Reich und seine Nachbarn*, Frankfurt am Main (*Fischer Weltgeschichte Band 8*)
- Mitterauer, M. (1993), *Ahnen und Heilige: Namengebung in der europäischen Geschichte*, München: C.H. Beck
- Monumentum Ancyranum (2011), http://universalium.academic.ru/242960/Monumentum_Ancyranum
- musei* = Musei Vaticani - Mithra - Sol invictus 01136.JPG
- museum* = <http://www.smb.museum/ikmk/object.php?id=18217778>
- nomisma* = Histamenon nomisma-Nicephorus II and Basil II-sb1776.jpg
- numisology* = <http://www.numisology.com/detail-pic.htm>
- Obertello, L. (1974), *Severino Boezio*, 2 Bde, Genova
- octavian* = (http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Antony_with_Octavian_aureus.jpg&filetimestamp=20070824104339)
- Pont du Gard* (2011), http://de.wikipedia.org/wiki/Pont_du_Gard#Geschichte_der_Bruecke_und_der_Wasserleitung
- Porta Nigra* (2011), http://de.wikipedia.org/wiki/Porta_Nigra#Erbauung
- Res Gestae Divi Augusti* (2011), http://en.wikipedia.org/wiki/Res_Gestae_Divi_Augusti
- ritter* = (<http://www.ma-shops.com/ritter/item.php?id=32897&lang=jp>)
- solidus* = http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/0e/Solidus-Arcadius-RIC_1205.jpg
- Theophanes (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Theophanes>
- trajan* = commons.wikimedia.org/wiki/File:Aureus-Trajan_Decius-RIC_0029a.jpg
- trier-shop* = <http://www.landesmuseum-trier-shop.de/produkte/3591697/>
- Virtual Jewish Library (2008), „Byzantine Gold Coins Found in Jerusalem“, <http://www.jewishvirtuallibrary.org/jsource/Archaeology/byzcoins.html>

Prof. i. R. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Bato und Attila

Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels

Gunnar Heinsohn

„In der älteren Forschung wurde nun angenommen, dass es eine Verbindung zwischen den Xiongnu [des 1. Jh.; GH] und den späteren Hunnen [des 4. Jh.; GH] gegeben habe. Die neuere Forschung ist / diesbezüglich weitaus skeptischer, wenn sie diese These nicht sogar ganz aufgegeben hat“ [Hunnen 2011].

„Es gibt nämlich eine historische Lücke von 300 Jahren zwischen den chinesischen und den späteren Quellen“ [Huns 2011].

I. Xiongnu des 1. und Hunnen des 4. Jahrhunderts

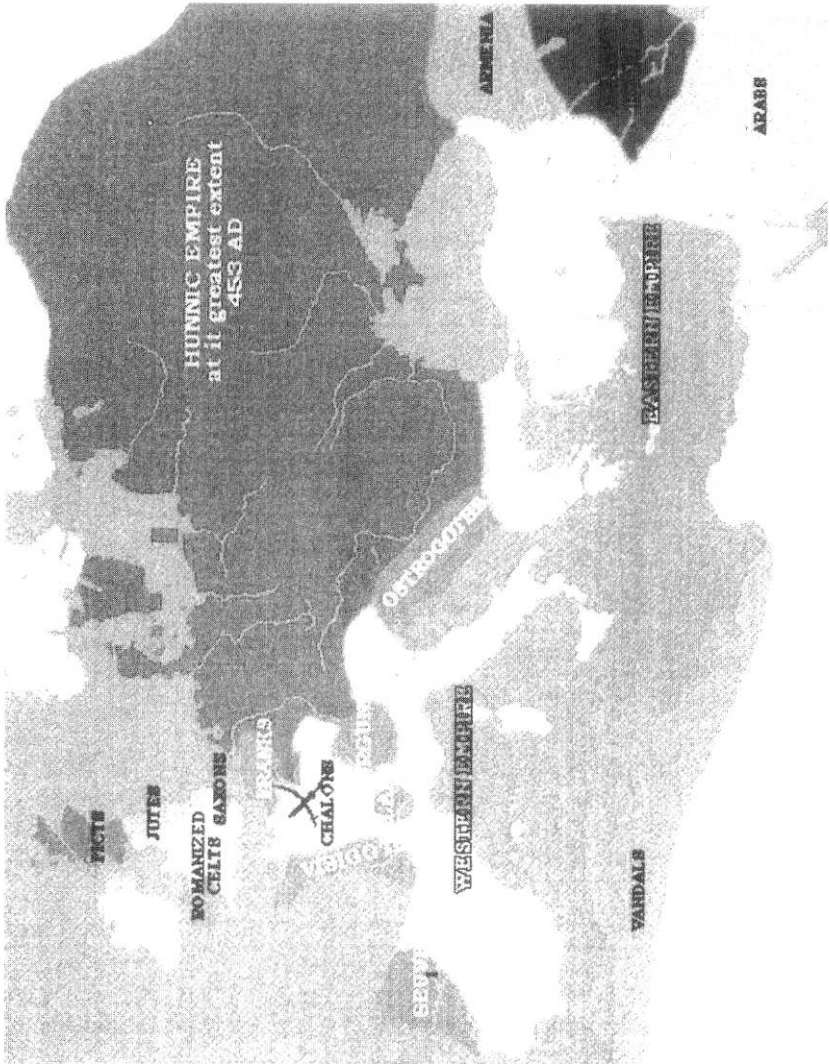
Gegen 350 stürmen Chioniten – heute als „iranische Hunnen“ bezeichnet – das Reich der Sassaniden und nehmen ihnen die Provinzen Baktrien und Balch. Bereits 359 unterstützen diese Steppenkrieger die Perser in einem Krieg gegen Rom, das sie als *Chionitae* latinisiert, was auch als Hunnen gelesen wird. Nach 73 Tagen Belagerung fällt das römische Amida (heutiges *Diyarbakır*) an Sassaniden und Chioniten.

Für die Hunnenforscher besteht das größte Problem darin, dass diese wuchtige Macht aus dem Nichts zu kommen scheint. Man weiß recht gut, wo sie hin gelangt und was sie dort anrichtet. Man weiß aber von ihrer Heimat nur, dass sie in Asien liegt:

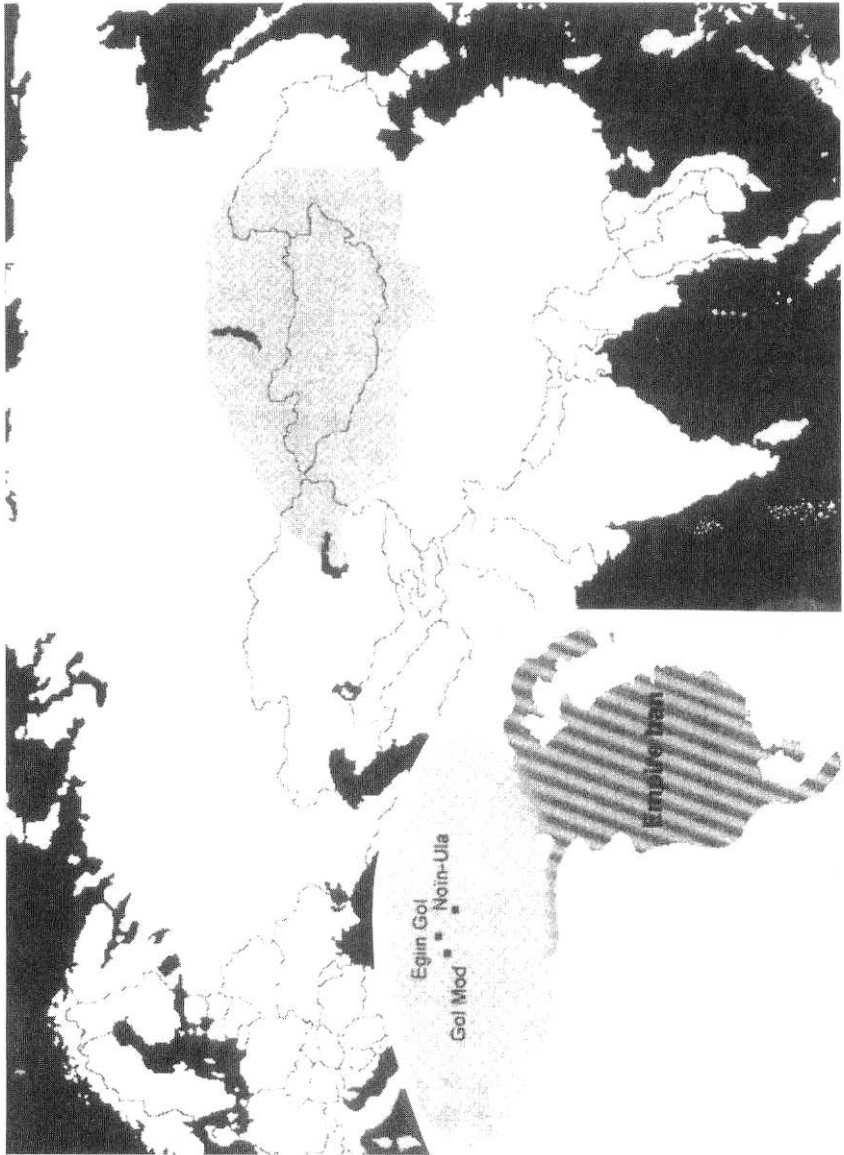
„Es ist faktisch nicht möglich, gesicherte Aussagen über die ethnische Herkunft der Hunnen, die Mitte des 4. Jahrhunderts zwischen Don und Wolga lebten, zu treffen; auch in der neueren Forschung können höchstens Hypothesen aufgestellt werden“ [Hunnen 2011].

Diese Ratlosigkeit ist entschieden jüngerer Datums. Denn der Eigenname „Hunne“ gilt – seit Joseph de Guignes [1756 ff.] – als Entlehnung aus dem chinesischen Namen für das Volk der Xiongnu (Hsiung-nu). Schon Ptolemaios (100–175) spricht in seiner *Geographie* [3, 5:10] von *Ounnoi*, die lateinisch zu Chunni bzw. Hunnen werden. Man würde diese *Ounnoi* durchaus gerne mit den Hunnen verbinden. Da die Textstelle aber über 200 Jahre älter ist als die erst 359 Kleinasien erreichenden Hunnen, soll der chronologische Abstand zwischen beiden eine solche Schlussfolgerung verbieten [Stickler 2007, 24 f.].

Dasselbe chronologische Problem führt auch zur Verwerfung der These, dass es sich bei den Hunnen um Leute aus dem Reich von Xiongnu (Hsiung-



Größe Ausdehnung des **Hunnenreiches** (jetzt auf 453 datiert) [*steppenreiter*]



Einflussbereich der **Xiongnu/ Hsiung-nu** von -209 bis +48 und dann geteilt bis +216 [empire].

Eingeblendet: Xiongnu-Zentrale **Gol Mod** mit Gräberfeld [archaemongolia]

nu) handelt. Die Xiongnu werden schon gegen -200 zu Gründern des ersten Steppenreiches der Geschichte. Dieser Schritt zu einem Imperium von Stämmen aus der Mongolei sowie den Altai- und Sajangebirgen habe der chinesischen Expansion Einhalt gebieten sollen. Die hohe Offensivmobilität der so geschaffenen Macht habe im Gegenzug dann aber den Bau der ersten chinesischen Mauer unter Kaiser Qin Shihuangdi (259–210) erforderlich gemacht.

Am Ende unterliegen die Xiongnu – mit Herrschernamen wie Pu-nu oder Pi – gegen China. Im Jahre +48 werden ihre südlichen Gebiete zu Provinzen der Han-Dynastie. Der Norden hingegen erweist sich als stärker, kann der Unterwerfung entkommen und seinerseits – zwar gejagt, aber auch jagend – die Expansion nach Westen beginnen. All das ist aus chinesischen Quellen belegbar [Übersicht bei Vaissière 2006a]. Niemand weiß jedoch, wo die Xiongnu im Westen hingelangen und was sie dort anstellen. Während die Hunnen nirgendwo herkommen, aber unstrittig bis nach Europa gelangen und dort Schrecken verbreiten, kommen die Xiongnu nirgendwo hin, brechen aber unstrittig als ungebärdige Macht aus Gebieten nördlich von China auf.

Die traditionelle Gleichung Xiongnu = Hunnen macht auch archäologisch Sinn, denn in der Mongolei ergrabene Schuppenpanzer, hornverstärkte Kompositbögen sowie eisernes Pferdegeschirr [Brosseder 2007, 69] sorgen für gut hunnische Schlagkraft [Noi-Ula kurgans 2011]. Aber sie gehören nun einmal nicht in das 4., sondern ins 1. Jh. Denn in der großen Nekropole beim Xiongnu-Hauptlager Gol Mod – 350 km westlich von Ulan Bator – gehört das späteste Fürstengrab zum zwanzigsten Chanyu (Herrscher), dessen Tod auf +37 gesetzt wird. Was aber mit dem +1. Jh. aufhört, kann nicht den Hunnen des 4. Jh. zugesprochen werden:

„Die letzten Funde, die den Xiongnu zugewiesen werden können, stammen aus der Zeit um 100 n. Chr. Bis zum 5. Jahrhundert [und erst dann stehen die Hunnen in vollem Saft; GH] bleibt das nördliche Gebiet weitgehend fundleer“ [Xiongnu 2011a].

Typische Kennzeichen für Hunnen in Europa sind überdies runde Metallspiegel aus Bronze. Auch ihr Ursprung liegt in China, was wiederum zu Xiongnu im 1. Jh. gut passt, im 4. Jh. einem vermeintlich herkunftslosen Hunnenvolk aber Probleme macht.

Vermutungen, dass Hunnen Totenopfer vollzogen hätten, die Xiongnu aber nicht, stützen sich auf eine mit Steinplatten verschlossene Höhle in Kyzyl-Adyr (im russischen Oblast Orenburg), die man als hunnisch bezeichnen kann [Schmauder 2009, 106], aber nicht muss. Hier wird nach einem Strohalm gesucht, mit dem sich die alte Gleichung Xiongnu = Hunnen zurückweisen lässt. Deshalb werden auch unstrittige Parallelen eifertig relativiert:

„Sicher, der Reflexbogen, die Sättel u.a., das sind Elemente, die den Xiongnu und den Hunnen gemein sind, aber diese Elemente finden wir in



Moderner Rekonstruktionsversuch zum Hunnenführer **Attila** mit Kompositbogen im 5. Jh. [*attila-museum*]

Moderne Vorstellung einer **Xiongnu-Kriegerin** aus dem +1. Jh. [*female*]

fast allen reiternomadischen Kulturen. [...] Das Problem der Verknüpfung von asiatischen Hunnen mit den europäischen Hunnen [hat] bislang noch keine überzeugende Lösung gefunden“ [Brosseder 2007, 71].

Es bleiben gleichwohl in erster Linie chronologische Gründe, aus denen die Identität von Xiongnu und Hunnen bezweifelt wird [Twitchett/Loewe 1986, 383 ff.; Stickler 2007, 21 ff.]. Es spreche nun einmal „die zeitliche Differenz gegen eine Verbindung von Xiongnu und Hunnen“ [Xiongnu 2011a]. Nur wenn auch die Hunnen in das 1./2. Jh. gehören würden, könnten sie mit den Xiongnu verwandt sein:

„Selbst wenn wir eine Verbindung herstellen zwischen den Hunnen aus dem 4. Jahrhundert und den Xiongnu aus dem 1. Jahrhundert, ist doch eine Unmenge Wasser von drei Jahrhunderten verlorener Geschichte unter einer Unzahl von Brücken geflossen“ [Heather 2005].

Die „Hunnen-sind-nicht-Xiongnu“-Position bleibt gleichwohl verunsichert. Immerhin gibt es Weltkoryphäen wie James Douglas Howard-Johnston (*1942 [2006]), die ohne Angst vor Blamage zur Gleichsetzung von Xiongnu und Hunnen stehen. Leichtere Gewichte können sich gegen den Oxford-Gelehrten nur mit chronologischen Finten durchsetzen, weil Hunnen als Xiongnu nun einmal schon gegen 50 und nicht erst gegen 350 aus deren Gebieten hätten losgestürmt sein müssen.

Gleichwohl will man dem Meister ein Stück weit entgegen kommen. Dafür arbeitet man ähnlich wie die Autoren, die für die Goten nur eine Völkerwanderung im 4./5. Jh. historisch unterbringen können und deshalb die „erste“ aus dem 1./2. Jh. gerne los wären. Sie behaupten deshalb, dass bei der „ersten“ Wanderung der Goten gar nicht das Volk, sondern nur sein Name die beschwerliche Reise aus der Gegend von Danzig angetreten habe [Heinson 2011b]. Um der offensichtlichen Ähnlichkeit zwischen Xiongnu und Hunnen Rechnung zu tragen, wird entsprechend behauptet, dass die herkunftslosen Hunnen des 4. Jh. in der Tat den längst untergegangenen Namen der 300 Jahre früheren Xiongnu angenommen und den eigenen verheimlicht hätten, um noch gefährlicher zu wirken [Stickler 2007, 24 f.; Schmauder 2009, 52]:

„Die neuere Forschung betont, dass es keinen Beweis für eine Verbindung zwischen Xiongnu und den in spätantiken Quellen als ‚Hunnen‘ bezeichneten (wohl heterogenen) Gruppen gibt. Allerdings ist es möglich, dass diese Gruppen den Namen der Xiongnu als Prestigenamen übernahmen, ohne mit diesen verwandt zu sein“ [Xiongnu 2011a].

Der Preis für diese Ausflucht ist hoch. Jetzt kennt man von den Hunnen nämlich weder die geografische Herkunft noch den Namen. Die Behelfsthese von der Aneignung eines Schrecken einjagenden Fremdnamens muss den Vertretern der Identität von Hunnen und Xiongnu immer noch als Schummelei

erscheinen. Da sie aber genauso wie ihre Opponenten daran glauben, dass es in der Zeitspanne |0| bis 600 tatsächlich auch volle 600 Jahre Geschichte gegeben habe und nicht 200 bis 300 Jahre weniger [Heinsohn 2011a; 2011b], können sie ihre plausible Position nicht überzeugend verteidigen. Auch hier zeigt sich, dass es in den Geisteswissenschaften kein stärkeres Dogma gibt als die herrschende Chronologie. Sie wird geradezu inbrünstig verehrt und – ohne Rücksicht auf Verluste – heldenhaft verteidigt.

II. Hunnen versus iranische Hunnen und Hunas in Indien

Nun ist die Ablehnung der Gleichsetzung von Xiongnu und Hunnen eine Sache. Was aber ist mit dem Reitervolk der Chioniten oder „iranischen Hunnen“? Kurz vor Ankunft der ‘eigentlichen’ Hunnen im Imperium Romanum wird ja auch sein sassanidischer Widersacher im Iran von diesen Kriegern überrannt. Nach den Berichten agieren sie ähnlich wie die Hunnen. Obendrein tragen sie ebenfalls einen Namen, der zum dreihundert Jahre früheren Namen der Xiongnu so gut passt wie eben zu dem der Hunnen, der als „Hunas auch in Indien bezeugt“ ist [Hephtaliten 2011]. Sollten sich die Chioniten/Hunas ebenfalls mit dem alten Schreckensnamen der Xiongnu mental aufgerüstet haben?

Die Schummler gewinnen durch die Neutralisierung eines Howard-Johnston – durch die Theorie des Namensdiebstahls bei Verheimlichen des eigenen – zwar die Oberhand, geraten damit aber in neue Verlegenheiten. Ihre Chioniten/Hunas („iranische Hunnen“) sollen nämlich nichts gemein haben mit den Hunnen vom zweiten Angriff auf das römische Reich – nach dem ersten von 359 auf Amida (Diyarbakır). Das liegt an der Zeitdifferenz von rund 35 Jahren zwischen dem Angriff zusammen mit den Sassaniden und dem ersten Angriff auf die östliche Reichshälfte, der bei 395 gesehen wird. „Balamber“ (Bamir, Bimbea, Balamir) hat nach Jordanes [*Getica* XXIV: 130] damals ihr Fürst geheißen. Das schützt aber nicht davor, dass auch über die Herkunft der „iranischen Hunnen“ – ganz wie über die angeblich grundverschiedenen römischen Hunnen – „genaue Aussagen kaum möglich“ sind [Chioniten 2011].

So steht die Welt vor zwei im selben Zeitraum angreifenden Reitervölkern, die einmal als „Hunnen“ und einmal als „iranische Hunnen“ den Mächten jener Zeit – Römern und Sassaniden – beinahe den Garaus machen, dennoch aus dem Nichts zu kommen scheinen, nicht ihren Eigennamen führen und obendrein rein gar nichts miteinander zu tun haben sollen.

Nun werden im Iran die nördlichen Parther (Asarkiden; -247 bis +224) und die südlichen Sassaniden (224–651) chronologisch hintereinander geschaltet, um so eine historische Gesamtzeit von üppigen 900 Jahren befüllen zu können. Dabei ist unstrittig, dass parthische Adelsgeschlechter, die bei

Asarkiden-Königen auftauchen, auch dem vermeintlich Jahrhunderte späteren Sassanidenhof verbunden sind. Heute wird behauptet, dass diese Parther in Wirklichkeit Parther der Sassanidenzeit gewesen seien, die sich mit einer gefälschten Genealogie zurück bis in die Asarkidenzeit nur wichtiger machen wollten. Die Sassaniden seien darauf hereingefallen, die moderne Forschung aber nicht.

Die schlichte Parallelität von nördlichen und südlichen Iranern in den Jahrhunderten direkt nach der Zeitenwende |0|–300 entzieht solchen Unterstellungen den Boden. Die Asienperioden von Iran bis Japan, die jetzt 300–600 datiert werden, gehören nach Ansicht des Autors [Heinsohn 2011a] realiter in die Spanne |0| bis 300. Man verbringt sie in die Zeit von 300 bis 600 oder gar gleich von 600 bis 900 nur deshalb, um der europäischen chronologischen Vorgabe von 1.200 Jahren echter Geschichte für die Periode |0|–1200 zu genügen, die realiter aber nur rund 600 Jahre hat. Auch in Europa selbst zwingt dieser Zeitrahmen dazu, die byzantinische Zeit von |0| bis 300 in die Periode von 300 bis 600 zu schieben und dadurch Byzanz und den Osten zwischen |0| und 300 zu entblößen [Heinsohn 2011b].

Mit den von ihnen überfallenen Sassaniden müssen auch die Chioniten vom vierten Jahrhundert zurück in das erste, in dem Asarkiden und Sassaniden nebeneinander und nicht hintereinander existieren. Wie die von ihnen angegriffenen Byzantiner geraten auch die Hunnen vom 4./5. in das 1. Jh. Durch das Entfallen von rund 300 Phantomjahren dürfen sowohl die Hunnen als auch die mit ihnen identischen Chioniten am Ende doch aus Xiongnu heranstürmen. Beide müssen nicht mehr heimatlos und ohne ethnische Zugehörigkeit durch die Weltgeschichte geistern.

Schon im späten 1. und frühen 2. Jh. mag dieser ostasiatische Ansturm dazu beitragen, dass germanische Stämme in Bewegung gesetzt werden. Die erste Abwanderung der Goten aus dem Weichseldelta ist mithin auch die einzige und muss nicht mehr mit der Verstiegenheit einer bloßen Reise ihres Namens unschädlich gemacht werden. Entsprechend treten auch Franken, Langobarden oder Markomannen nur einmal in die Geschichte des Imperiums ein und nicht 300 Jahre versetzt zweimal [s. a. Heinsohn 2011b].

Recht bekommen überdies die kühnen akademischen Außenseiter *à la* Howard-Johnston, die von der Gleichung Xiongnu = Chioniten = Hunnen niemals abgegangen sind. Freude kann ihnen das aber nur dann bereiten, wenn auch sie auf die Phantomzeit zwischen 300 bis 600 zu verzichten bereit sind. Sie imponieren dadurch, wie sie sich gegen die Mehrheit ihres historischen Spezialgebietes stellen. Aber werden sie auch noch durchhalten, wenn es gegen alle historischen Disziplinen geht?

III. Pannonien im 1. und im 4./5. Jahrhundert

Bato, Balamber und Attila

Wenn die jetzt zwischen 300 und 600 datierte byzantinisch-österrömische Zeit in Wirklichkeit in die Periode |0|–300 gehört, dann wird der bisher zwischen 300 und 600 datierte historiographische Stoff verfügbar für ein besseres Verständnis der Gesamtgeschichte des Imperiums zwischen |0| und 300. Auch was im Westen von Italien bis zur iberischen Halbinsel und hoch bis nach Schottland auf 300 bis 600 datiert wird, hat diese Datierung ja indirekt von der 300–600-Periode der Byzantiner. Wie deren 300–600-Periode in das momentan archäologisch entblößte Byzanz von |0| bis 300 gehört, so wandern auch im Westen die byzantinisch datierten 300-600-Vorkommnisse in die Zeit von |0| bis 300 zurück.

Gibt es nun in der westlichen Reichhälfte Hinweise auf eine tödliche Gefahr für das Imperium aus Pannonien, die sich mit den nicht minder gefährlichen Angriffen der Hunnen von ihrer Basis in eben diesem Pannonien messen kann? Infrage kommt dafür der vierjährige pannonische Aufstand, der mit einer Datierung von 6–9 allerdings nicht nur drei, sondern 350 Jahre vor dem Angriff der iranischen Hunnen (Chioniten/Hunas) auf Amida (Diyarbakır) datiert wird.

Sueton (70–130) schreibt in seiner Biografie des Kaisers Tiberius (-42 bis +37), dass dieser Aufstand „der gefährlichste aller externen Kriege seit jenen mit Karthago gewesen ist“ [Tiberius, 16]:

„Ungeheure Heeresmassen, fünfzehn Legionen, das sind über hunderttausend Mann, etwa die Hälfte der gesamten römischen Streitkräfte, waren dazu aufgewandt worden. Nach einem antiken Urteil [Sueton] war dies der schwerste Krieg, den Rom seit Hannibal hatte durchstehen müssen“ [Heuss 1976, 309].

Die Gegner – vor allem schwer identifizierbare „Breucer“ – hätten 200.000 Mann Fußtruppen und 9.000 Reiter aufgeboden. Sie werden von einem Bato bzw. von zwei konkurrierenden Batos geführt (Dio Cassius, 163–229 [LV: 29, 32, 34]), von denen der eine den anderen ermorden lässt und damit wie der Hunne Attila mit seinem Bruder Bleda verfährt. Neben Bato tut sich ein Pennes als weiterer Kommandeur hervor. Er könnte zu Herrschernamen der Xiongnu à la Pu-nu so gut passen wie der Hunne Balamber zum Xiongnu-Namen Pi – oder auch zu Bato selbst, falls Balamber und Attila für eine simple Geschichtsverdopplung stehen.

Bato wird nach seiner militärischen Niederlage von den Römern nicht etwa umgebracht, sondern mit Respekt behandelt, obwohl er freiwillig seinen Nacken für den tödlichen Schwerthieb freilegt. Auch Attila agiert heldenmu-

tig-suizidal, wenn er – nach Jordanes [*Getica* XL] – einen Scheiterhaufen errichten lässt, auf dem er brennend der Gefangennahme und Hinrichtung entgegen will, die ihm dann aber erspart bleibt. Der Scheiterhaufen wird aus Pferdesätteln errichtet, für die auch die Xiongnu nicht nur berühmt sind, sondern im Osten während des 1. Jh. auch archäologische Nachweise haben, die denen der Hunnen im westlichen 4./5. Jh. ähneln [Brosseder 2007].

Bekanntlich sind die katalaunischen Felder, auf denen Attila – mit momentanem Datum von 451 – besiegt wird, niemals gefunden worden: „Wogenau die Schlacht stattfand, konnte bis heute nicht mit Sicherheit festgestellt werden“ [*schlacht* 2011]. Die Gegend zwischen Châlons-en-Champagne und Troyes wird zwar ins Auge gefasst, aber irgendwelche Funde, die – nach dem gewiss übertreibenden Jordanes – auf 500.000 dort kämpfende Krieger verweisen könnten, fehlen bis heute. Die moderne Forschung rechtfertigt das damit, „dass die auf dem Schlachtfeld verbliebenen Toten vollständig ausgeplündert wurden“.

Einwände, dass andere Schlachtfelder sehr wohl Reste freizugeben pflegen, werden damit pariert, dass in solchen Fällen die Gefallenen mit bisher unbekanntem Techniken unauffindbar gemacht worden seien. So verdankten die Überbleibsel der Varusschlacht aus dem Jahre 9 – so sie denn in Kalkriese stattgefunden hat – „ihre heutige Auffindung zumindest z.T. dem Umstand, dass sie wohl schon während der Schlacht überdeckt wurden“. Doch selbst bei Heranziehung dieser Leichenüberdeckungstheorie gilt für die Hunnen in Gallien „ein archäologischer Negativbefund“ [alles bei Schmauder 2009, 147].

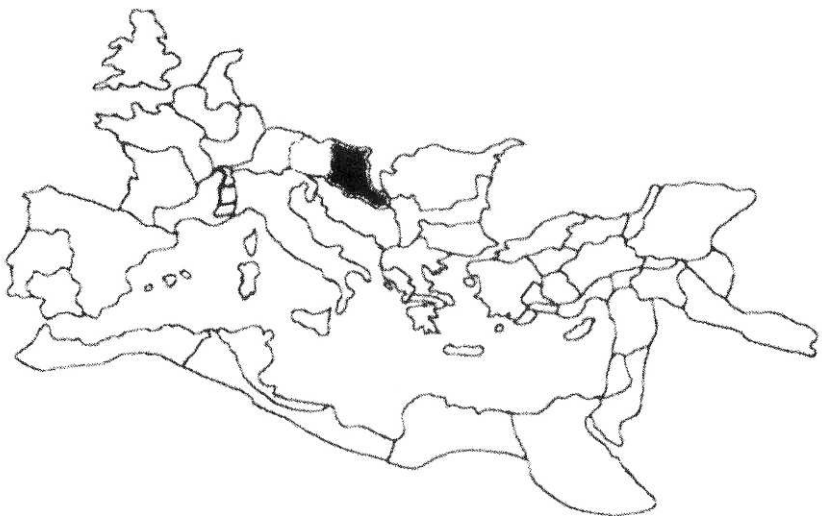
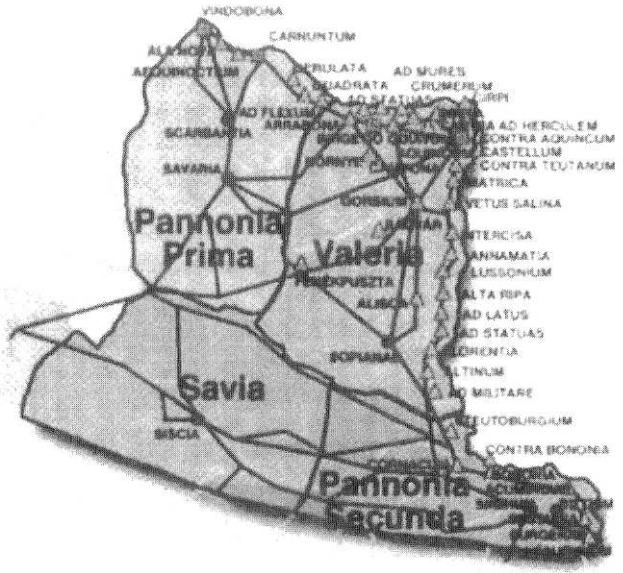
Ein einziges Bruchstück eines Metallgriffes von einem Kessel, der in den 1940er Jahren „angeblich“ bei Troyes gefunden worden sei, verleiht den Forschern Hoffnung und aufgrund seiner absoluten Alleinstellung sogar Euphorie:

„Sollten die Angaben zum Fundort zutreffend sein, so wäre dieses Kesselbruchstück ein einzigartiges Dokument für die hunnische Anwesenheit in Gallien in der Mitte des 5. Jahrhunderts“ [ebd. 149].

Gleichwohl wird gespürt, dass ein Unikat, dessen Fundort niemand kennt, eine Großmacht nicht überzeugend belegen kann. Auch die durch Volker Friedrich [2004] weiter östlich vorgenommene Schlachtfeld-Verortung muss bislang ohne Funde auskommen.

Einig ist man sich nur, dass Attila alsbald in seine Europa-Basis, also „nach Pannonien zurückgekehrt“ ist, wo er 453 nach dem Hochzeitsfest mit der Germanin Ildica (womöglich die Kriemhild der Nibelungensage) nach einem Blutsturz zu Tode komme [*Getica* XLIX: 254; Schmauder 2009, 151]. Doch seine Leute bekommen Land in Pannonien und dienen Byzanz noch im 6. Jh.

Für Attilas angeblichen Urgroßvater Balamber wird ebenfalls ein mysteriöser Tod nach einem Fest berichtet. Auch er heiratet mit Vadamerca eine



Römisch-Pannonien mit Wien (Vindobona) an der nordwestlichen Grenze
 [martinus]
 Lage Pannoniens im Imperium [roman empire]

Germanin [*Getica* XLVIII: 249], was einmal mehr die Frage nach der Zweifachverwendung eines einzigen historischen Stoffes aufwirft, denn Jordanes berichtet ausdrücklich aus zweiter Hand. Und nur Jordanes berichtet sowohl über Balamber wie auch über Attila. Es gibt mithin keine unabhängigen anderen Textstellen – und auch keine Ausgrabungsschichten –, die zwischen 395 und 451 eine Abfolge von vier oder – ab Amidas Fall 359 – sogar von fünf oder sechs hunnischen Großkönigen im Imperium Romanum belegen könnten.

Wie der Eigenname der Hunnen als unbekannt gilt, so wird auch Attilas Eigenname bisher vergeblich gesucht:

„Fast alle Forscher stimmen darin überein, dass es sich nicht um einen Geburtsnamen, sondern einen später beigelegten Herrschertitel oder Ehrennamen handelt. [...] Die größte Akzeptanz findet dabei bis heute die These Wilhelm Grimms, dass der Begriff ‚Attila‘ der in der westgotischen Bibelübersetzung des Wulfila gut belegten gotischen Sprache entstammt und den Diminutiv von *atta* (= Vater) darstellt. Der Name wäre demnach mit ‚Väterchen‘ zu übersetzen“ [Attila 2011].

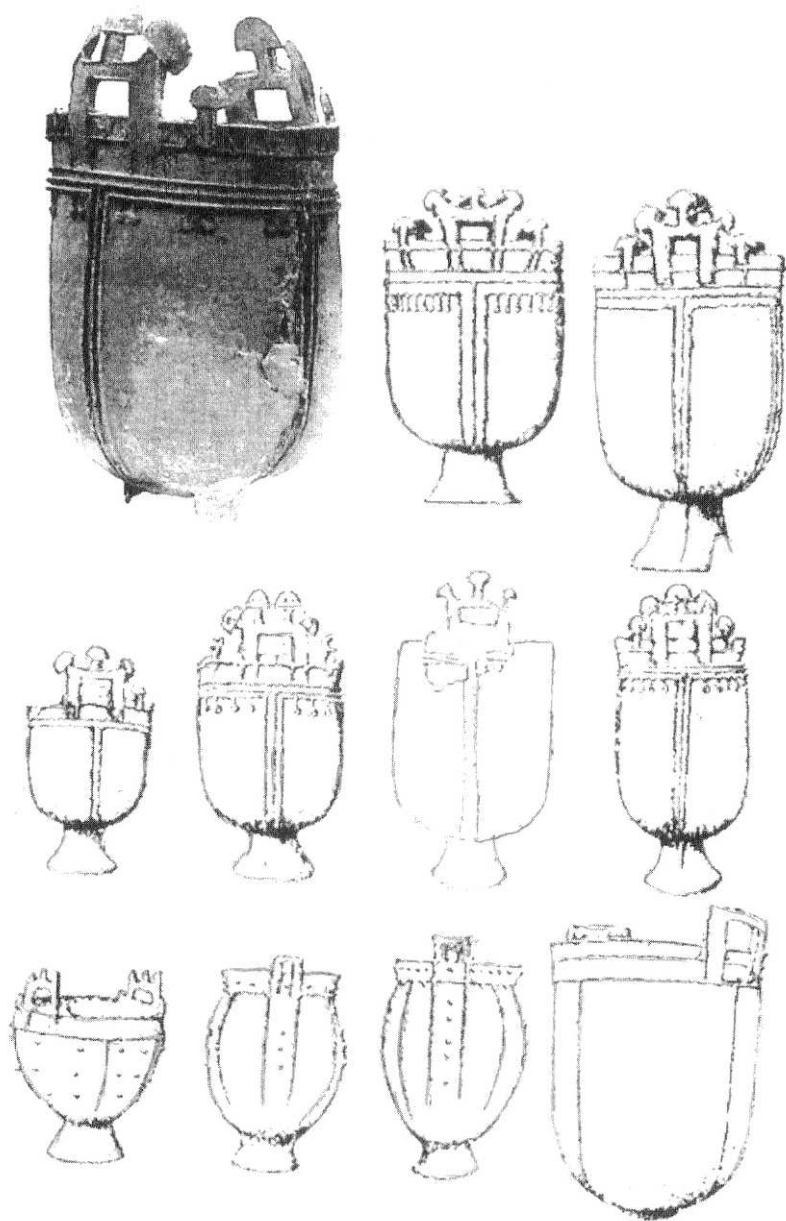
Womöglich taugt auch der Name Bato als Alternative für Grimms *atta*. Zwischen „Bato“ und „Attila“ könnte „*vato/fadar*“ vermitteln – von *fadar* gotisch für Vater“ [Maenchen-Helfen 1997, 257; Hinweis M. Koch 2011]. Falls wir es bei Attila jedoch mit einer Verdopplung von Balamber (Bamír, Bimbea, Balamir), seinem vermeintlichen Urgroßvater – zu tun haben, sind Ableitungen auch zwischen Bato oder Pennes und diesen Namen ins Auge zu fassen.

IV. Ergebnisse und offene Fragen

Die – Jahrhunderte alte – These, dass wir mit Xiongnu den Eigennamen der Hunnen sehr wohl kennen, wird hier von neuem zur Debatte gestellt. Im Altertum selbst wäre das kaum nötig gewesen. Denn irgendwo „las Cassiodorus, dass sie [die Hunnen] Nachbarn der Serer, der mutmaßlichen Chinesen, waren“ [Maenchen-Helfen 1997, 306; Hinweis M. Koch 2011]. Und wie hätten sich auch viele Zehntausend Hunnen darauf verständigen sollen, ihren wahren Eigennamen gegenüber jedermann eisern geheim zu halten?

Die Breucer (Breuker, Breuzer) als mächtige Formation des Bato erwähnt unter den Historikern nur Sueton. Daneben gibt es „BR“-Stempel auf Ziegeln in Römerkastellen am germanischen Limes [Bogaers 1971] und in Kastellen Pannoniens [Kovacs 2005]. Die Bezeichnung kann nicht umstandslos als ethnologische Information gelesen werden. Ihre Bedeutung harrt noch der Klärung.

Die archäologische Unauffindbarkeit der Hunnen in Gallien, wo sich das Imperium angeblich zur Entscheidungsschlacht stellt, wird hier als Indiz dafür gewertet, dass die gesamten Vorgänge nach Pannonien gehören. Dort finden



Umzeichnungen von **Hunnenkesseln** [*Huns*]

Hunnischer **Bronzekessel** mit unstrittigem Fundort in Pannonien (dat. ins 5. Jh.; © Somogy Megyei Múzeumok Igazgatósága, Kaposvár (Ungarn) [*kessel*]

sich auch die hunnischen Kessel in gebotener Häufigkeit [A. Koch 2007, Karte 290 f.]. Dass Pannoniens Ebenen nicht nur den Hunnen, sondern auch den gefährlichen Breucern aus dem 1. Jh. als europäischer Aufstellungsraum dienen, ist ohnehin unstrittig.

Aber auch die in Pannonien gefundenen und in 4./5. Jh. datierten Hunnenkessel ähneln jenen der Ordos Xiongnu aus dem 1. Jh.:

„Aus archäologischer Sicht kann es kaum noch Zweifel geben, dass die Hunnenkessel aus Ungarn tatsächlich Abkömmlinge der Xiongnu-Stücke sind. Überdies wurden sie an vergleichbaren Orten – nämlich an Flussufern – verwendet und in die Erde versenkt“ [Vaissière 2006a].

Das sagt mit Étienne de la Vaissière immerhin ein Autor, der die herrschende Chronologie strikt befolgt und deshalb zu den Gelehrten gehört, die eine Namenswanderung von den Xiongnu zu den Hunnen favorisieren, die sich damit bedrohlicher hätten machen wollen [Vaissière 2006b].

Breucer sind vor allem als römische „BR“-Kohorten auf Ziegeln zum Bau von Kastellen durch Stempel bezeugt. So hat dem Kaiser „Titus Aelius Hadrianus Antoninus Augustus Pius“, also dem Antoninus Pius (138–161), im bayrischen Pfünz eine „BR“-Kohorte das Kastell gebaut. Dieses BR wird als Breucorum gelesen. Allerdings nennt ein anderer Pfünztext diese Kohorte „valerisch“ [Castra 2011].



Imp(erator) Cae(sari) Tito Ael(io) Hadr(jiano) Antonino Aug(usto) Pio coh(ors) I Br(eucorum) c(ivium) R(omanorum) = Für Kaiser Titus Aelius Hadrianus Antoninus Augustus Pius. Die I. Kohorte der Breucer römischer Bürger. Original im Museum für Ur- und Frühgeschichte Eichstätt [bauinschrift]

Wofür nun immer BR stehen mag – auch „Brittones“ oder „Bracaraugustani“ werden erwogen [Bogaers 1971] –, innerhalb des heute ungarischen Pannonien sind zahlreiche BR-Stempel auf Ziegeln aufgetaucht, die auch anderen BR-Kohorten zugeordnet werden. Im Kastell Annamata (Baracs) und etlichen anderen festen Plätzen sind es solche der VII. Kohorte. Auch sie werden in das 2. Jh. des Antoninus Pius datiert [Kovacs 2005].

Aus bisher nicht geklärten Gründen geben die römischen Kastelle – soweit sie nach westlichen Quellen datiert sind – Funde nur bis zum 3. Jh. frei. Für das 4., 5. oder gar 6. Jh., in dem Hunnen immer noch Byzanz bzw. dem östlichen Imperium dienen, gibt es in Pannonien keine römischen Schichten. Man hat entweder römische Kastellfunde oder – an anderen Stellen – hunnische Überbleibsel (Kessel etc.), aber man hat nicht letztere stratigraphisch über ersteren.

Das rätselhafte frühe Ende der Grenzfestungen trifft nicht nur Pfünz oder Kastelle in Pannonien. An Pfünz selbst wird gegen 90 und gegen 150 gebaut. 233 – zu Beginn der beinahe letalen Krise des 3. Jh. – wird es bereits aufgegeben [Castra 2011]. Auch am niedergermanischen Limes wiederholt sich dieser archäologische Befund. So zeigt das Kastell im niederländischen Alphen aan de Rijn drei Baustufen gegen 50, 150 und 280 [Bogaers 1971, 28]. Einmal mehr gilt also, dass für zwei 'Portionen' Geschichte nur eine Schicht Archäologie zur Verfügung steht.

Limes-Kastelle als wichtigste strategische Bauten des Imperiums erreichen ihre höchste Entwicklung im 2. Jh. und liegen – bei Anwendung weströmischer Datierungen – im 3. Jh. bereits in Trümmern. Wo aber keine Anlagen für die Reichsverteidigung, dort auch kein Reich! Die unbedingte Wichtigkeit der Grenzbauten demonstrieren die Kaiser ja dadurch, dass erste Entwicklungsstufen im 1. Jh. noch in Holz ausgeführt werden, während man sie im 2. Jh. vielerorts auf Stein umrüstet.

Doch nicht allein der archäologische Befund kommt ins Lot, wenn die Periodenverdopplung rückgängig gemacht wird. Auch allermodernste wissenschaftliche Denkmuster müssen nicht weiter verfolgt werden: Neben der Theorie zur Wanderung von Namen ohne Völker (Goten) verabschiedet sich die Theorie des Namendiebstahls bei Verheimlichung des Eigennamens (Hunnen/Chioniten), die Theorie der unbemerkten Genealogieverlängerung (Asarkiden) und die Theorie der Fundlosigkeit aufgrund sofortiger Leichenbedeckung (Varusschlacht/Kalkriese). Wenn Jahrhunderte schwinden, können die akademischen Kuriositätenkabinette nur gewinnen.

Literatur

- archaemongolia* = http://www.archaemongolia.com/de/ausgrabungen_#
- attila* (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Attila#Namensherkunft>
- attila-museum* = http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Attila_Museum.JPG&filetimestamp=20090722144016
- bauinschrift* = http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Kastell_Pf%C3%BCnz_Bauinschrift_CIL_III,11930.jpg
- Bogaers, J.E. (1971), *Cohortes Breucorum*,
<http://repository.ubn.ru.nl/bitstream/2066/26481/1/26481.pdf>
- Brosseder, U. (2007), „Zur Archäologie der Xiongnu“, in *Speyer* 2007, 63-73
- castra* (2011), *Das römische Kastell Pfünz: Castra Vetoniana*,
<http://www.histver.de/dkmt/kastpfuenz.htm>
- Chioniten (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Chioniten>
- empire* = <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Hsiung-nu-Empire.png&filetimestamp=20061118162852>
- female* = <http://img86.imageshack.us/img86/6158/xiongnufemalewarrior1hb9.jpg>
- Friedrich, Volker (2004), *Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451 n. Chr.*, Gräffelfing: Mantis
- Guignes, J. de (1756-1758), *Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols, et des autres Tartares occidentaux*, 5 Bücher in 4 Bänden, Paris
- Heather, P. (2005), *The Fall of the Roman Empire: A New History of Rome and the Barbarians*, New York: Oxford University Press
- Heinsohn, G. (2011a), „Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde?“, in *Zeitensprünge* 23 (1) 164-193
- (2011b), „Entspricht Roms Zeit von 0-300 der Byzanz-Periode vom 4. bis zum 6. Jahrhundert?“, in *Zeitensprünge* 23 (2) 429-456
- Hephtaliten (2011), http://de.wikipedia.org/wiki/Hephtaliten#Die_E2.80.9EHunas.E2.80.9C_in_Indien
- Heuss, A. (1976), *Römische Geschichte*, Braunschweig
- Howard-Johnston, J. (2006), *East Rome, Sasanian Persia and the End of Antiquity*, Farnham/Surrey & London: Ashgate
- hun* = http://en.wikipedia.org/wiki/File:Hun_%C3%BCst%C3%B6k.jpg
- Hunnen (2011), http://de.wikipedia.org/wiki/Hunnen#Herkunft_und_Abgrenzung_zu_den_sogenannten_E2.80.9Eiranischen_Hunnen.E2.80.9C
- kessel* = http://www.capital.de/static/bilder/Redaktion/004-Leben_Technik/005-Sonstige/barbaren_kessel_m.jpg
- Koch, A. (2007), „Hunnische Kessel“, in *Speyer* 2007, 287-291
- Koch, M. (2011), *E-Mail an den Autor*, vom 16. 6. 2011
- Kovacs, P. (2005), A new imperial epithet of the cohorts VII Breucorum, *Acta Archaeologica*, 56 (1-3) 245-249
- Maenchen-Helfen, O.J. (1997), *Die Welt der Hunnen: Herkunft, Geschichte, Religion, Gesellschaft, Kriegführung, Kunst, Sprache*, Wiesbaden
- martinus* = <http://www.sankt-martin-sinzheim.de/content/grafiken/g2-kirchen/martinus/roemerreich.jpg>

- Noin-Ula kurgans (2011), Noin-Ula kurgans, http://en.wikipedia.org/wiki/Noin-Ula_roman_empire = REmpire-Pannonia.png
- Schlacht (2011) = Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, http://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht_auf_den_Katalaunischen_Feldern#Der_Ort_der_Schlacht
- Schmauder, M. (2009), *Die Hunnen: Ein Reitervolk in Europa*, Darmstadt
- speyer (2007) = Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hg.), *Attila und die Hunnen*, Stuttgart
- steppenreiter = <http://www.google.de/imgres?imgurl=http://steppenreiter.de/images/>
- Stickler, T. (2007), *Die Hunnen*, München
- Twitchett, D. C., Loewe, M., Hg. (1986), *The Cambridge History of China*. Bd I. Cambridge
- Vaissière, É. de la (2006a), „Huns et Xiongnu“, *Central Asiatic Journal*, 49 (1) 3-26, englische Zusammenfassung in <http://s155239215.onlinehome.us/s/turkic/29Huns/VaissiereXiongnu2006En.htm>
- (2006b), Xiongnu, *Encyclopædia Iranica*, <http://www.iranicaonline.org/articles/xiongnu>
- Winzeler, P. (2011), *E-Mails an den Autor*, vom Juni 2011
- Wolfram, H. (1979), *Geschichte der Goten*, München
- Xiongnu (2011a), <http://de.wikipedia.org/wiki/Xiongnu>
- Xiongnu (2011b), <http://en.wikipedia.org/wiki/Xiongnu>

Prof. i. R. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Starb Karl der Große in Pompeji ?

Eine Roman-Rezension von Heribert Illig

Henkel, Oliver (2001): *Die Zeitmaschine Karls des Großen*; Norderstedt, 377 S. (Books on demand; lieferbar)

Was soll man denken, wenn einem Karl d. Gr., von Dürer ins Bild gesetzt, mit einem Wecker in der Hand vor die Augen tritt, flankiert von Augustus? Dreht jetzt Karl persönlich an der Uhr? Eine neue Variante für Phantomzeit?

Die Fragen wären berechtigt, ist doch das Buch mit diesem Titelbild bereits 2001 erschienen, gleich nach dem 1200-Jahre-Jubiläum des gekrönten Karls und bald nach *Wer hat an der Uhr gedreht?* [1999]

Doch nichts dergleichen. Hier hat sich ein Fan für Parallelwelten und Was-wäre-wenn-Geschichtsschreibung eine ganz tolle story ausgedacht. Natürlich benutzte er ein paar Versatzstücke aus früheren Zeiten – von Mark Twain und Herbert G. Wells –, aber er baut damit eine ganz neue Universalgeschichte und lässt sie zum guten (?) Schluss wieder in nichts zerfallen, alles sauberer Logik folgend. Hier wird natürlich nicht die vielfältig verästelte Handlung preisgegeben, sondern es werden nur ein paar Hinweise gegeben.

Da gibt es in den USA eine geheime Einsatztruppe namens NATE – *National Agency for Temporal Exploration* –, die Zeitmaschinen baut, mit denen ihre Agenten fröhlich durch die Vergangenheit pesen. Doch ein Kontrollbesuch im karolingischen Aachen offenbart dem zuständigen Mann, Captain Franklin Vincent alias Æethelred, dass hier nichts so ist, wie es hätte sein sollen: Ganz offensichtlich bestehen Westrom und sein Kaisertum immer noch; es gibt zwar einen Karl samt seinem schwächlichen Oberkämmerer Einhard und einem ehrgeizigen General Wibodus, doch als vertragsgebundenen Vasall Westroms. Dieses Triumvirat schmiedet mindestens zwei Pläne: Wenn man die Perser dazu brächte, Ostrom in Anatolien oder Palästina so zu bedrängen, dass es auf weströmische Hilfe angewiesen wäre und wenn man obendrein im Reich die nicäanischen Christen gegen die Arianer aufhetzen würde, dann könnten die Franken das von seinen Legionen entblößte und in den religiösen Bürgerkrieg taumelnde Italien mühelos aufrollen, das ewige Rom einnehmen und an Stelle der römischen Herrscherdynastie die fränkische Weltherrschaft aufrichten samt römisch-katholischer Kirche und einem dem Kaiser untergeordneten Papst. Dieser Karl lebt also mit dem Wahn, einem nebelhaften Gegenstück seiner selbst nachzueifern und es zu übertreffen. Skrupulöse Leser könnten über den Begriff „Perser“ stolpern, aber die sind noch immer an der Macht, weil der kleine Aufstand eines Mahometus schnell abgewürgt

worden war. Übrigens hat ein Josephus Columbanus einen viel belächelten Roman geschrieben, in dem er diesen Aufrührer zum Sieg kommen lässt.

Eilige Recherchen bei NATE ergeben, dass es eine ausschlaggebende Divergenz gegeben haben muss, die sich erstmals 476 bei der Absetzung von Romulus Augustulus massiv ausgewirkt hat. Wann aber hatte die fragliche Divergenz stattgefunden? Bald war klar, dass ein anderer Zeitreisender am Tag vor dem Vesuvausbruch von +79 in Pompeji war und irgendetwas getan haben musste, was den geregelten und längst fixierten Lauf der Welt durcheinander gebracht hat: Denn wenn ein Zeitreisender massiv in die Vergangenheit eingreift, beispielsweise einen Thronfolger tötet, dann entstünde daraus eine Parallelgeschichte, die sogar die Gegenwart gefährden kann, weil der plötzlich die Basis fehlt. Merke: „Die Vergangenheit darf auf keinen Fall verändert werden, weil dadurch die Gegenwart vernichtet wird“ [Henkel, 113]. So lautet die zentrale Spielregel für Zeitmaschinen und ihre Benutzer.

Nun hat Henkel die Möglichkeit, als Weltgeist und Weltenlenker die Völker hinten, weit, in der Türkei und dann nahe Jerusalem aufeinander schlagen zu lassen, um anschließend den Kampf um Rom anno 796 zu schildern. Dabei geht es nicht ganz ohne Einsatz etwas jüngerer Waffen wie Nachtsichtgerät, Präzisionsgewehr und altem Vorderlader ab, auch spielt Schießpulver neben dem griechischen Feuer eine massiv-zerstörerische Rolle.

Die ganze Geschichte, besser gesagt: die Parallelwelten und ihre Verschränkungen sind bestens komponiert, die Geschichtsstränge gut erfunden und spannend vorgetragen; der Autor ist um keine verblüffende Volte verlegen, bringt seine Figuren nach Alexandria und zu den Abodriten, nach Ktesiphon und zum Mont Ségur, nach Trier, Rom und Pompeji, und kann insbesondere Schlachten bestens inszenieren und schildern. Der einzige völlig unglaubwürdige Umstand ist die Behauptung, der Autor gehe seinem Hauptgewerbe in der Informatik-Branche nach, sei 1973 geboren und habe mit lächerlichen 26 Jahren dieses Buch geschrieben. Man sollte einmal seiner echten Vita nachspüren. Gesichert ist, dass er für den Roman den *Deutschen Science-Fiction-Preis* 2002 erhalten hat. Bei *Wikipedia* wird Henkel unterstützt, kann es doch kein Zufall sein, dass seine Seite „zuletzt am 28. Januar 2011“ geändert worden ist, also am 1197. Todestag des großen Karls (so gesehen am 28.07.).

Wäre es zu überlegen, ob auch wir eine NATE, eine Zeitforschungsbehörde benötigen? Besser nicht, würde doch ein derartiges Amt die traditionelle, falsch berichtete und falsch zusammengesetzte Geschichte mit Zähnen und Klauen, Waffen und Ränken aller Art verteidigen.

Dattenböck und das Nibelungenlied

Eine Buchbesprechung von Wilhelm Kaltenstadler

Dattenböck, Georg (2011): *Heinrich von Hag/Ofterdingen: Verfasser des Nibelungenliedes!* Verlag Traugott Bautz; Nordhausen, 359 S., ca. 500 Abb.

Bis in die unmittelbare Gegenwart herein galt ein namentlich nicht nachweisbarer Kleriker im Umkreis des Bischofs von Passau als der Schöpfer des Nibelungenliedes (NL). Der Oberösterreicher Georg Dattenböck kann zwar nach seiner jahrelangen Nibelungenforschung nicht mit letzter Sicherheit den Verfasser des NL benennen. Doch ist es ihm gelungen, überzeugende Indizien vorzulegen, dass dieser aus der adeligen Hager Sippe stammt. Er bringt nicht nur aus sprachwissenschaftlich-germanistischer, sondern auch aus herrschafts- und landesgeschichtlicher Perspektive beachtliche Argumente dafür, dass höchstwahrscheinlich der Österreicher Heinrich von Hag/Ofterdingen der Verfasser des lange Zeit vergessenen Heldenepos ist. Bei Ofterdingen handelt es sich aber wohl nicht um den bei Tübingen gelegenen schwäbischen Ort, sondern um Oftering bei Linz. Dattenböck erschließt aber erstmals aus Quellenmaterial und der Heraldik (Wappenkunde), dass es herrschaftsgeschichtliche Querverbindungen zwischen dem schwäbischen Ofterdingen und dem einst bairischen Oftering gibt.

Die Hager waren Uradel, traten aber freiwillig in den ministerialen Dienst. Ihre Wurzeln reichen weit zurück, nicht nur in Oberösterreich, sondern auch in Bayern und evtl. auch im Rheinland. Auffallend ist, dass die meisten Burgen und Verwaltungssitze der Hager an bzw. in unmittelbarer Nähe der bayerischen und österreichischen Donau zu finden sind, z.B. in Linz, Enns, Melk und Mautern/Göttweig. Dattenböck versuchte erstmals die Hager auch mit Worms, dem staufischen Herrschaftszentrum und Mittelpunkt der Hofhaltung, in Verbindung zu bringen. Worms war in vorstaufiger und staufischer Zeit auch ein bedeutendes jüdisches Kulturzentrum. Eine wichtige Schnittstelle des Handels und der Kooperation von Deutschen (inkl. Familie Hag), Ungarn und Juden waren das westungarische Gran und das Grantal (Kremnitz/Schemnitz), in welchem Dattenböck urkundlich auch Nachkommen des Heinrich von Hag fand.

Dattenböck hat es sich nicht nur zur Aufgabe gemacht, den Autor des NL zu finden oder – besser gesagt – auf den Umkreis der Hager Sippe einzugrenzen, sondern er zeigt auch neue Perspektiven zur Entstehung des NL und zur Interpretation der verschiedenen erst relativ spät (wieder) entdeckten Hand-

schriften auf. Auf Grund des Verbundes von germanistischer Methode, Genealogie, Heraldik (z.B. Greif-Symbol) und Herrschaftsgeschichte kommt er zu neuen Erkenntnissen der Identität von Siegfried, Krimhild, Volker, Hagen und anderer Figuren des Epos. Alle im NL genannten Personen sind nach Dattenböck keine Phantasieprodukte, sondern Personen mit einem realen historischen Hintergrund, allerdings nicht unbedingt aus der Völkerwanderungszeit, in welcher die NL-Story spielt, sondern aus der Epoche, in welcher wohl ein Hager das NL mit der Siegfried-, Dietrich-, Hildebrand-, Hunnen- und Burgundersage verbunden und zu einem deutschen Epos gestaltet hat.

Dattenböck untermauert die Thesen seines NL-Puzzles nicht nur herrschaftsgeschichtlich, sondern kommt auch zu höchst interessanten neuen Erkenntnissen bisher weitgehend im Dunkel liegender Völker wie der Hunnen, Alanen, Awaren, Goten und Vandalen. Insofern bildet diese Arbeit zum NL auch eine Ergänzung zu seinem Buch von 2006 über die Vandalen.

Dattenböcks Buch ist nicht nur für Germanisten und Historiker, sondern auch für Laien ohne Probleme lesbar. Wie bisher kein anderer NL-Autor hat er sein Werk mit zahlreichen Karten, Stammtafeln und sonstigen Abbildungen, welche die Lektüre erleichtern, ausgestattet. So macht Lektüre wirklich Spaß!

Rohrbach a.d. Ilm, 6. Mai 2011
Prof. Dr. Wilhelm Kaltenstadler

Bill Gaede's „Why God doesn't Exist“ Eine Radikalkritik der mathematischen Physik

Andreas Otte

Einleitung

Am 5.2.2011 trug in Salzburg im Brunauerzentrum der Ingenieur und Physiker Bill GAEDE über das Thema „Eine Religion – genannt mathematische Physik“ vor. Eingeladen hatte die gerade frisch gegründete BIOSPECTRA Labor GmbH, die sich mit Raman-Spektrometrie beschäftigt, einem Verfahren zur Identifikation von Materialien mittels Laserlicht. Der Inhalt des Vortrags von Gaede bestand aus Themen, die auch in seinem Buch *Why God doesn't Exist* (ca. A4-Format, 515 Seiten) [= G.] behandelt werden. Weitere Abschnitte des Buches wurden im Laufe des Abends in kleinerem Rahmen diskutiert.

Wer im Internet nach den Namen *Bill Gaede* sucht, der stolpert unweigerlich über eine beachtliche Anzahl von *Youtube*-Videos mit Titeln wie *Einstein's Idiots* [Bill Gaede 2011a] und über Webseiten unter dem Titel *You Stupid Relativist* [Nila Gaede 2008a], denen eines gemeinsam ist: eine besondere Art von Humor, die allerdings den Betroffenen, so sie denn noch leben, mit Sicherheit nicht gefallen wird. Bill Gaede bemerkt hierzu nur trocken: „Ich habe dieses feindliche Klima nicht geschaffen!“

Der im Internet Suchende findet aber auch eine schier unglaubliche Story über Industrie-Spionage [Wiki → Gaede], die jedoch einige weitere Dimensionen hat [Eric Gaede]. Das soll hier jedoch nicht das Thema sein, sondern jenes im Titel genannte Buch, welches offenbar seinen Anfang nimmt in der Endphase jener Spionage-Story, die mit der Deportation Gaedes aus den USA endet. Bill Gaede lebt heute in Frankfurt am Main.

Vorbemerkung

Der Titel des hier besprochenen Buches erscheint zunächst recht irreführend, denn inhaltlich setzt es sich zum größten Teil mit allgemeinen Fragen der Wissenschaftlichkeit, im Besonderen mit solchen der mathematischen Physik und Kosmologie auseinander. Im letzten Kapitel des Buches beschäftigt sich Gaede, unter Verwendung der in der Auseinandersetzung mit der mathematischen Physik gewonnenen Erkenntnisse, dann aber doch mit dem eigentlichen Titelthema.

Die Ausgangsfrage für ihn war: Wie kann man wissenschaftlich beweisen, dass Gott nicht existiert? Was sind die aktuellen wissenschaftlichen Erkennt-

nisse über die Ursprünge und die Natur des Universums? Buch nach Buch über Physik und Astronomie brachte, wie er schreibt, Ernüchterung, ja Erschrecken: Relativitätstheorie (ab 1905), Quantenmechanik (ab 1925) und Stringtheorie (ab 1970) hatten die Physik seiner Meinung nach zu einem Stand entwickelt, der die Bibel in Bezug auf irrationale Erklärungen bei weitem übertraf. Was war der Wissenschaft zugestoßen? Dem Versuch, diese Frage zu klären, ist das hier besprochene Buch gewidmet. Herausgekommen ist dabei ein Frontalangriff auf die letzten 110 Jahre mathematisch-physikalischer Forschung und die aktuelle Kosmologie.

Semantische Kritik

Der von Gaede geführte Angriff ist zunächst einmal einer der semantischen Art. Er unterstreicht zuallererst die Notwendigkeit, Begriffe und Objekte sauber zu definieren und diese Definitionen für die Dauer der Untersuchung dann auch beizubehalten. Das sollte selbstverständlich sein, ist es aber nicht, wie Gaede an vielen Beispielen im Verlaufe des Buches zeigt. Das trifft vor allem auf viele Grundbegriffe zu, die nur selten eindeutig definiert sind. Mit den vermeintlichen Grundbegriffen der Physik (Geschwindigkeit, Beschleunigung, Impuls etc.) beginnt Gaede seine Untersuchung. Bewegung erfordert jedoch physikalische Objekte, aber was ist ein Objekt in der Physik? Diese Frage, diese grundlegende Begrifflichkeit, ist von immenser Bedeutung, kommt aber in typischen Physikbüchern nicht vor, wird also nicht klar für den Verlauf der jeweiligen Untersuchung definiert. Gaede definiert es wie folgt:

Objekt ist, was Gestalt/Form hat. [G. 13]

Ein physikalisches Objekt muss als Gestalt visualisierbar sein und es muss existieren. Abstraktionen wie z.B. *Liebe*, *Justiz* usw. sind nicht visualisierbar, haben keine Form. Gestalt/Form wird im Buch nicht definiert, in früheren Überlegungen [Gaede 2003] tauchte noch eine Definition auf. Im rezensierten Buch verlässt sich Gaede nunmehr auf die Alltagsdefinition aus dem Wörterbuch, die er für ausreichend hält [Gaede 2011b].

Objekte selbst werden gewöhnlich nicht definiert im Rahmen der Physik. Bestenfalls kann man auf das, was Gestalt hat, zeigen und es mit einem Wort benennen. In diesem Zusammenhang scheint die Behandlung von Individuen nicht korrekt dargestellt zu sein. Ein Individuum hat Form, ist visualisierbar und kann genauso mit einem einzelnen Wort (hier Name) belegt werden wie z.B. ein Tisch. Es fällt also auch in diesem Punkt unter die angegebene *Objekt*-Definition. Gaede sagt allerdings, dass z.B. *Sokrates* kein Objekt ist [G. 15]. Dass er es nie gewesen ist, kann man basierend auf Gaedes eigener Definitionen durchaus bestreiten, einmal angenommen, dass Sokrates jemals gelebt hat.

Sobald man ein Objekt definiert, es in einem Satz verwendet, es damit in einen Zusammenhang bringt, behandelt man ein Objekt wie ein Konzept. Gaede definiert *Konzept* im Rahmen seiner Untersuchung wie folgt:

Konzept ist ein Wort, das mehr als ein Objekt beinhaltet, es ist eine Relation zwischen Objekten. [G. 16]

Jedes Objekt kann also im Satzzusammenhang wie ein Konzept behandelt werden, es ist dann aber nicht mehr das Objekt. Diese Definition von *Konzept* ist abhängig von der Objekt-Definition [G. 15], und es wird deutlich, dass das *Konzept* künstlich, dass es von Menschenhand ist. Gaede baut im Text *Objekt* und *Konzept* als Gegensätze auf. Die folgenden Beispiele illustrieren *Konzepte* mit physikalischem Bezug:

Distanz ist die Lücke oder Trennung zwischen zwei Objekten (statisches Konzept).

Ort ist die Menge der Distanzen eines Objektes zu anderen Objekten (statisches Konzept).

Bewegung ist zwei oder mehrere Orte eines Objektes (dynamisches Konzept). [G. 15]

auf ist ein statisches Konzept. Es beinhaltet immer zwei Objekte.

Energie ist ein dynamisches Konzept, das Bewegung oder einen Vergleich enthält.

Volumen ist ein dynamisches Konzept, welches oft mit einem Objekt verwechselt wird. Volumen wird gemessen, es ist eine Expansion, es hat keine Form oder Gestalt. [G. 16]

Die Unterscheidung zwischen statischen und dynamischen Konzepten bzw. deren unzulässige Vermischung/Verwechslung in der mathematischen Physik zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch. Statisch ist, was in einem Einzelbild eines Films dargestellt werden kann, dynamisch, wofür man einen Film, also mehrere Einzelbilder benötigt.

Die im Rahmen dieser Untersuchung gewählte Definition von *Objekt* erweist sich als fatal für die mathematische Physik in Gestalt ihrer typischen Vertreter: Allgemeine und Spezielle Relativitätstheorie, Quantenmechanik, Stringtheorie usw.

Gemeinsam ist allen diesen Forschungsrichtungen, dass teilweise gewöhnliche statt wissenschaftliche Definitionen verwendet und diese auch noch inkonsistent angewendet werden. Bestens illustriert wird diese Situation durch die Versuche, die Vorstellungen zur Raum-Zeit dieser Theorien mittels Analogien darzustellen. Stephen HAWKING definiert die Raum-Zeit als ein Objekt, die Quantenphysik studiert die Bewegung von subatomaren Objekten, genannt „Teilchen“, und die Stringtheorie operiert mit eindimensionalen ener-

getischen Objekten. Wenn die Raum-Zeit tatsächlich ein Objekt im Sinne der obigen Definition wäre, dann müsste die Raum-Zeit visualisierbar sein. Gerade das wird aber verneint. Stattdessen wird mit Analogien wie z.B. dem 3D-Flachländer argumentiert, um ein nicht visualisierbares 4D-Hyperuniversum zu beschreiben. 0D-Punkte und 1D-Strings spielen vergleichbare Rollen innerhalb der anderen erwähnten Theorien. Nichts davon ist ein physikalisches Objekt, *Raum* insbesondere ist nach Gaede gerade durch die *Abwesenheit* von Form und Gestalt definiert.

Wer *Objekt* im Rahmen einer Untersuchung anders definieren möchte, dem steht dieses natürlich frei. Gaede fordert jedoch auf, die jeweils gewählte Definition dann auch konstant im Rahmen der jeweiligen Untersuchung durchzuhalten. Die englische Sprache ist mehr als andere dafür bekannt, dass sie Worte recycelt und mit mehreren Bedeutungen versieht. Gades Beobachtung ist, dass dieser Umstand regelmäßig in wissenschaftlichen Untersuchungen ausgenutzt wird, um das implizite Wechseln von Definitionen bei gleicher Wortwahl zu verschleiern oder es dem Leser zu überlassen, die gerade gültige Definition eines Begriffes zu ermitteln. Dieser Trick erlaubt es in vielen Fällen, den wirklich harten Konsistenzfragen an eine Theorie auszuweichen.

Gaede fordert außerdem für naturwissenschaftliche Untersuchungen, dass sie sich letztlich auf physikalische Objekte beziehen müssen.

Wissenschaft ist die von Menschen über die Jahre angesammelte Menge von Beiträgen, die der wissenschaftlichen Methode folgen.

Nach Gaede besteht die *wissenschaftliche Methode* aus:

Annahmen/Hypothesen,
Theorien,
Ergebnissen.

Diese Begriffe werden, nachdem die unterschiedlichen, zueinander widersprüchlichen Versionen aus der Literatur präsentiert wurden, wie folgt definiert:

Indizien ist die Präsentation der physikalischen Objekte, die in der folgenden wissenschaftlichen Theorie eine relevante Rolle spielen.

Definition ist eine Einschränkung, die der Vortragende der Verwendung oder dem Umfang eines Begriffes auferlegt.

Faktenbehauptung ist eine subjektive Zeugenaussage über einen Vorgang oder ein Objekt (Fakten), eine Interpretation der Indizien.

- Hypothese** besteht aus Indizien, Definitionen und Faktenbehauptungen. Es handelt sich nach Gaede um eine Beschreibung der Ausgangslage einer Szene sowie um selektive, interpretierte Ausschnitte eines Vorgangs.
- Fakten** sind jedes noch so kleine Detail dessen was ist, war, passiert ist, usw., unabhängig von Zeugen oder Beobachtern.
- Theorie** ist eine Vorstellung oder Erklärung wie oder warum ein bestimmter Vorgang passiert ist.
- Ergebnis** ist eine Meinung, was sich aus einer Theorie schließen lässt.

Den vielen Details von Gaedes semantischer Fundamentalkritik an der mathematischen Physik kann diese Kurzzusammenfassung nicht vollkommen gerecht werden. Im Kern steht die Aussage, dass die Physik von Objekten handelt, nicht von Konzepten. Jede physikalische Betrachtung muss sicherstellen, dass sie auf Basis der Objekte stattfindet und sich nicht damit beschäftigt, Konzepte zu bewegen oder ähnliches. Gerade diesen Fehler beobachtet Gaede jedoch bei den heutigen mathematisch-physikalischen Theorien und das wohl auch zu Recht.

Die von Gaede gebrauchte pauschale Bezeichnung „Mathematiker“ für die „Macher“ mathematisch-physikalischer Theorien betrachte ich dagegen als unangebracht. Der reine Mathematik treibende Wissenschaftler („Mathematiker“) weiß sehr wohl, dass er sich mit seinen Kalkül-Ableitungen auf einer rein abstrakten Ebene bewegt, die prinzipiell nichts mit der physikalischen Realität zu tun haben muss.

Physikalische Theorien auf dem Prüfstand

Nach der Allgemeinen Relativitätstheorie im ersten Kapitel bilden Spezielle Relativitätstheorie, Quantenmechanik, Schwarze Löcher, Gravitation, chemische Bindung, Elektrizität und Magnetismus den Themenhintergrund der Folgekapitel. Insbesondere der Frage nach dem Aufbau des Atoms und was Licht eigentlich ist, widmet Gaede einen erheblichen Teil seiner Untersuchung. Zunächst zeigt er jedoch die inneren Widersprüche und die Widersprüche der Theorien untereinander auf, die sich heute im Rahmen der Kosmologie mit diesen Fragen beschäftigen. Seine Kernaussagen hierzu sind wie folgt:

- Die Begriffe *Länge*, *Distanz*, *Masse*, *Energie*, *Moment* und *Zeit* sind gar nicht, ungenügend oder falsch definiert. Es handelt sich um Konzepte, die wie physikalische Objekte behandelt und bewegt werden. Bisher hat niemand ein Photo, eine Zeichnung oder ein Modell für *Masse*, *Energie* und *Zeit* vorgelegt oder irgendetwas, das dieses Vorgehen gestatten würde.

- Die allgemeine Relativitätstheorie enthält drei unvereinbare Beschreibungen für Gravitation: das Gravitationsfeld, die Raumkrümmung und die Gravitationswelle.
- Geometrie ist der für physikalische Untersuchungen fehlgeleitete Versuch, Konzepte mit physikalischen Objekten zu vermengen.
- Längenkontraktion, Massenerhöhung und Zeitdilatation der Speziellen Relativitätstheorie, betrachtet als reale Effekte, führen zu Widersprüchen mit der Allgemeinen Relativitätstheorie und der Quantenmechanik.
- Bei Betrachtungen zur Längenkontraktion verwechseln mathematische Physiker *Distanz* mit *Verschiebung*. Bei Betrachtungen zur Massenerhöhung wird *Masse* mit *Gewicht* und *Gewicht* mit *Kraft* verwechselt.
- Die Theorie der Zeitdilatation basiert auf der Annahme, dass *Licht* ein Teilchen oder eine Welle ist. *Licht* ist keines von beiden.
- Abgesehen vom Vorher-Nachher-Zusammenhang spielt *Zeit* bei der Erklärung von natürlichen Vorgängen keine Rolle. Das Konzept *Zeit* hat nichts mit Wissenschaft zu tun.
- Die Quantenmechanik ist eine quantitative Beschreibung dessen, was die mathematischen Physiker für die unsichtbare subatomare Welt halten. Diese bloße Beschreibung wurde in eine Erklärung verwandelt.
- Die festgelegten „Prinzipien“ der mathematischen Physik (Unschärfe, Komplementarität, Ausschluss, etc.) belegen nur die Unfähigkeit der Vertreter dieser Prinzipien bei Anwendung der wissenschaftlichen Methode.
- Der Glaube, dass Materie und Raum aus Teilchen bestehen, ist das Ergebnis einer mindestens 400-jährigen Auseinandersetzung zwischen Teilchen- und Wellentheoretikern.
- Das Teilchenmodell ist immerhin ein gültiges wissenschaftliches Modell; das Wellen- oder auch das Wellenpaket-Modell sind nicht einmal das, denn eine Welle ist ein Konzept, kein Objekt.
- Einige Experimente zeigen, dass Licht kein Teilchen sein kann. Andere zeigen, dass Licht keine Welle sein kann. Aus wissenschaftstheoretischer Sicht müsste man daher beide Erklärungsmodelle ablehnen, jedoch hat man beide Modelle zum sogenannten Wellenpaket (Photon) kombiniert. Danach ist das Photon als Welle unterwegs, bis es ankommt oder gemessen wird. Dann ist es ein Teilchen.
- Es gibt keinerlei Beweise für die Existenz von Teilchen oder Quanten. Noch niemand hat ein subatomares Teilchen beobachtet. Wäre dem nicht so, würden wir nicht mehr darüber spekulieren, wie ein Atom aussieht.
- Das Teilchenmodell kann nicht erklären, warum Licht so schnell ist, warum seine Geschwindigkeit unabhängig von der Quelle ist, warum es sich geradlinig bewegt und warum es seinen Weg zurückverfolgt (Prinzip der optischen Umkehrbarkeit).

- In der Quantenmechanik ist das Konzept *Kraft* ein Teilchen, bzw. Teilchen tragen Kräfte, Ladungen, Farben, Energie, etc.
- Die Anziehungskraft (Gravitation) wird innerhalb der Quantenmechanik mittels eines negativen Moments erklärt, welches sich von einem Teilchen auf ein anderes beim Kontakt überträgt. Alle Versuche dieses sog. *Graviton* zu finden, waren bisher erfolglos. Hinzu kommt: Betrachtet man statistische Untersuchungen über Themen aktueller wissenschaftlicher Untersuchungen, scheint derzeit auch niemand ernsthaft zu versuchen, das *Graviton* zu finden.
- Ein Schwarzes Loch ist ein abstraktes Konzept ohne erkennbaren physikalischen Realitätsbezug. Das gilt ebenso für „Dunkle Materie“ und „Dunkle Energie“. Man schreibt diesen Konzepten physikalische Realität zu, weil sonst die bisher verwendeten mathematischen Modelle versagen.
- Die Stringtheorie verwendet zwei Erklärungen für Gravitation: Die Erklärung der Quantenmechanik und eine Erklärungsvariante der Allgemeinen Relativitätstheorie (Raumkrümmung). Beide Erklärungen widersprechen sich.
- Eine physikalische Theorie ist irrational, wenn sie mindestens eine der folgenden Vorgehensweisen beinhaltet:
 - a) Verwendung unmöglicher physikalischer Objekte (z.B. 4D-Raumzeit, 1D-Strings, etc.)
 - b) Bewegung von Konzepten (z.B. Energietransfer)
 - c) Ersetzung eines Konzepts durch ein Objekt [Nila Gaede 2008b]
- Traditionelle Religion ist zum größten Teil übernatürlich. Die mathematische Physik ist fast vollständig irrational [Nila Gaede 2008b].

Ein Alternativmodell

Bill Gaede beschränkt sich in seinem Buch nicht darauf, die mathematische Physik der letzten 110 Jahre als fehlgeleitet und größtenteils unwissenschaftlich zu bezeichnen; er entwickelt auch ein Alternativmodell: Dieses Modell bricht mit so ziemlich allen heute gängigen Vorstellungen zum Aufbau des Atoms. Es verknüpft jedes Atom im Universum mit jedem anderen Atom. Diese Verknüpfung hat die Form eines „Seiles“, bestehend aus einem elektrischen und einem magnetischen „Faden“, die in Form einer Paarverseilung verdreht sind. Diese Konfiguration, dieses Modell erweist sich als erstaunlich erfolgreich in der Erklärung von Phänomenen, welche vor allem die Quantenmechanik seit vielen Jahrzehnten plagen.

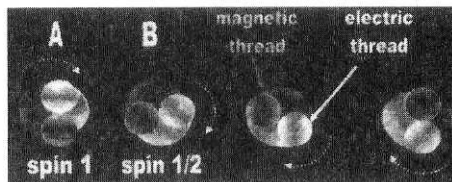
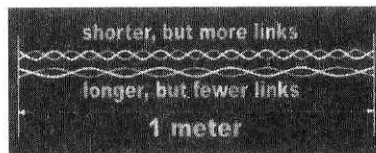
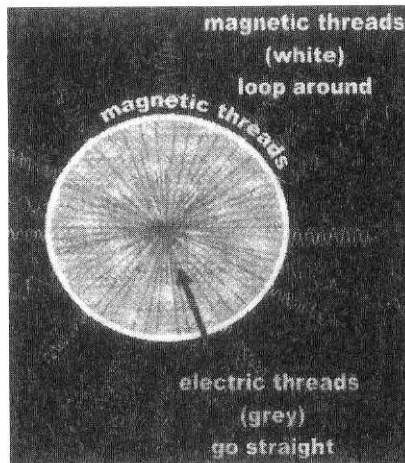


Abb. 1: Ein Wasserstoff-Atom im Querschnitt [G. 197]

Abb. 2: Seil-Frequenz [G. 187]

Abb. 3: Darstellung des Spin [G. 189]

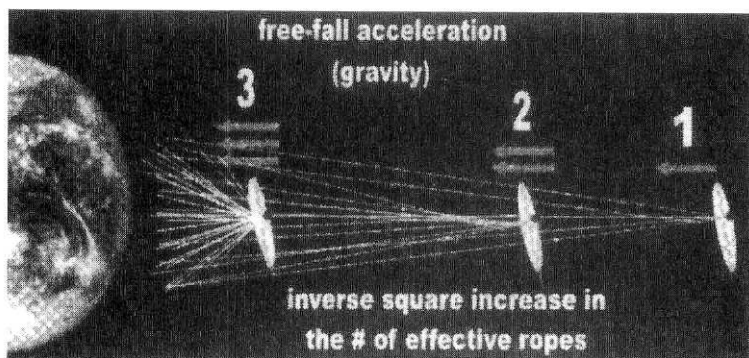
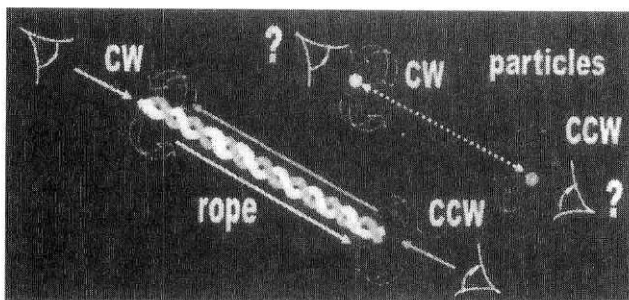
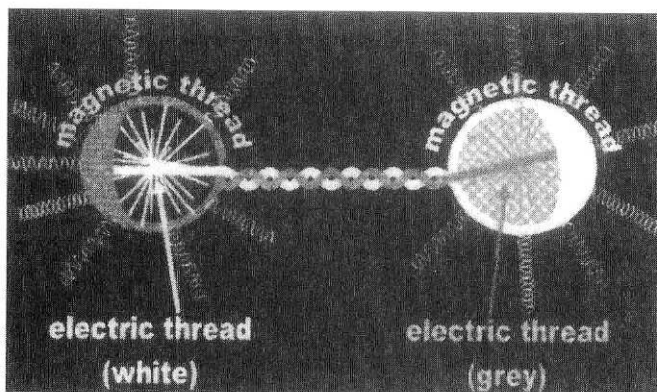


Abb. 4: Querschnitt zweier Wasserstoff-Atome [G. 198]

Abb. 5: EPR-Experiment [G. 192]

Abb. 6: Beschleunigung im freien Fall [G. 268]

Das Atom

Im Seil-Modell besteht das H-Atom aus einem Kreuzungspunkt von Seilen, wobei die elektrischen „Fäden“ durch das Zentrum laufen, während die magnetischen „Fäden“ eine Hülle um das Zentrum bilden. Der elektrische Kreuzungspunkt entspricht dem Proton, die magnetische Hülle (Schale) dem Elektron (Abb. 1). Ein freies Neutron entspricht einem Kreuzungspunkt von EM-Seilen, der keine Hülle ausbildet. Ein solcher Kreuzungspunkt kann aber auch in einem Atom innerhalb der Elektronenhülle gefangen sein. Dann gehört es als gebundenes Neutron zum „Atomkern“. Letztlich besteht also in diesem Modell alle Materie aus „elektromagnetischen Fäden“.

Von jedem Atom des Universums treffen „EM-Seile“ bei jedem anderen Atom ein. Der abgehende elektrische Faden eines Atoms wird zum magnetischen Faden eines anderen Atoms und umgekehrt (Abb. 4). Es ergibt sich damit im EM-Seil-Modell eine neue Definition von Distanz:

Distanz ist die Länge eines EM-Seils zwischen zwei Atom-Hüllen.

Licht

Im Seil-Modell ist *Licht* ein Signal, das als Änderung der Verdrillung (Drehmoment) des EM-Seiles zwischen den Atomen übertragen wird. Das EM-Seil hat, bedingt durch seine verdrillte Struktur, ganz natürlich wellenartige Eigenschaften, es kann also nicht verwundern, dass diese auch experimentell festgestellt werden. Die seilartige Verknüpfung zwischen Atomen ist bidirektional im Gegensatz zu Wellen und Teilchen, die sich unidirektional verhalten. Die Signalübertragung durch Änderung der Verdrillung erfolgt mit konstanter Geschwindigkeit, unabhängig von der atomaren und molekularen Struktur des Materials, welches das Signal dabei durchdringt. Die überragende Geschwindigkeit dieser Signalübermittlung (Lichtgeschwindigkeit!) kann man sich am besten mit einer verdrillten, vorgespannten Wäscheleine klarmachen, auf die Wäscheklammern aufgesetzt sind. Wird nun eine Wäscheklammer an einem Ende der Leine drehend bewegt, wirkt sich das *fast* unmittelbar über die Torsion der Leine auf entfernte Wäscheklammern mit einer entsprechenden Verdrehung aus.

In undurchsichtigem Material sind Atome und Moleküle so angeordnet, dass das Signal zu keiner oder nur wenig Resonanz führt, das Signal zwischen verknüpften Atomen also überhaupt nicht oder nur mit geringer (für uns unsichtbarer) Frequenz weiter übertragen wird. Im Seil-Modell sind Frequenz und Wellenlänge (Linklänge) beide auf der Basis einer Länge definiert (Abb. 2). Ändert sich die Wellenlänge, ändert sich passend die Frequenz, die Signal-Geschwindigkeit bleibt konstant. Das steht im Gegensatz zu heute üblichen Vorstellungen, wonach Licht je nach Material, welches es durch-

dringt, die Geschwindigkeit ändert. Das Gaede-Modell hat dadurch keine Probleme mit dem Tunneleffekt (denn er tritt nicht wirklich auf, da keine Geschwindigkeitsänderung passiert) und braucht nicht zu erklären, was Photonen beim Wechsel von Luft auf Vakuum unmittelbar auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigt. Die Amplitude der Links ist unabhängig von der Frequenz und wird als Signalintensität erkannt.

Das Atom 'pumpt' in ganzen Linksegmenten, entweder wird dabei ein 'Link' des Seiles aufgenommen oder freigegeben. Dieses ist im Modell die Erklärung für Bohrs Quantensprung. Die Summe dieser freigegebenen Links entspricht der „Energie“ des Atoms beim Quantensprung. Andere optische Effekte wie Reflexion, Brechung, Polarisation, Interferenz, Beugung, etc. finden ebenfalls eine eingängige Erklärung im EM-Seil-Modell.

Das Modell bringt außerdem eine sinnvolle physikalische Erklärung für den Spin (Abb. 3) als Orientierung der Fäden im oder entgegen dem Uhrzeigersinn und kann das berühmte Einstein-Podolski-Rosen- (EPR)-Experiment erklären (Abb. 5). Dabei zerfällt im Standardmodell ein spinloses Teilchen in zwei sich voneinander entfernende Teilchen mit entgegengesetztem Spin. Zwischen beiden Teilchen besteht eine strenge, im Standardmodell unerklärbare Korrelation, die in Gaedes Modell durch das verbindende EM-Seil unmittelbar vorgegeben ist.

Gravitation

Das Seil-Modell ist konsistent mit und erklärt jeden Faktor in Newtons Gravitationsgesetz. Es integriert das *Mach'sche Prinzip*, erklärt jede Komponente der Gravitationskonstante G und erlaubt die von Newtons Gesetz geforderte unmittelbare Auswirkung einer Gravitationsänderung über beliebige Entfernungen.

Die Atome sind durch stramm gespannte EM-Seile verbunden. Der Zug aus allen Richtungen bewirkt, dass sich ein Gleichgewicht untereinander einstellt. Die Konstanz dieser Spannung wird über die Beziehung zwischen Geschwindigkeit, Frequenz und Linklänge sichergestellt. Die Seile liefern den Mechanismus für eine unmittelbare Wirkung ähnlich einer festen Verbindung zwischen zwei Objekten. Die grundsätzliche Anzahl von EM-Seilen zwischen zwei Massen ergibt sich aus deren Anzahl von Masseneinheiten (gezählt als H-Atome). Gravitation entsteht über die Anzahl „effektiver“ EM-Seile zwischen zwei oder mehr „Massen“. Befinden sich zwei Massen eng beieinander, ist die Anzahl effektiver Seile höher als bei größerer Entfernung, da dann viele Seile quasi von anderen in ihrer Wirkung „verdeckt“ werden (Abb. 6). Gewicht ist keine Kraft, Gewicht ist Spannung bzw. Potential, ein statisches Konzept. Beschleunigung ist dagegen sich ändernde Bewegung, etwas Dyna-

misches. Daher bricht Gaede auch mit der Idee, dass die Beschleunigung die Konstante G enthält. Beschleunigung ist in seinem Modell die Änderung der Anzahl effektiver EM-Seile zwischen zwei Massen.

Im 19. Jhd. hatte Ernst Mach die Eingebung, dass die Trägheit einer Masse sich aus der Tatsache ergibt, dass die Materie des gesamten restlichen Universums daran zieht [Mach, 225-226]. Wikipedia definiert das *Mach'sche Prinzip* wie folgt:

„Das Machsche Prinzip beschreibt im Kern die Auffassung, dass es sinnlos ist, von einer Bewegung eines Körpers bezogen auf einen absoluten Raum zu sprechen, sondern dass letztlich nur Bewegungen in Bezug zu *allen anderen Körpern des Universums* bedeutend sind“ [Wiki → Machsches Prinzip; Hvhg. A.O.].

Das *Mach'sche Prinzip* integriert sich ganz natürlich in das Seil-Modell. Gewicht ist dabei das, was eine Masse in der Richtung anderer Massen 'fühlt'. Das Gewicht einer Masse ist an einem Ort statisch, es ist die Seil-Spannung an einem vorgegebenen Ort. Mit einer Ortsveränderung ändert sich der Abstand der Massen zueinander, d.h. die Anzahl der effektiven EM-Seile, es kommt somit zu einer Gewichtsänderung für den neuen Ort. Die Durchführung der Ortsveränderung (Beschleunigung) stößt auf den Widerstand der gespannten EM-Seile und wird als Trägheit der Masse wahrgenommen.

Elektrizität und Magnetismus

Das erste und größte Opfer von Überlegungen in diesem Abschnitt des Buches ist der Begriff *Feld*. Das *Feld* erweist Gaede als Konzept, welches nicht in der Lage sein kann, physikalische Objekte zu beschleunigen oder andere physikalische Effekte zu induzieren.

Im EM-Seil-Modell sind alle bekannten chemischen Bindungsarten Varianten einer Verschmelzung der atomaren Hüllen, gebildet aus den magnetischen Fäden der ankommenden EM-Seile. Eine erste z.B. im Uhrzeigersinn rotierende Hülle überträgt diese Rotation auf die verbundenen Hüllen, die dann ebenfalls in dieser Richtung drehen. Das Ganze ist vergleichbar mit einem Bohrer, der auf der Stelle rotiert. Es bewegen sich daher keine Elektronen oder Ladungen, wenn ein Strom fließt. Die Leitfähigkeit eines Materials bestimmt sich durch die Fähigkeit, entsprechende Reihen verbundener Hüllen auszubilden. Eine Frage an diese Modellierung der Elektrizität stellt sich ganz unmittelbar: Wie funktionieren rotierende Hüllen und ankommende magnetische Fäden zusammen? Eine mögliche Antwort wird im folgenden Abschnitt gegeben, wenn es um die Frage geht, warum die Fäden sich bei Bewegung von Atomen nicht verheddern.

Magnetismus wird im EM-Seil-Modell mit magnetischen Fäden zwischen den Hüllen in Form von ausgreifenden 'Sprungseilen' erklärt, die um die

gemeinsame Drehachse der Hüllen rotieren. Diese magnetischen ‘Sprungseile’ erzeugen das, was man heute *Feld* nennt. Rotieren zwei Reihen (Serpentinen) von Atomen in der gleichen Drehrichtung, greifen diese ‘Seile’ von oben und unten kommend ineinander, es entsteht Anziehung. Dreht eine Reihe in der umgekehrten Richtung, stoßen die Seile also beide von unten oder oben kommend aneinander, entsteht dagegen Abstoßung.

Mit diesem Modell erklärt Gaede Ionisation, offene und geschlossene Stromkreise, Widerstände, Kondensatoren, Dioden und den photoelektrischen Effekt.

Das Modell macht auch verständlich, warum sich Magnete je nach Orientierung anziehen (Abb. 7) oder abstoßen (Abb. 8). In den Abbildungen stellen

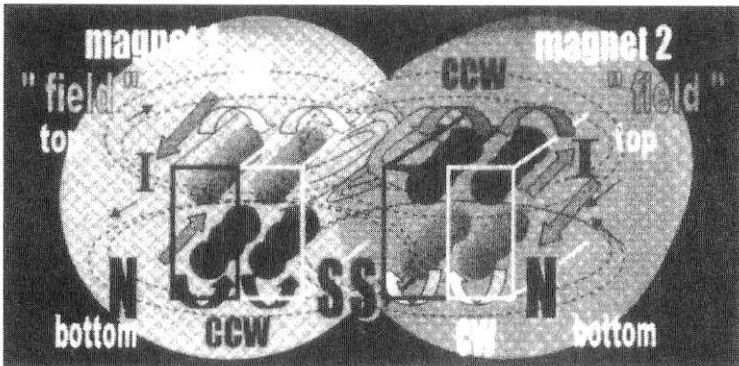
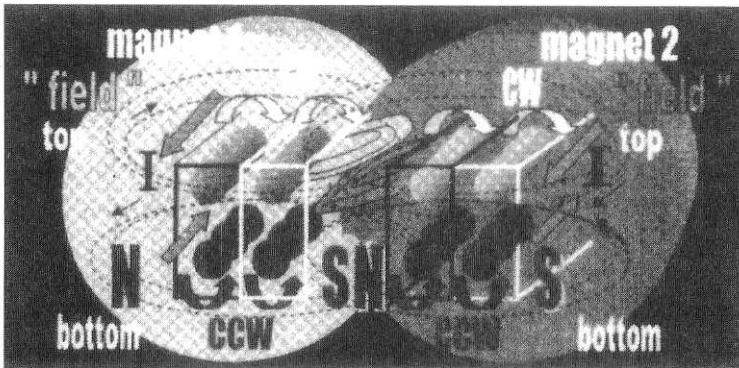


Abb. 7: Magnetische Anziehung [G. 310]

Abb. 8: Magnetische Abstoßung [G. 310]

die angedeuteten Quader die Magnete, die grauen Zylinder die „Felder“ der mathematischen Physik dar. Strom fließt entlang der im Uhrzeigersinn (CW) oder dagegen (CCW) rotierenden Hüllenreihen entsprechend der grauen Pfeile. Die kleinen schwarzen Pfeile geben die Richtung an, in der „Kräfte“ wirken. In der Mitte sind 'Sprungseile' sichtbar dargestellt, die je nach Ausrichtung der Magneten für Anziehung oder Abstoßung sorgen.

Woraus bestehen die EM-Seile?

Es muss sich nach Gaede um 3D-Objekte handeln, andernfalls wären es keine physikalischen Objekte. Bei den EM-Seilen handelt es sich um die fundamentalen Gebilde, aus denen alles besteht. Insofern ist die Frage, woraus sie bestehen eine ungültige Fragestellung. Aber man kann zumindest Eigenschaften bestimmen: Zunächst einmal können sie ungeheuer lang sein, wenn sie jedes Atom im Universum mit jedem anderen verbinden. Und die Seile oder zumindest die darauf übermittelten Signale können einander offenbar durchdringen, ohne sich gegenseitig zu beeinflussen. Diese Eigenschaft ergibt sich bereits aus Beobachtungen zum Licht, die Christiaan HUYGENS im 17. Jh. angestellt hat. Aufgrund dieser Beobachtung lehnte Huygens das Teilchenmodell ab und favorisierte das Wellenmodell. Auch die Quantenmechanik muss natürlich erklären, wie Photonen Kollisionen vermeiden.

Aber wie verhindert man, dass die Seile sich buchstäblich verheddern, wenn sich Atome bewegen? Die Idee hierzu ist, dass sich Atome entlang der bestehenden EM-Seile bewegen, quasi in der Bewegungsrichtung immer wieder neu aus dem EM-Seil rekonstituieren. Die Atome bewegen sich in einem Netz, welches durch die Verbindungen zu allen anderen Atomen des Universums entsteht und entsprechend alle Freiheitsgrade hat. Die Frage eines endlichen oder unendlichen Universums und was das für die Freiheitsgrade eines Atoms zur Folge hat, soll hier nicht weiter vertieft werden. Es ergeben sich für Bewegungsmöglichkeiten zwei wesentliche Regeln:

1. Zwei Oberflächen können sich nicht durchdringen. Drei Varianten von Oberflächen sind in diesem Modell sichtbar geworden: a) die sogenannte Elektronenhülle (magnetische Fäden), b) der Kreuzungspunkt elektrischer Fäden, c) geschwungene magnetische Fäden, die um eine Reihe von Atomen rotieren („Feld“).
2. Ein Seil kann sich durch einen Faden, eine Oberfläche oder ein anderes Seil bewegen. Es schneidet dabei weder, noch zerteilt es. Das kann nur bedeuten, dass ein einzelnes EM-Seil, obwohl ein 3D-Objekt, keine Oberfläche im unter 1. angegebenen Sinne hat.

Es scheint mir zudem erforderlich zu sein, Oberflächen der Variante c) von den a) und b) Varianten zu unterscheiden. Der Begriff Oberfläche macht ver-

mutlich erst auf der atomaren Ebene überhaupt Sinn, also wenn bereits Aggregationen von 'Fäden' oder Seilen vorliegen. Im subatomaren Bereich gibt es zwar Wechselwirkungen („Feld“), aber der Begriff Oberfläche, wenn er überhaupt zutrifft, ist ein anderer, denn man bewegt sich nunmehr auf der Ebene der fundamentalen Gebilde.

Unabhängig davon, ob man der Meinung ist, dass das EM-Seil-Modell die Realität beschreibt oder nicht, kann man zumindest akzeptieren, dass das Modell Realitäts-Beschreibungen vereinfacht und weitestgehend mit physikalischen Objekten hantiert, ganz im Gegensatz zu heutigen Standardtheorien. Gaede wird allerdings, zumindest nach Meinung des Autors, seinen im Buch aufgestellten Ansprüchen an konsistente Begriffsverwendungen und Definitionen für wissenschaftliche Untersuchungen vereinzelt selbst nicht vollständig gerecht.

Insgesamt hat das von Gaede vorgestellte Modell jedoch ein hohes GUT-Potential (Grand Unified Theory). Es dürfte interessant sein, zu prüfen, wie sich dieses Modell im Rahmen der Überlegungen zum Elektrischen Universum verwenden lässt, bzw. welche Auswirkungen auf das Modell eine stärkere Berücksichtigung der Elektrizität auf planetarer/stellarer Ebene hat.

Weitere Themen

Ab Kapitel 8 beschäftigt sich Gaede mit den Auswirkungen seiner Überlegungen auf biologische Prozesse. Auch Bevölkerungsentwicklung und Ökonomie werden behandelt, mit wenig erfreulichen Aussichten für die Menschheit. Man fühlt sich gelegentlich an Gunnar HEINSOHNS Überlegungen zu diesen Themen erinnert. Im zehnten und letzten Kapitel wird dann auf den Buchtitel eingegangen und erwartungsgemäß spielt die Unterscheidung zwischen physikalischen Objekten und Konzepten eine tragende Rolle.

Abschlussbemerkung

Es ist schwer, einem solchen Buch auf wenigen Seiten wirklich gerecht zu werden. Fehler sind daher erst einmal dem Verfasser der Rezension anzulasten, vor allem durch Probleme bei der Übersetzung und beim Verständnis des Textes, nicht dem Autor des rezensierten Buches.

Dass sich die mathematische Physik heute in einer Sackgasse befindet, wird mehr und mehr Wissenschaftlern zunehmend deutlich. Einige wenige äußern sich hierzu auch öffentlich und vertreten die Ansicht: Es wird Zeit, die Tafel zu wischen, Kreide, Stift und Notizbuch auszupacken und anzufangen, neu nachzudenken [Smolin, 355]. Uneinigkeit besteht allerdings darüber, wie weit zurück in die Vergangenheit die Tafel gewischt werden sollte. Manche

wollen nur den Stand auf die Zeit vor der Stringtheorie zurückdrehen. Bill Gaede gehört sicherlich zu den radikalsten Vertretern, wenn er die Überlegungen zur mathematischen Physik der letzten 110 Jahre (Relativitätstheorie, Quantenmechanik, Stringtheorie usw.) in Frage stellt. Aber gerade das macht das Buch so herausfordernd. Ist Gaede mit seinem 'Seil'-Modell auf dem richtigen Weg? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Das wird die Zukunft zeigen. Aber darum geht es nicht in erster Linie, es geht darum, dass überhaupt wieder jemand einen komplett und radikal neuen Ansatz wagt. Allein ist er mit alternativen Denkansätzen bei weitem nicht. Die *Natural Philosophy Alliance* [NPA], die sich Anfang Juli diesen Jahres unter besonderer Beteiligung der Vertreter des Elektrischen Universums (*Thunderbolts Project*) traf (s. S. 494), ist ein tolerantes Sammelbecken für physikalische Denkansätze mit unterschiedlichsten Abweichungsgraden zum heutigen Standardmodell.

Wem es also so ergangen ist wie mir, der seit vielen Jahren, seit dem ersten schulischen Kontakt mit der mathematischen Physik, nie das Gefühl verloren hat, dass etwas nicht stimmt mit der heutigen Physik, dass sie nicht intuitiv verstehbar ist, dass sie dem gesunden Menschenverstand widerspricht, dass sie schon längst „Ockhams Rasiermesser“ zum Opfer hätte fallen müssen – dem sei dieses Buch als ein möglicher Denkanstoß ans Herz gelegt.

Literatur

- Gaede, Bill (2003): What is an Object? *Apeiron* 10 (1) 15-31
- (^2009): *Why God doesn't Exist*; Mesa (auch erhältlich als eBook unter <http://www.lulu.com/product/ebook/why-god-doesnt-exist/5194649>) = G.
 - (2011a): Youtube User Bill Gaede; <http://www.youtube.com/user/bgaede/>
 - (2011b): Private Email Communication vom 29.06. 2011
- Gaede, Eric (2009): *Nila and Bill*; Mesa (erhältlich als eBook unter <http://www.lulu.com/product/ebook/nila-and-bill/5217329>)
- Gaede, Nila (2008a): You stupid Relativist; <http://www.youstupidrelativist.com/>
- (2008b): *Summary of the principles, foundations, and definitions of Science and Physics*; <http://www.youstupidrelativist.com/05Princip.html>
- Mach, Ernst (1988): *Die Mechanik in ihrer Entwicklung*. Nachdruck von 1933, Darmstadt
- NPA (2011): Natural Philosophy Alliance; <http://www.worldnpa.org/main/>
- Smolin, Lee (2006): *The Trouble with Physics*; London
- Wikipedia (2010): Bill Gaede; http://en.wikipedia.org/wiki/Bill_Gaede
- (2011): Machsches Prinzip; http://de.wikipedia.org/wiki/Machsches_Prinzip

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Crackpots of the world – unite!

Die 18. jährliche Konferenz der *Natural Philosophy Alliance*

Andreas Otte

Einleitung

Wikipedia definiert:

„**Crackpot** ist ein abschätzig gemeinter englischer Slangausdruck für eine Person mit exzentrischen Ansichten (ursprünglich allgemein: »Exzentriker«, »Spinner«, »Verrückter«). In seiner eingeschränkten Bedeutung als »eine Person, die wissenschaftliche Theorien vertritt, die dem gegenwärtigen Stand der Forschung widersprechen«, ist der Begriff auch in die deutschsprachige Netzkultur eingedrungen.“ [Wiki ↔ Crackpot]

Nach der obigen Definition fand vom 6.7. – 9.7. 2011 in College Park, Maryland, USA das diesjährige ultimative Crackpot-Treffen statt. Eingeladen hatte die *Natural Philosophy Alliance* (NPA), ein 1994 maßgeblich von John Chappell (1933–2002) gegründetes Forum für unabhängige wissenschaftliche Ideen, organisiert für die Abhaltung wissenschaftlicher Konferenzen. Die NPA trifft sich bislang mindestens einmal jährlich in unterschiedlichen Städten der USA, um über wissenschaftliche Ideen zu den unterschiedlichsten Themen zu diskutieren, wie z.B. Relativitätstheorie, Äthertheorie, Quantenmechanik, Big Bang, Kosmologie, Gravitation, „Kalte Fusion“, Tesla-Technologie, Atommodelle usw. [NPA 2011a]

Oberstes Prinzip der NPA ist Toleranz. Jeder Wissenschaftler wird gehört. Natürlich gibt es bei dem oben abgegebenen Themenspektrum keine einheitliche Meinung darüber, was richtig ist, aber man ist sich zumindest darüber einig, was heute falsch läuft in der Wissenschaft. Die NPA hat sich der Kritik an den fundamentalen Grundlagen der oftmals irrationalen und unrealistischen Lehrmeinungen heutiger moderner Physik und Kosmologie verschrieben, sowie deren Ablösung durch sinnvollere Theorien, unter voller Berücksichtigung der vorhandenen Indizien, der Logik und der erforderlichen Objektivität. Derartige Reformen sind seit langem überfällig, aber die Reformfähigkeit gerade dieses Wissenschaftsbereiches ist äußerst begrenzt.

Die NPA ist eine Allianz, weil deren Mitglieder unterschiedlichste Ansichten repräsentieren, die kaum unter einen Hut zu bringen sind. Den Mitgliedern werden keine Meinungen und Ansichten aufgezwungen; einig ist man sich bestenfalls in den Ansichten über den katastrophalen Zustand der

mathematischen Physik des 20. Jh. und der heutigen Kosmologie. Den minimalen Konsens könnte man auszugsweise wie folgt definieren [NPA 2011b]:

Die Entwicklung des letzten Jahrhunderts hat gezeigt, dass man gerade in der Physik besonders dazu neigt, voreilige Schlüsse zu ziehen. Wissenschaftliche Modelle sollten und müssen konsistent und frei von internen Widersprüchen sein. Ein erster Schritt dabei ist, das verwendete Vokabular zu analysieren, um überhaupt erst einmal das behandelte Problem zu definieren. Viele Diskussionen sind vor allem deshalb unergiebig, weil man sich nicht über die Basisterminologie geeinigt hat. Wissenschaftliche Sprache muss eindeutig sein.

Die Mathematik ist für die Physik eine Hilfswissenschaft, die richtig angewandt werden muss. Die Entwicklung gewisser Kulttheorien des 20. Jh. hat gezeigt, was passiert, wenn sich die Mathematik in der Physik zum Selbstzweck entwickelt. Diese Theorien blockieren trotz ihres Pseudoerfolgs seit über einem Jahrhundert den physikalischen Fortschritt, denn mittels der Mathematik ist es möglich, eine physikalisch unhaltbare Theorie korrekte Werte liefern zu lassen.

Die Physik von dieser Last zu befreien, ist nicht nur eine Frage der Einsparung vieler Millionen Euro Steuergelder; es ist auch notwendig für die prinzipielle Aufgabe, die Physik wieder zu einer echten Wissenschaft zu machen [NPA 2011b].

Partnerschaft

Für die diesjährige Konferenz ist die *NPA* eine Partnerschaft mit dem *Thunderbolts Project* eingegangen. Das Thunderbolts-Projekt [Thunderbolts 2011] ist eine informelle Gemeinschaft von Wissenschaftlern und unabhängigen Forschern, die ebenfalls skeptisch sind gegenüber den Vorgehensweisen der heutigen theoretischen Wissenschaften. Das Projekt ist keine formelle Organisation, sondern eine gemeinschaftliche Stimme für das „Elektrische Universum“. Durch Bücher, Artikel und DVD-Dokumentationen versucht die Gruppe, die wichtige Rolle der Elektrizität für die Entstehung des Universum und unseres Planeten, sowie ihre Wirkung auf die jüngere menschliche Geschichte hervorzuheben. Die Namen einiger der in der Gruppierung vertretenen Forscher dürften *Zeitensprünge* Lesern nicht ganz unbekannt sein: David TALBOTT, Wallace THORNHILL, Ev COCHRANE und Dwardu CARDONA.

Auch organisatorisch wurde die *NPA* vom Thunderbolts-Projekt unterstützt. Besonders hervorzuheben ist hierbei Mark SPANN, der unermüdlich Material und Personen transportierte und damit nicht unerheblich dafür sorgte, dass die Konferenz auch logistisch ein Erfolg wurde. Das gilt einmal mehr, da Spann beim Tuscaloosa Tornado [2011] Ende April dieses Jahres nur

knapp mit dem Leben davonkam und sich seine Habseligkeiten auf die Kleidung reduzierten, die er am Leib trug. Er stürzte sich jedoch sogleich mit einem von einem Thunderbolts Community-Mitglied zur Verfügung gestellten Laptop in die weitere Planung. So blieb ihm gar keine Zeit für eine Depression.

Organisation

Organisiert wurde die Konferenz über die Konferenz-Website als zentralem Dreh- und Angelpunkt [NPA 2011c]. Dort konnten vor allem auch die finanziellen Aspekte des Konferenzbesuchs geregelt werden – sofern man ein gewisses Grundverständnis für die informationstechnischen Zusammenhänge hatte. Hier ist sicherlich noch Verbesserungspotential vorhanden. Wichtiges Instrument im Hintergrund ist dabei die 2008 eingerichtete *World Science Database* [WSD 2011]. Sie stellt Profile von Wissenschaftlern außerhalb des sogenannten Mainstreams bereit und enthält Verweise auf Tausende von Abstracts und wissenschaftliche Beiträge von über 100 unabhängigen wissenschaftlichen Zeitschriften und Hunderten von Konferenzen seit 1990. Die *WSD* ist die weltweit größte Sammlung von nicht dem Mainstream entstammenden wissenschaftlicher Beiträgen von über 2.000 Wissenschaftlern aus über 60 Ländern. Die *NPA* trägt nicht unerheblich selbst zu dieser Ansammlung von Konferenzbeiträgen bei, denn üblicherweise findet jeden Samstag eine Videokonferenz zu den unterschiedlichsten Themen statt, in die man sich einfach einklinken kann.

Ablauf

Angemeldet für die Konferenz waren knapp 270 Personen. Über 80 der angemeldeten Teilnehmer waren leider nicht persönlich anwesend, sondern teilweise nur mit Beiträgen im Konferenzband vertreten, darunter auch Prof. Andre K. T. Assis (*Relational Mechanics*). Ca. 50 Personen mit dem Interessengebiet „Elektrisches Universum“ nahmen persönlich an der Konferenz teil. Sie bestand aus drei Tagen mit Vorträgen und einem vierten Tag als „offenem Tag“. Er erlaubte neben drei weiteren Vorträgen vor allem die Präsentation von Experimenten. Die frühen Abende waren den Tagungen einzelner Interessengruppen, einer Panel-Diskussion zum „Elektrisches Universum“ und der Verleihung des *Sagnac-Award's* an verdiente Wissenschaftler vorbehalten. Die Konferenz wurde von mehreren Teams gefilmt, immer wieder wurden Vortragende und Zuhörer interviewt.

Die Vorträge, üblicherweise 30 Minuten lang, fanden parallel im für diese Zwecke gut ausgerüsteten Gebäude der Studentenvereinigung der Universität Maryland in zwei Räumlichkeiten statt, dem großen *Atrium* und dem kleine-

ren *Pyon Su* Raum. Die Beiträge waren in Blöcken zu drei oder vier Vorträgen ohne Zwischenpause angesetzt. Fragen durften gestellt werden, jedoch war hierfür, sowie für Umbauarbeiten zwischen der Vorträgen keine Zeit vorgesehen. Verspätungen waren daher unvermeidlich. Der Parallelbetrieb machte es zudem unmöglich, alle ca. 70 Vorträge zu besuchen. Das Qualitätsspektrum der Vorträge (nicht bezogen auf den Inhalt, sondern bezogen auf die Form der Darbringung) reichte von brillant bis gruselig. Im folgenden sollen wegen der hohen Anzahl von Vorträgen lediglich ein paar besonders interessante Beiträge hervorgehoben werden.

Peter MARQUARDT und Glenn BORCHARDT bereicherten die Darlegungen mit philosophischen Darbietungen zur Notwendigkeit von korrektem wissenschaftlichem Arbeiten. Das Finden einer gemeinsamen Sprache, saubere, dokumentierte Definitionen, Festlegung und Darlegung der Annahmen, Identifikation der Objekte, das alles sollten Selbstverständlichkeiten sein, sind es aber offenbar nicht. Auch Bill GAEDE hätte hier sicherlich zugestimmt (s. S. 478), wäre er bei der Konferenz anwesend gewesen. Die Berücksichtigung qualitativer, nicht nur quantitativer Aussagen über eine Theorie scheint so etwas wie ein Markenzeichen von 'Abweichlern' zu sein. Damit bewegen sie sich aber nicht im Bereich 'normaler' Wissenschaft im kuhnschen Sinne; eine gemeinsame Sprache mit der herrschenden Lehre zu finden, ist schon allein aus diesem Grunde unglaublich schwer.

Charles W. LUCAS präsentierte in zwei Beiträgen [NPA 2011d, 375-396] seine Ansichten über die Universalität der elektrodynamischen Kräfte und über die Ursachen der Gravitationskraft, die er ebenfalls in elektrodynamischen Kräften sieht. Lucas hat ein klassisches elektromagnetisches Kräftegesetz für endliche, elastische, geladene Teilchen unter Verwendung und Lösung der Gesetze von Gauß, Ampère, Faraday und Lenz hergeleitet. Dieses Gesetz erklärt alle elektrodynamischen Effekte einschl. Strahlung und Strahlungsreaktionen + Gravitation, Masse, Quanten- und relativistische Effekte. Es befolgt Newtons drittes Gesetz, erlaubt die Erhaltung von Energie, Moment und Ladung und ist kompatibel mit dem Mach'schen Prinzip (siehe a. S. 489). In Anwendung dieses Gesetzes ermittelt Lucas eine geringfügig stärkere Anziehung gegenüber der Abstoßung elektrischer Kräfte zwischen Atomen. Gravitation ergibt sich damit als eine statistische Restkraft, basierend auf der Vibration neutraler elektrischer Dipole. Diese Überlegungen führen zu einigen interessanten Konsequenzen, so z.B., dass die Gravitationskraft nachlässt (Erklärung der kosmischen Hintergrundstrahlung), dass die planetaren Orbits eine spiralartige Komponente enthalten, es erklärt Bodes Gesetz (Einteilung der stabilen planetaren Orbits) und es beinhaltet eine alternative Erklärung für die Rotverschiebung (Hubbles Gesetz) sowie deren beobachtbare Quantisierung.

Edward H. DOWDYE zeigte in zwei Beiträgen, dass die Beugung von Licht durch Gravitation (Gravitationslinseneffekt) im Vakuum nicht stattfindet. Nach der Relativitätstheorie müsste der Effekt mit $1/R$ Abstand von der Quelle abnehmen. Jedoch wurde der Beugungseffekt bisher nur im Sonnenplasma nahe der Oberfläche der Sonne nachgewiesen, knapp darüber ist er jedoch bereits nicht mehr nachweisbar. Mehr noch: Mit heutigen Messmöglichkeiten müsste der Himmel mit sogenannten Einstein-Ringen gefüllt sein, insbesondere müssten Gravitationslinseneffekte im Zentrum der Milchstraße (angeblich ein Schwarzes Loch) zu beobachten sein. Nichts davon ist jedoch feststellbar. Stattdessen ist der Effekt an der Sonnenoberfläche rein klassisch mit Hilfe des Prinzips der Strahlenumkehrbarkeit an Plasmagrenzen im Gravitationsfeld der Sonne ableitbar. Dowdye vergleicht auch die sogenannte Shapiro-Verzögerung (Verzögerungen bei der Übermittlung von Mikrowellensignalen in Relation zur Sonne) mit dem Gravitationslinseneffekt und kommt im Gegensatz zu Shapiro und heute üblichen Ansichten zu dem Ergebnis, dass diese Effekte nichts miteinander zu tun haben.

Robert JOHNSON [NPA 2011d, 293-298] interpretierte das Paradigma des „Elektrischen Universums“ im Kontext des Beckmann-Modells. Petr BECKMANN stellte 1987 in *Einstein Plus Two* (popularisiert in *Questioning Einstein* von Tom BETHELL) ein Modell vor, in dem der Beobachter als Referenzrahmen für die Lichtgeschwindigkeit durch das lokale dominante Feld ersetzt wird. Mit diesem Ansatz konnte Beckmann relativistische Effekte klassisch ableiten und darüber hinaus Effekte erklären, die mit der Relativitätstheorie nicht lösbar sind. Beckmann nahm dabei an, dass das lokal dominante Feld das Gravitationsfeld der Erde sei. Des Weiteren akzeptierte er, dass alle in die Klasse der Michelson-Morley-Experimente fallenden Versuche zur Bestimmung einer relativen Geschwindigkeit der Erde gegenüber einem hypothetisch angenommenen Lichtäther einen Null-Wert lieferten. Johnson merkt hierzu an, dass eine Ersetzung des Gravitationsfelds durch das elektromagnetische Feld der Erde als lokal dominantes Feld das Beckmann-Modell nicht verändert, da weder das Gravitationsfeld noch das EM-Feld der Erde zusammen mit dieser rotiert, und dass zweitens die Michelson-Morley-Experimente Werte nahe Null, aber eben nicht genau Null lieferten. Diese Werte sind nach Johnsons Interpretation jedoch kein Hinweis auf einen Äther, sondern ein Hinweis auf elektromagnetische Effekte, welche die Geschwindigkeit des Lichtes beeinflussen können, diese also anisotrop ist.

Der Fotograf Michael STEINBACHER [NPA 2011d, 584-590] vermittelte seine Theorie zur Entstehung von Gebirgen in einem Bildervortrag über die Geographie des amerikanischen Südwestens. Seine Überlegungen basieren auf Velikovskys Beschreibungen aus *Welten im Zusammenstoß*. Danach war die Atmosphäre episodisch mit Staub gefüllt, Dunkelheit umfing die Erde für

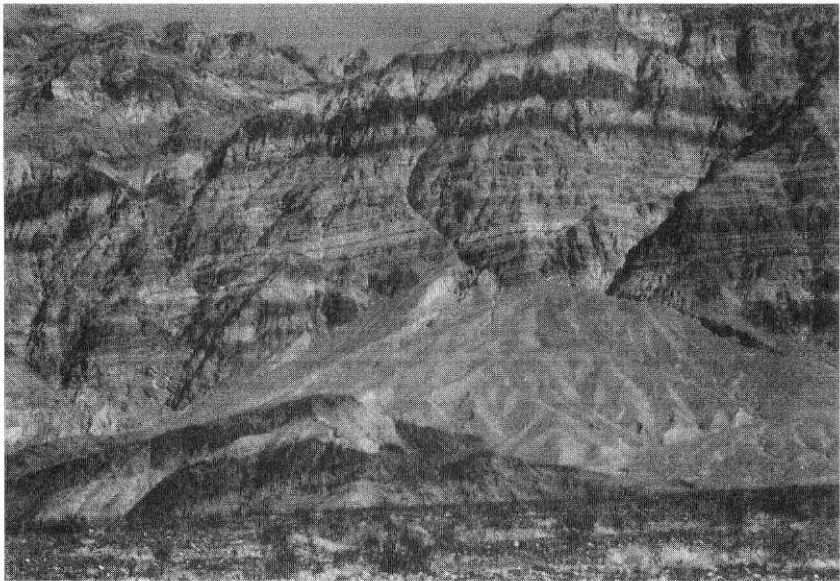
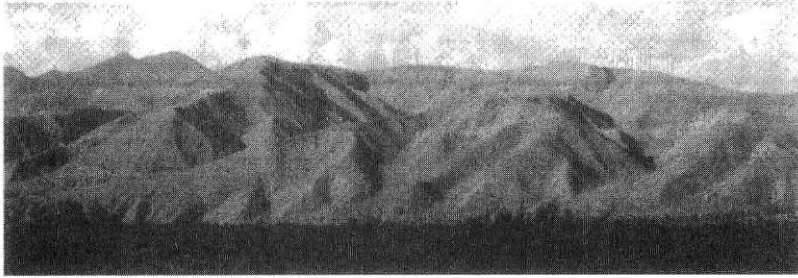


Abb. 1: „Dünen“ nahe Palm Springs [NPA 2011d, 588]

Abb. 2: Stratifizierungen mit vorgelagerten, ausgeschwemmten Geröll- und Erdhalden [portgeo]

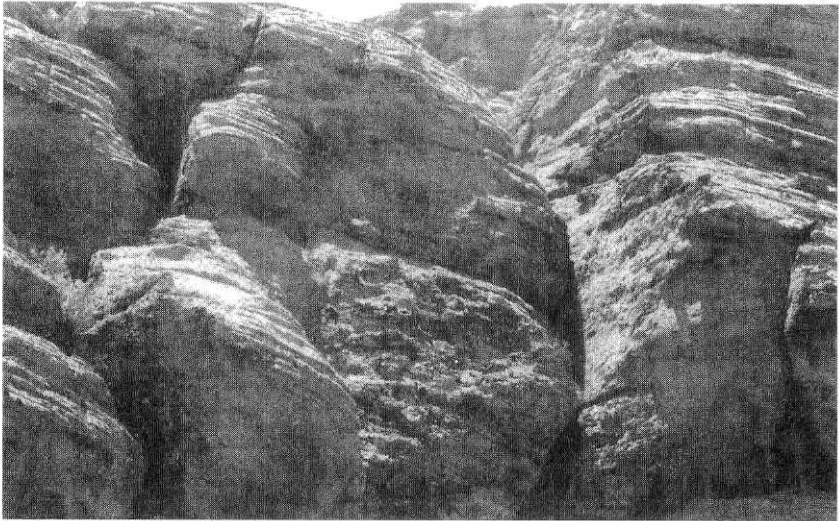
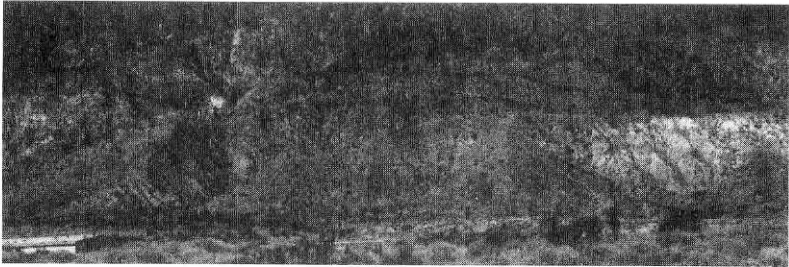


Abb. 1: Granitberge im Hintergrund links, Erdberge im Vordergrund rechts
[NPA 2011d, 588]

Abb. 2: Verbranntes Gestein im Snow Canyon [NPA 2011d, 588]

Tage und Monate, extreme Winde fegten über das Land, Berge schmolzen wie Wachs oder verschwanden, als ob sie aus Sand wären, Wasser in großen Mengen und Steine in Findlingsgröße fielen vom Himmel, berghohe Fluten schwemmten über die Erde, Flüsse aus Feuer liefen über und durch das Land, die Erde interagiert mit einem großen kometenartigen Körper, die Erdrotation änderte sich ruckartig usw. Den physikalischen Hintergrund für diese Mythen liefert heute das elektrische Universum: Die Flüsse aus Feuer sind elektrische Entladungen auf kontinentaler Ebene. Den Staub in der Atmosphäre liefert Funkerosion (EDM) auf dem interagierenden Himmelskörper (wahlweise Venus und/oder Mars). Berge entstehen durch Dünenbildung an Hindernissen aus dem atmosphärischen Staub. Die vom Himmel fallenden Steine (z.B. wie im *Joshua Tree* Park sichtbar) werden elektrisch durch den sogenannten Bennett-Pinch in der Atmosphäre produziert. Lavafelder sehen teilweise aus, als ob sie *in situ* durch Verflüssigung entstanden sind. Das gleiche gilt für die Bildung von Granit und Dolomit; diese ist mittels elektrischer Entladungen im Labor experimentell nachvollziehbar. Die Bildung erfolgt also direkt an der Oberfläche, ein kilometertiefes Absinken in den Untergrund und anschließendes Wiederauftauchen ist nicht notwendig.

Die Beobachtung, dass die Südseite der Berge des amerikanischen Südwestens zumeist steinern (Basalt, Granit etc.) ist, während die Nordseite oftmals aus Staub, Erde und Geröll besteht, lässt vermuten, dass die Entladungen von Süden nach Norden über den Planeten liefen und den Dünensand an bestimmten Stellen in Stein verwandelten. Die größten Dünen sind zu Beginn entstanden. Mit weniger Staub in der Atmosphäre haben sich dann diese als Hindernisse nutzend kleinere Dünen an deren Flanken gebildet (Abb. 1). Langanhaltende Überflutungen haben massive Sedimente gebildet. Stratifizierungsexperimente mit starken, mit Material versetzten Wasserströmungen zeigen, dass sich mehrere Schichten sortiert nach Materialdichte parallel bilden können. Ebenso ist eine elektrische Sortierung des Materials möglich. Periodische Wasserfluten erodierten das nicht versteinerte Material und lagerten es talwärts in großen Schlamm-Sedimenten ab (Abb. 2). Elektrische Entladungen liefen entlang dieser erodierten Canyons bergaufwärts und verbrannten Staub oder Stein, wo Richtungsänderungen und Verengungen zu Berührungen mit den Wänden führten (Abb. 3, 4).

Steinbacher liefert damit unter anderem eine weitere alternative Erklärung für die Entstehung des *Grand Canyon*. Neben der bereits vorgestellten nahezu rein elektrischen Erklärung analog zu einer Lichtenberg-Figur [Otte 2008a, 490] bietet er seine oben beschriebene 'gemischte' Erklärung an. Auch die im damaligen Beitrag aufgeworfene Frage nach dem verbliebenen Material kann er beantworten. Es füllt stromabwärts kilometertief die Umgebung als stratifiziertes Material. Es ist ausgesprochen spannend, sich unter diesem Blick-

winkel Bilder des amerikanischen Südwestens anzuschauen. Die Terrain-Ansicht von *Google-Maps* ist dabei ein großartiger Wegweiser. Zu überprüfen ist, ob sich diese Strukturen auch anderenorts, z.B. in den Alpen finden lassen. In jedem Fall wird deutlich, dass auch die Geologie von der Anwendung des Paradigmas des Elektrischen Universums massiv betroffen ist

David G. RUSSELL [NPA 2011d, 488-495] zeigte Hinweise für starke Abweichungen von der Hubble-Relation in normalen Spiralgalaxien auf. Die Hubble-Relation ist eine lineare Beziehung zwischen absoluten Helligkeitskriterien und beobachteten Rotverschiebungsgeschwindigkeiten von Galaxien. Starke Abweichungen von dieser Relation werden üblicherweise einer falschen Ermittlung der Entfernung zugeschrieben und aus dem Datenpool entfernt. Zahlreiche von Halton C. ARP (*Seeing Red*) aufgefundene Beispiele zeigen jedoch, dass es mit hoher Wahrscheinlichkeit eine sogenannte nicht-kosmologische Rotverschiebungskomponente gibt. Starke Hinweise für sie ergeben sich z.B. bei Materiebrücken zwischen Objekten mit stark unterschiedlicher Rotverschiebung oder dann, wenn Objekte mit hoher vor Objekten mit niedrigerer Rotverschiebung liegen [s. a. Otte 2009]. Zur Überprüfung wird die rotverschiebungsunabhängige Tully-Fisher-Methode verwendet. Eine simple Gegenüberstellung von Tully-Fisher- und Rotverschiebungsdistanzen zeigt für normale Spiralgalaxien bei gleicher Tully-Fisher-Distanz Abweichungen der Rotverschiebungsgeschwindigkeit im Bereich von bis zu 4.000 km/s.

Dave TALBOTT [NPA 2011d, 611-621] und Wallace THORNHILL [NPA 2011d, 630-637] stellten jeweils „Elektrische Sonnen“ in den Mittelpunkt ihrer Darstellungen. Während Talbott das vollständige Versagen des Standardmodells bei der Erklärung der einfachsten Beobachtungen an unserer Sonne feststellte und dokumentierte, beschäftigte sich Thornhill in seinem *2011 John Chappell Gedächtnisvortrag* mehr mit der ‘Technik’ der Sonnen im Allgemeinen, ihrer Entstehung und ihrer Zukunft. Die Details sind bereits in den *Zeitensprüngen* veröffentlicht worden [Otte 2008b]; daher wird hier nicht näher darauf eingegangen. Darüber hinaus stellte er den Gesamtzusammenhang über die einzelnen Beiträge zum elektrischen Universum während der Konferenz her.

Gerald POLLACK [Pollack] erläuterte seine Untersuchungen zum besonderen Verhalten von Wasser. Wasser hat gewöhnlich drei Phasen – gasförmig, flüssig und fest. Neuere Untersuchungen haben nun gezeigt, dass eine relativ ausgedehnte Zone (mehrere hundert Mikrometer) an hydrophoben Oberflächen existiert, in der Wasser eine vierte Phase annimmt. Diese Phase zeichnet sich durch negative Ladung und eine strukturell veränderte Anordnung der Atome innerhalb der Wassermoleküle aus. Diese Anordnung lässt offenbar keine gelösten Fremdstoffe zu, werden sie doch aus der Zone entfernt. Die Größe der Zone ist direkt durch die Zufuhr von Licht steuerbar, im Prinzip bildet

sich eine Wasser-Batterie aus. Dieses „geordnete Wasser“ dürfte wesentlicher Bestandteil von Zellen sein und für eine Aggregation von Molekülen sorgen. Des Weiteren scheint ein Informationstransfer möglich zu sein, da sich ein Abbild von Oberflächeneigenschaften durch das geordnete Wasser noch bis weit über die Oberfläche hinaus nachweisen lässt. Zahlreiche technische Anwendungsmöglichkeiten dieses Verhaltens von Wasser sind denkbar; die Beteiligung elektrischer Effekte an der Entstehung des Lebens ist zu vermuten.

Am Abend des 8.7. fand wegen der unvermeidlichen Verspätungen fast ohne Vorbereitungspause das *Sagnac Award's Bankett* statt. Geehrt wurden Prof. Mahmoud A. MELEHY, Dr. Halton C. ARP und Dr. Harold ASPDEN für ihr Lebenswerk, außerdem Neil E. MUNCH für sein Lebenswerk und seine Rolle als Mitbegründer der *NPA*. Leider war bis auf Neil E. Munch aus Krankheits- und/oder Altersgründen keiner der Geehrten anwesend.

Nachlese

Erfreulich war, dass schon zu Beginn der Konferenz der Tagungsband [NPA 2011d] mit 'satten' 731 Seiten zur Verfügung stand, der nicht nur die gehaltenen Vorträge, sondern auch zahlreiche weitere eingereichte Beiträge enthält. Sowohl der Tagungsband als auch die Vorträge selbst zeugen von der Vielfalt und Varianz der Ansichten. Innerhalb der *NPA* gibt es ca. zehn unterschiedliche Theorien darüber, was Gravitation ist. Zahlreiche Äthertheorien in den unterschiedlichsten Ausprägungen sind vertreten, die Ergebnisse der Experimente zur Relativitätstheorie werden unterschiedlich interpretiert, usw. Die Teilnahme der Vertreter des „Elektrischen Universums“ hat diese Vielfalt weiter erhöht. Wenn es gelungen ist, dass einige *NPA* Mitglieder ihre Theorien unter Beachtung des neu vorgestellten Paradigmas des „Elektrischen Universums“ überdenken, dann ist ein Schritt nach vorne gelungen. Umgekehrt ist es sicherlich für das Thunderbolts-Projekt wichtig, sich der geäußerten Kritik anzunehmen, z.B. ob man neben den Maxwell'schen Gleichungen nicht auch noch andere, heute fast vergessene Varianten der Formulierung der elektrodynamischen Gesetze berücksichtigen sollte.

Neben den Vorträgen fanden in kleinerem Kreis immer wieder zahlreiche weitere Gespräche statt. Fortgesetzt wurden die Diskussionen in den Abendstunden zumeist im *Applebee's* Restaurant nahe einem der Hotels. Erst am 12. Juli verließen die letzten Konferenzteilnehmer nach vielen inspirierenden Gesprächen das kleine Städtchen College Park nördlich von Washington.

Literatur

- NPA (2011a): *NPA Principles*;
http://www.worldnpa.org/main/index.php?module=pagemaster&PAGE_user_op=view_page&PAGE_id=5&MMN_position=5:5
- (2011b): *Our Minimum Consensus*;
http://www.worldnpa.org/main/index.php?module=pagemaster&PAGE_user_op=view_page&PAGE_id=2&MMN_position=2:2
 - (2011c): *18th Annual NPA Conference*; <http://conf18.worldnpa.org/>
 - (2011d): *Proceedings of the Natural Philosophy Alliance. 18th Annual Conference of the NPA, 6 – 9 July 2011 at the University of Maryland, College Park, USA; Mt. Airy*; <http://www.lulu.com/product/paperback/npa-18-proceedings/16112476>
- Otte, Andreas (2008a): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil I; ZS 20 (2) 478-497
- (2008b): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil II; ZS 20 (3) 757-777
 - (2009): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil III; ZS 21 (1) 4-31
- Pollack, Gerald (2011): *Research Themes*; <http://faculty.washington.edu/ghp/research-themes>
- portgeo = <http://www.michaelsteinbacher.com/portgeo/003NewPortfolio.JPG>
- Thunderbolts Project (2011): *Electric Universe*;
<http://www.thunderbolts.info/home.htm>
- Tuscaloosa (2011): *4/27/11 - Tuscaloosa Tornado*;
<http://www.youtube.com/watch?v=5ohIVzLZLuQ>
- Wikipedia (2011): *Crackpot*; <http://de.wikipedia.org/wiki/Crackpot>
- WSD (2011): *World Science Database*; <http://www.worldsci.org/>
- ZS = *Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin*; Gräfelfing

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Vom Urknall zum Durchknall

Die abstruse Jagd nach der Weltformel

Eine Rezension von Werner Frank

Unzicker, Alexander (2010), *Vom Urknall zum Durchknall. Die abstruse Jagd nach der Weltformel*; Springer Verlag, Heidelberg · Dordrecht · London · New York, 330 S.

Die Physik ist großenteils in eine Sackgasse geraten – dies ist der Tenor des Buches von Alexander Unzicker, welches 2010 beim renommierten Springer-Verlag erschienen ist. Genauer gesagt, es handelt von der Physik der ganz großen Dimensionen, d.h. von Astrophysik und Kosmologie und der Physik der ultrakleinen Abmessungen, also der subatomaren Elementarteilchen-Physik. Nicht die Rede ist dagegen von der Physik des dazwischenliegenden Reiches, der Festkörperphysik, Halbleiterphysik, Optik, makromolekulare oder Polymerphysik – also von den Säulen, auf denen die moderne Informationstechnologie aller Sparten ruht – diesen Disziplinen geht es prächtig, der durch sie erarbeitete technische Fortschritt ist für jedermann zu spüren.

Wozu also ein solches Buch? Es geht dem Autor darum, die Schwierigkeiten aufzuzeigen, in welche die Makro- und Mikrophysik geraten ist, weil nun Beobachtungen gemacht wurden, die in die bisherigen wohletablierten Theorie-Gebäude nicht so recht hinein passen; und wie diese dazu führen, dass an etablierten Paradigmen nicht nur festgehalten wird – das wäre noch zu verstehen – sondern dass jegliche ideenmäßige Abweichung zur ‘Ketzerei’ erklärt wird. Da ist z.B. die Beobachtung, dass ferne Galaxien mit einer solchen Geschwindigkeit rotieren, dass sie eigentlich per Fliehkraft längst auseinander geflogen sein müssten. Man half sich, in dem man zusätzliche Materie postuliert, die zwar Schwerkraft ausübt, aber keinerlei Strahlung von sich gibt – daher die Bezeichnung: Dunkle Materie. Niemand weiß, wie sie beschaffen ist, aus was sie besteht, wie sie sich gegenüber unserer ‘normalen’ Welt verhält.

Es kam noch schlimmer: 1998 entdeckte man bei der Beobachtung von Super-Nova-Explosionen, dass das Weltall nicht nur sich ständig vergrößert, also sich aufbläht, sondern dass dieses auch noch beschleunigt geschieht. Welche Kraft treibt diesen Vorgang an? Man half sich und postulierte die „Dunkle Energie“, ein Etwas mit abstoßender Gravitation, von dem niemand auch nur die geringste Vorstellung hat, wie es denn beschaffen sei. Man ist an das Faust-Zitat erinnert: „denn wo die *Begriffe* fehlen, da stellt ein *Wort* zur

rechten Zeit sich ein!“ Nichtsdestotrotz wird aber der prozentuale Anteil der drei Substanzen: Dunkle Energie – Dunkle Materie – normale Materie im gesamten Weltall mit 72 : 25 : 3 angegeben. Dass sich Unzicker über diese relativ präzisen Angaben von etwas, das man überhaupt nicht kennt, aufregt und eine gehörige Portion Spott und Hohn darüber kippt, wundert den Rezensenten nicht.

Es geht dem Autor um folgendes: Wenn man eine Beobachtungsreihe mit einer mathematischen Theorie beschreiben will, so sollte diese Theorie möglichst wenige willkürliche Konstanten – sog. frei wählbare Parameter – enthalten. Zum Beispiel enthält das Newton'sche Gravitationsgesetz, das die Bewegungen der Planeten in unserem Sonnensystem in weiten Bereichen sehr gut beschreibt, genau einen solchen Parameter, nämlich die Gravitationskonstante. Zur Beschreibung des gesamten kosmischen Geschehens werden aber zur Zeit sechs solche Konstanten benützt. Doch jeder Physiker weiß, dass man, um einen aus Einzelbeobachtungen bestehenden Satz von Punkten in einem Koordinatensystem zu beschreiben, nur genügend Konstanten einführen muss, um einen „fit“ zu erhalten. Die Konstanten werden solange variiert, bis der mathematische Kurvenzug genügend genau wiedergegeben wird. Je größer die Zahl dieser Konstanten, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, diesen auch eine physikalische Bedeutung zuschreiben zu können. So ein mathematischer „fit“ kann als Brücke dienen – das berühmteste Beispiel ist Max Plancks Zusammenführung zweier sich scheinbar widersprechender Strahlungsgesetze (1900) durch eine Kurvenanpassung, der aber bereits nach zwei Wochen die physikalische Deutung folgte: Die Einführung des sog. Planck'schen Wirkungsquantums. Ohne eine physikalische Bedeutung der Anpassungsparameter bleibt eine Kurvenanpassung lediglich eine mathematische Spielerei; mit Physik hat das nur sehr bedingt etwas zu tun. Unzicker [18] schreibt:

„Das Problem ist, dass sie [die Astrophysiker] sich Jahrzehnte lang daran gewöhnt haben, die Natur mit immer mehr Willkürlichkeiten zu beschreiben, anstatt auf grundlegende Prinzipien zu bauen, wie es etwa Einstein stets getan hat. Wer das Nachfragen verlernt hat, findet sich mit Konzepthüllen wie Dunkler Materie und Dunkler Energie leichter ab. [...] Standardmäßige Begründung: In der Mikrophysik gebe es das ja auch“.

Er berichtet, dass man nur ganz vereinzelt Zweifel liest, ob das Newton'sche Massen-Anziehungs-Gesetz mit seiner berühmten Gravitationskonstanten in kosmischen Dimensionen noch so gilt wie in unserem Sonnensystem.

Ganz grotesk wird es dann – nach Unzicker –, wenn man die sog. String-Theorie betrachtet. Diese nennt sich „eine Theorie von allem“ (a theory of everything) und hat zum Ziel, die Mikrophysik und die Makrophysik einheitlich zu beschreiben, mit anderen Worten: die „Weltformel“ zu finden, ein

Ziel, an dem schon Einstein und Heisenberg gescheitert sind. Zum *Standardmodell* der string-Theorie sind jedoch 17 (siebzehn !) frei wählbare Parameter nötig, die kaum eine Chance bieten, jemals einzeln aus einer physikalischen Beobachtung herleitbar zu sein, schon gar nicht: je beobachtbar zu sein. Das Standardmodell mit seinem Strahlenkranz von Teilchen hat – sozusagen wie ein Gewölbeschlussstein einer gotischen Kathedrale – das sog. Higgs-Teilchen, das man bis heute nicht gefunden hat, aber finden m u s s, um das Standardmodell zu retten.

Die Hoffnung ruht auf dem Large Hadron Collider am CERN. Unzicker [256] schreibt dazu:

„Zwar gibt es eine Vorhersage für die Energie des eigentlich unabdingbaren Higgs-Teilchens, aber man könnte jede Wette darauf eingehen, dass bei negativer Evidenz sich binnen Jahresfrist ein theoretisches Modell durchsetzt, das die Nichtbeobachtung des Higgs-Teilchens zu allgemeiner Zufriedenheit erklärt. Wie ein maroder Großkonzern, von dem Wirtschaft und Arbeitsplätze abhängen, ist das Standardmodell längst too big to fail und verschlingt so Staatsgelder im übertragenen und direkten Sinne.“

Und weiter:

„Erschwert wird die wissenschaftstheoretische Krankheits-Diagnose noch durch die Tatsache, dass uns die vom Standardmodell diktierten Experimente auch einen Fortschritt vorgaukeln. Denn alles Gemessene gilt, und sei es noch so unverstanden, als Entdeckung. [...] So werden drei Fliegen mit einer Klappe erwischt: Mittel gebunden, die der Physik andernorts fehlen, ein krankes theoretisches Modell am Leben erhalten und neues experimentelles Unverständnis aufgetürmt.“ [ebd. 257]

Dieses Zitat demonstriert sowohl Unzickers herrlich offene und direkte Sprache als auch seine Grundthese, dass das Establishment der modernen Physik jeglicher neuen Idee abhold ist. Der Autor scheut nicht den Vergleich mit der hochmittelalterlichen Astronomie, als die Epizykel-Theorie der Antike sich immer weiter verkomplizierte: Sie ließ die Planeten auf Kreisen laufen, die auf anderen Kreisen rollten, die wiederum mit ihrem Mittelpunkt exzentrische Bewegungen ausführten usw. usw. Die Anzahl der benötigten Parameter zum Beschreiben der Planetenbewegung begann hoffnungslos auszufern, aber dennoch wurde es mit Klauen und Zähnen verteidigt.

(Es war dann das Viergestirn Kopernikus, Kepler, Galilei und Newton, das dem ein Ende bereitete und im Verlauf von ca. 150 Jahren der Welt ganz leise die moderne Physik geschenkt hat.)

Man liest aus dem Buch die Aufforderung, endlich wieder auf Beobachtungen zurückzugehen und sich die Köpfe zu zerbrechen, wie beobachtete Phänomene auch anders gedeutet werden können.

Der Leser bekommt bei der Lektüre so nebenbei einen sehr guten Überblick, welche theoretischen Strömungen sich im „mainstream“ der Physik sammeln, charakterisiert durch eine stattliche Sammlung von Akronymen, anhand deren man sie rasch einordnen kann. Ausführliche Anmerkungen und Literaturzitate sowie ein ordentliches Sachverzeichnis sind höchst lobenswert hervorzuheben.

Ein mutiges Buch, welches nicht nur einen Finger in die Wunde legt, sondern mit einem flotten Florett gegen verhärtete Strukturen ficht. Der Rezensent will nicht verschweigen, dass ein gelernter Physiker wohl mehr aus dem Buch zieht als ein noch so interessierter Laie.

Und zugleich ein notwendiges Buch, das die Hoffnung nährt, dass es wieder wie im 16./17. Jahrhundert einem Viergestirn, einer Troika, einem Duo oder einem Einzelkämpfer gelingt, die verhärteten Strukturen aufzubrechen.

Angeblich von den Dakota-Indianern stammt der weise Spruch: „Wenn Du merkst, dass Du ein totes Pferd reitest, steig ab.“

Prof. Dr. Werner Frank, 91807 Solnhofen, Ferdinand-Arauner-Straße 4
wfxfrank@t-online.de

*

Cern spaßt nicht. Wenige Tage nach Eintreffen dieses Artikels ging es einmal mehr um den Nachweis des oben genannten, 1964 postulierten Higgs-Boson, des sog. „Gottesteilchens“. Dies war der *F.A.Z.* (28.7.) eine Meldung wert: „Die Anzeichen für die Existenz des Higgs-Teilchens verdichten sich.“ Zwei Forschungsgruppen am Cern teilen mit,

„sie hätten mit ihren Detektoren jeweils eine erhöhte Zahl sogenannter W-Bosonen nachgewiesen, wie sie beim Zerfall eines Higgs-Teilchens theoretisch entstehen sollen. Allerdings gebe es immer noch eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass es sich um statistische Schwankungen handelt. [...] Von der Entdeckung des Higgs-Teilchens zu sprechen, ist es noch zu früh“ [*F.A.Z.*].

„Der Generaldirektor des Cern, Rolf-Dieter Heuer, erklärte jedoch während einer zurzeit in Grenoble abgehaltenen Physiker-Tagung, man werde noch in diesem Jahr die Existenz des Higgs-Teilchens beweisen können – oder im Gegenteil auch dessen Nichtexistenz“ [pai].

F.A.Z. (2011): Dem Higgs-Teilchen auf der Fährte; 27.07.

pai (2011): Spuren des Gottesteilchens. Physiker finden Hinweise auf langgesuchtes „Higgs“-Partikel; *S.Z.*, 28.07.

Gustave Le Bon: *Psychologie der Massen*

Ein Kapitel, aufgespürt von Konrad Fischer

„§ 2. Beeinflußbarkeit und Leichtgläubigkeit der Massen

Als einen der allgemeinen Charakterzüge bezeichneten wir die übermäßige Beeinflußbarkeit und wiesen nach, wie ansteckend eine Beeinflussung in jeder Menschenansammlung ist; woraus sich die blitzschnelle Gerichtetheit der Gefühle in einem bestimmten Sinne erklärt. So parteilos man sich die Masse auch vorstellt, so befindet sie sich doch meistens in einem Zustand gespannter Erwartung, der die Beeinflussung begünstigt. Die erste klar zum Ausdruck gebrachte Beeinflussung teilt sich durch Übertragung augenblicklich allen Gehirnen mit und gibt sogleich die Gefühlsrichtung an. Bei allen Beeinflußten drängt die fixe Idee danach, sich in eine Tat umzuformen. Ob es sich darum handelt, einen Palast in Brand zu stecken oder sich zu opfern, die Masse ist mit der gleichen Leichtigkeit dazu bereit. Alles hängt von der Art des Anreizes ab, nicht mehr, wie beim alleinstehenden einzelnen, von den Beziehungen zwischen der eingegebenen Tat und dem Maß der Vernunft, das sich ihrer Verwirklichung widersetzen kann.

So muß die Masse, die stets an den Grenzen des Unbewußten umherirrt, allen Einflüssen unterworfen ist, von der Heftigkeit ihrer Gefühle erregt wird, welche allen Wesen eigen ist, die sich nicht auf die Vernunft berufen können, alles kritischen Geistes bar, von einer übermäßigen Leichtgläubigkeit sein. Nichts erscheint ihr unwahrscheinlich, und das darf man nicht vergessen, wenn man begreifen will, wie leicht die unwahrscheinlichsten Legenden und Berichte zustande kommen und sich verbreiten.

Die Entstellungen, mit denen eine Masse ein Ereignis umformt, dessen Zeuge sie gewesen ist, scheinen unzählig und von verschiedener Art zu sein, da die Menschen, aus denen die Masse besteht, von sehr verschiedenem Temperament sind. Aber so ist es nicht. Infolge der Übertragung sind die Entstellungen durch die einzelnen einer Gemeinschaft alle von gleicher Art und gleichem Wesen. Die erste Entstellung, die ein Glied der Gesamtheit vorbringt, formt den Kern des ansteckenden Einflusses. Bevor der heilige Georg allen Kreuzfahrern auf den Mauern von Jerusalem erschien, war er sicher zuerst nur von einem von ihnen wahrgenommen worden. Durch Beeinflussung und Übertragung wurde das gemeldete Wunder sofort von allen angenommen.

So vollzieht sich der Vorgang von Kollektivhalluzinationen, die in der Geschichte so häufig sind und alle klassischen Merkmale der Echtheit zu haben scheinen, da es sich hier um Erscheinungen handelt, die von Tausenden

von Menschen festgestellt wurden. Die geistige Beschaffenheit der einzelnen, ans denen die Masse besteht, widerspricht nicht diesem Grundsatz. Denn diese Eigenschaften sind bedeutungslos. In dem Augenblick, da sie zu einer Masse gehören, werden der Ungebildete und der Gelehrte gleich unfähig zur Beobachtung. Diese Behauptung mag widersinnig klingen. Um sie zu beweisen müßte man auf eine große Anzahl historischer Tatsachen zurückgreifen, und dazu würden mehrere Bände nicht genügen.

Da ich aber den Leser doch nicht unter dem Eindruck unbewiesener Behauptungen lassen möchte, so will ich einige Beispiele anführen, die ich auf gut Glück aus der großen Anzahl, die man zitieren könnte, herausgreife.

[... Beispiele von Kollektivhalluzinationen]

Um aber auf die Beobachtungen zurückzukommen, die von den Massen gemacht werden, so können wir daraus schließen, daß die Kollektivbeobachtungen die verfehltesten von allen sind, und daß sie meistens nur die einfache Täuschung eines einzelnen sind, die durch Übertragung alle andern beeinflußt hat. Unzählige Fälle beweisen, daß man gegen die Zeugenschaft der Masse das größte Mißtrauen hegen muß. Tausende von Menschen erlebten den berühmten Reiterangriff der Schlacht bei Sedan, und doch ist es unmöglich, aus den widersprechenden Berichten von Augenzeugen festzustellen, von wem er kommandiert wurde. Der englische General Wolseley hat in einem neuen Buch den Beweis erbracht, daß man bis jetzt über die wichtigsten Ereignisse der Schlacht bei Waterloo, obwohl Hunderte von Zeugen sie beglaubigt hatten, in größtem Irrtum befangen war.

All diese Beispiele zeigen, ich wiederhole es, wie wenig Wert die Zeugenschaft der Massen hat. Die Lehrbücher der Logik zählen die Übereinstimmung zahlreicher Zeugen zur Klasse der sichersten Beweise, die man zur Erhärtung einer Tatsache erbringen kann. Aber was wir von der Psychologie der Massen wissen, zeigt, wie sehr sie sich in diesem Punkte täuschen. Die Ereignisse, die von der größten Anzahl von Personen beobachtet wurden, sind sicher am zweifelhaftesten. Zu erklären, eine Tatsache sei von Tausenden von Zeugen gleichzeitig festgestellt worden, heißt erklären, daß das wirkliche Ereignis von dem angenommenen Bericht im allgemeinen erheblich abweicht.

Aus dem Vorstehenden folgt klar, daß die Geschichtswerke als reine Phantasiegebilde zu betrachten sind. Es sind Phantasieberichte schlecht beobachteter Ereignisse nebst nachträglich ersonnenen Erklärungen. Hätte uns die Vergangenheit nicht ihre Literaturdenkmäler, ihre Kunst- und Bauwerke hinterlassen, so wüßten wir nicht die geringste Tatsache von ihr. Kennen wir ein einziges wahres Wort über das Leben der großen Männer, die in der Menschheit eine hervorragende Rolle spielten? Höchstwahrscheinlich nicht. Im Grunde hat übrigens ihr tatsächliches Leben recht wenig Interesse

für uns. Die legendären Helden, nicht die wirklichen Helden haben Eindruck auf die Massen gemacht.

Leider sind die Legenden selbst nicht von Dauer. Die Phantasie der Massen formt sie je nach den Zeiten und den Rassen um. Vom grausamen Jehova der Bibel bis zum Gott der Liebe der heiligen Therese ist ein großer Schritt, und der in China verehrte Buddha hat mit dem in Indien angebeteten keinen Zug gemein. Es bedarf nicht des Ablaufs von Jahrhunderten, damit sich die Heldenlegende in der Phantasie der Massen wandelt, diese Wandlung erfolgt oft innerhalb weniger Jahre. Wir haben in unsern Tagen erlebt, wie sich die Legende eines der größten Helden der Geschichte in weniger als fünfzig Jahren wiederholt verändert hat. Unter den Bourbonen wurde Napoleon zu einer idyllischen, menschenfreundlichen und freisinnigen Persönlichkeit, einem Freunde der Armen, die, wie der Dichter sagt, sein Andenken in ihrer Hütte für lange Zeit bewahren würden. Dreißig Jahre später war der gutmütige Held zu einem grausamen Despoten geworden, zu einem Usurpator von Macht und Freiheit, der drei Millionen Menschen nur zur Befriedigung seines Ehrgeizes geopfert hatte. Gerade jetzt wandelt sich die Legende wieder. Wenn einige Dutzend Jahrhunderte darüber hingegangen sind, werden die zukünftigen Forscher angesichts dieser widersprechenden Berichte vielleicht das Dasein des Helden bezweifeln, wie wir bisweilen das Dasein Buddhas bezweifeln, und werden dann in ihm nur einen Sonnenmythus oder eine Fortentwicklung der Herkulesgeschichte erblicken. Zweifellos werden sie sich über diese Ungewißheit leicht trösten, denn da sie eine bessere psychologische Erkenntnis haben werden als wir heutzutage, so werden sie wissen, daß die Geschichte nur Mythen zu verewigen vermag.“

Gustave Le Bon (1841–1931), zitiert nach Kröners Taschenausgabe, Band 99, 51.–54. Tausend der autorisierten Übersetzung, 1951, Alfred Kröner Verlag Stuttgart. Französische Originalausgabe: *Psychologie des Foules* (1895)

Konrad Fischer, Hochstadt

Allerlei

Einmal mehr gutgegangen: Erst am 22. 07. entdeckt, rauschte am 27.07. der Apollokörper 2011MD an uns vorbei – mit einer Geschwindigkeit von 100.000 kmh in 12.000 km Entfernung! Das entspricht keinen 3 % des Abstands von Erde und Mond. Es handelte sich um ungefähr einen 2-Tonner, der gleichwohl nach seinem mutmaßlichen Zerschellen keine Gefahr für die Menschheit dargestellt hätte – die obligate Beschwichtigung.

*

Der Stichling ist Verhaltensforschern bekannt dafür, dass er leicht durch Pappattrappen erregbar ist, sich aber in jedem Fall um Nestbau und Aufzucht der Jungen kümmert. Den Paläontologen Michael Bell erregt, dass ein dreistacheliger Stichling (*Gasterosteus doryssus*) im US-amerikanischen Lake Truckee 98.000 Jahre lang in zwei Arten vorkam. Dann starb die Hauptlinie aus, worauf die Nebenlinie binnen 2.500 Jahren den Beckengürtel verlor, aber nicht schrittweise, sondern zur Gänze. „Evolution, meint Michael Bell, scheint manchmal doch in großen Schritten erfolgen zu können.“

Ein Fund von Peter Mikolasch, Wien

Swaaf, Kurt de (2010): Der Fisch, der Darwin verblüfft hätte; *Der Standard*, Wien, 05. 01., nach *Journal of Fish Biology*: Implications of a fossil stickleback assemblage for Darwinian gradualism.

*

DNA und Mumien. Wissenschaft lässt staunen: Carsten Pusch und Albert Zink haben in monatelanger Arbeit die DNA-Analyse der Mumie des Tutanchamuns abgeschlossen und publiziert; mit ihr wurde die Prüfung der Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den 'Amarna-Mumien' überhaupt erst möglich. Doch gibt es eine konträre Gruppe von Forschern – darunter Tom Gilbert, Franco Rollo und Eske Willerslev –, die derartige DNA-Analysen für einfach nicht machbar hält. Für sie sind sämtliche Ergebnisse durch Kontamination erklärbar. Außer: Die Toten sind in der Kälte Grönlands oder Sibiriens konserviert worden. Dann bestimmen auch diese „Skeptiker“ jahrtausendealte DNA. Der Streit lässt daran denken, dass die Mumienforscher in Atlanta zu Beginn dieses Jahrtausends noch nicht in der Lage waren, bei der „Ramses I.“-Mumie von den Niagara-Fällen die DNA zu bestimmen.

Hoffmann, Meinhard (2004): Nofretete und Eje identifiziert! Forensische Medizin und die Pharaonenmumien; *Zeitsprünge* 16 (2) 462-483

Marchant, Jo (2011): Paläogenetik. Der Fluch der alten DNA. Neue Sequenziermethoden könnten einen alten Streit schlichten; *spektrumdirekt*, 03. 06. 11
www.wissenschaft-online.de/artikel/1073108

*

Die *Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur* (HTWK) Leipzig gestaltete die Ringvorlesung für das Studium Generale im Sommersemester zu einer Gedenkveranstaltung für Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemitz (1946–2010). Prof. Klaus Bastian stellte die Veranstaltungsreihe unter das Motto „Querdenker – Wissenschaft außerhalb gängiger Paradigmen“. Aus unserer aktuellen Gruppierung kamen Gunnar Heinsohn, Ulf Heinsohn und der Herausgeber zu Wort, weitere Vorträge hielten Nicolas Barro, Christian Blöss, Martin Schubert, Hans-Joachim Stadermann, Ronald Starke und nicht zuletzt Klaus Bastian, der fünf Veranstaltungen selbst bestritt und die übrigen leitete. Sie waren übrigens alle via Internet live verfolgbar.

*

„Im Mittelalter hatten die großen Sünder ihrer Zeit ein starkes Unrechtsbewusstsein, aus dem heraus sie sich bereitwillig Buße für ihre Untaten auferlegten. Der sächsische Markgraf Gero wurde von König Otto I. 936 mit der Kriegsführung gegen die Slawen an Saale und Elbe beauftragt, die ihr Stammesgebiet nicht räumen und sich nicht christianisieren lassen wollten. In den erbitterten Kämpfen bezwang Gero die Slawen durch eine schäbige List: Er ließ 30 slawische Fürsten bei einem Gastmahl unter Alkohol setzen und dann ermorden. In der Schlacht an der Raxa veranlasste er, dem Berater seines Gegners Fürst Stoignew die Augen auszustechen und die Zunge herauszureißen, außerdem alle 700 gefangenen Slawen zu enthaupten“

Gottfried Kiesow [Editorial von Heft Nr. 3/2011 von *Monumente. Magazin für Denkmalkultur in Deutschland*].

Unfeine Sitten. Gero hat dann St. Cyriakus in Gemrode gestiftet. Ist das der Ursprung der Sage vom Sachsenschlächter Karl?

Birgit Liesching, Überlingen

*

Aachen kämpft genauso wie Köln (S. 305) um seine ungestörte Kontinuität durch zwei Jahrtausende. Nun wurde einmal mehr auf dem Katschhof zwischen Dom und Rathaus gegraben. Und siehe da:

„Aachen ist durchgängig besiedelt gewesen, die Römer haben sich nicht im 4. Jahrhundert zurückgezogen und Ruinen hinterlassen, wie man früher angenommen hat, sondern »sind nie weg gewesen«.“ [Hautermans]

Hauptindiz dafür ist ein Graben, der ins römische 5. Jh. datiert wird und in dieser Zeit einen schützenswerten Ort umgeben haben muss. Er hat V-förmigen Querschnitt, eine Breite von 6 m, eine Tiefe von 2,50 m und konnte auf 20 m Länge freigelegt werden [Karbach]. Die Stadtarchäologen

„hatten eher an Funde aus dem 6. bis 9. Jahrhundert gedacht, etwa der Merowinger oder Franken. Doch diese befinden sich in anderen Teilen des Katschhofs, wo sie vor Jahren [...] weggebaggert wurden.“ [ebd.]

Der Spitzgraben wird ins 5. Jh. datiert, ebenso wie das Fragment einer Keramikschißel, das christliche Symbolik zeigt: Kelche und Traube, die sich auf anderer Tonware mit Taube und Christogramm fortsetzen. „Das ist das älteste Fundstück Aachens mit christlicher Symbolik.“ [ebd.]

Nun rätseln die Archäologen Andreas Schaub und Markus Pavlovic, warum die Aula genau auf den Überresten römischer Eisen- und Bronzeproduktion errichtet worden ist. Dabei müssten um 800 die „Reste der Bebauung noch sichtbar gewesen sein“. Entstand die Aula Regia im Gewerbegebiet, neben Schlackehalden und Schmelztiegeln? Ein Indiz mehr dafür, dass hier kein Karl um 800, sondern ein anderer König auf der mittlerweile überwucherten Fläche nach 1100 gebaut hat.

Hautermans, Heiner (2011): Karl ließ sich auf römischen Resten nieder; *Aachener Zeitung*, 15. 07. (im Internet am 14. 07.)

Karbach, Thorsten (2011): Ein neues Kapitel Aachener Geschichte wird geschrieben; *az-web.de*, 14. 07.

*

Neu von Prof. **Wilhelm Kaltenstadler**: *Die Vorreden in der »Historia Francorum« von Gregor von Tours*. Mit einem Vorwort von Prof. Illo Humphrey als Bd. V der Jerusalemer Texte (Jerusalem-Akademie Hamburg); Bautz Verlag, Nördhausen. 98 Seiten, 7 Abb., 15 €

*

Neu von **Charles Ginenthal**: *Pillars of the Past. Volume III: Egypt and Palestine*. Forest Hills, New York, 624 S., 3 Abb. Erwerbsmöglichkeit: Je Band 55 US\$ an *Charles Ginenthal, 65-35 108th Street, Forest Hills NY 11375 USA* als Vorauszahlung in Bargeld oder mit Scheck einer amerikanischen Bank.

*

„»Pluto totzuhalten ist harte Arbeit«, sagt [Astronom und Planeten-Killer Mike] Brown. »Mean Very Evil Men Just Shortened Up Nature« (»gemeine, teuflische Männer haben gerade die Natur beschnitten«) – dieser Planeten-Merksatz, eingesandt von einem enttäuschten Pluto-Fan, ist noch einer der heiteren Kommentare. Schlimmer seien die obszönen Anrufe und E-Mails, die er bis heute erhalte, sagt Brown“.

Wird Karl totzuhalten sein, wenn ihn das erste Fachbuch eliminiert? Die Fach- und Medienwelt wird sich bis auf weiteres wohl totstellen.

Zitat Bethge, Philip (2011): Der Pluto-Killer; *Der Spiegel*, 5/2011, 31.01., S. 110

Neu von **Heribert Illig**: *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*. 199 S., 56 Abb. auf 31 S. Pb. 14,90 €; Mantis Verlag
Hier wird buchstäblich der große Hammer gegen Karl in Stellung gebracht. Fortsetzung und Finale des 15 Jahre alten Buches *Das erfundene Mittelalter*.

*

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandspporto)

- Illig, Heribert (2011): **Aachen ohne Karl den Großen**. Technik stürzt sein Reich ins Nichts. 200 S., 56 Abb., Pb., 14,90 €, für Abonnenten 13,90 €
- Illig, Heribert (2011): **Die veraltete Vorzeit**. Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- Illig, Heribert (2010): **Geschichte, Mythen, Katastrophen**. Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb.-Seiten, Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (2010): **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- Heinsohn, Gunnar (2009): **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- Kerner, Martin (2009): **Bronzezeitliche Astronomie**. Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- Illig, Heribert (2008): **Die Chiemseelöcher**. Neue Sicht auf alte Kunst, 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- Franz, Dietmar (2008): **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung**. Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- Kerner, Martin (2007): **Vom Steinbeil zum Pantheon**. Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- Heinsohn, Gunnar (2007): **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., Pb.; 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- Thiel, Werner (2005): **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- Heidrich, Specht K. (2004): **Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia**. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- Illig, Heribert · Löhner, Franz (2003): **Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit**. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- Weissgerber, Klaus (2003): **Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 9,80 €
- Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €
- Menting, Georg (2002): **Die kurze Geschichte des Waldes**. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte, 170 S., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- Siepe, Franz (2002): **Fragen der Marienverehrung**. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- Tamerl, Alfred (1999): **Hrotsvith von Gandersheim**. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- Illig, Heribert (1996): **Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., für Abo. 5,- €
- Sonnenschmidt, Reinhard (1994): **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €
- Zeitensprünge**. Interdisziplinäres Bulletin, 2011 im 23. Jahrgang. Vorauss. mehr als 700 Seiten, innerhalb von Deutschland 40,- €, außerhalb 45,- €.

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 23, Heft 2, August 2011

- 259 Editorial
- 260 Diebitz, Stefan: Ödipus und Echnaton. Besprechung eines aktuellen Buches / Erinnerung an ein Werk Velikovskys
- 270 Ernst, Otto: Zur Genealogie der Amarna-Herrscher
- 277 Weissgerber, Klaus: Zu den Fragen eines kritischen Lesers
- 280 Bannier, Knut: Griechische Philosophiegeschichte auf Abwegen
- 285 Illig, Heribert: Das Wirken der Zisterzienser
- 291 Ristow, Klaus: Christliche Eremiten auf dem Disibodenberg
- 295 Illig, H.: *Capitulare de villis* als Verwaltungssorgie
- 305 Illig, H.: Kölns Leiden an der Archäologischen Zone.
- 309 Laszlo, Renate: Warum muss Alkuin in der Phantomzeit sterben?
- 339 Illig, H.: Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz
- 355 Giesinger, Nobert: Mondfinsternisse und Jupiterbedeckungen. Ein Querverweis zur Phantomzeitdauer?
- 367 Weissgerber, K.: Zu Konstantin VII. Porphyrogennitus
- 375 Meisegeier, Michael: Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh! Teil 2: Italien (ohne Rom) und Thessaloniki
- 402 Anwander, Gerhard: Kritik am spätantiken Byzanz, insbesondere an Justinian I.
- 424 Illig, H.: Byzanz im Visier. Erinnerung und Zukunft
- 429 Heinsohn, Gunnar: Ist die Spätantike eine Phantomzeit?
- 457 Heinsohn, G.: Bato und Attila. Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels
- 474 Illig, H.: Starb Karl der Große in Pompeji? Eine Rezension
- 476 Kaltenstadler, Wilhelm: Dattenböck und das Nibelungenlied. Eine Buchbesprechung
- 478 Otte, Andreas: Bill Gaede's „Why God doesn't Exist“. Eine Radikalkritik der mathematischen Physik
- 494 Otte, A.: Crackpots of the world – unite! Die 18. jährliche Konferenz der *Natural Philosophy Alliance*
- 505 Frank, Werner: Vom Urknall zum Durchknall. Die abstruse Jagd nach der Weltformel. Eine Rezension
- 509 Le Bon, Gustave: *Psychologie der Massen* / Konrad Fischer
- 512 Allerlei
- 515 Verlagshinweise

ISSN : 0947-7233